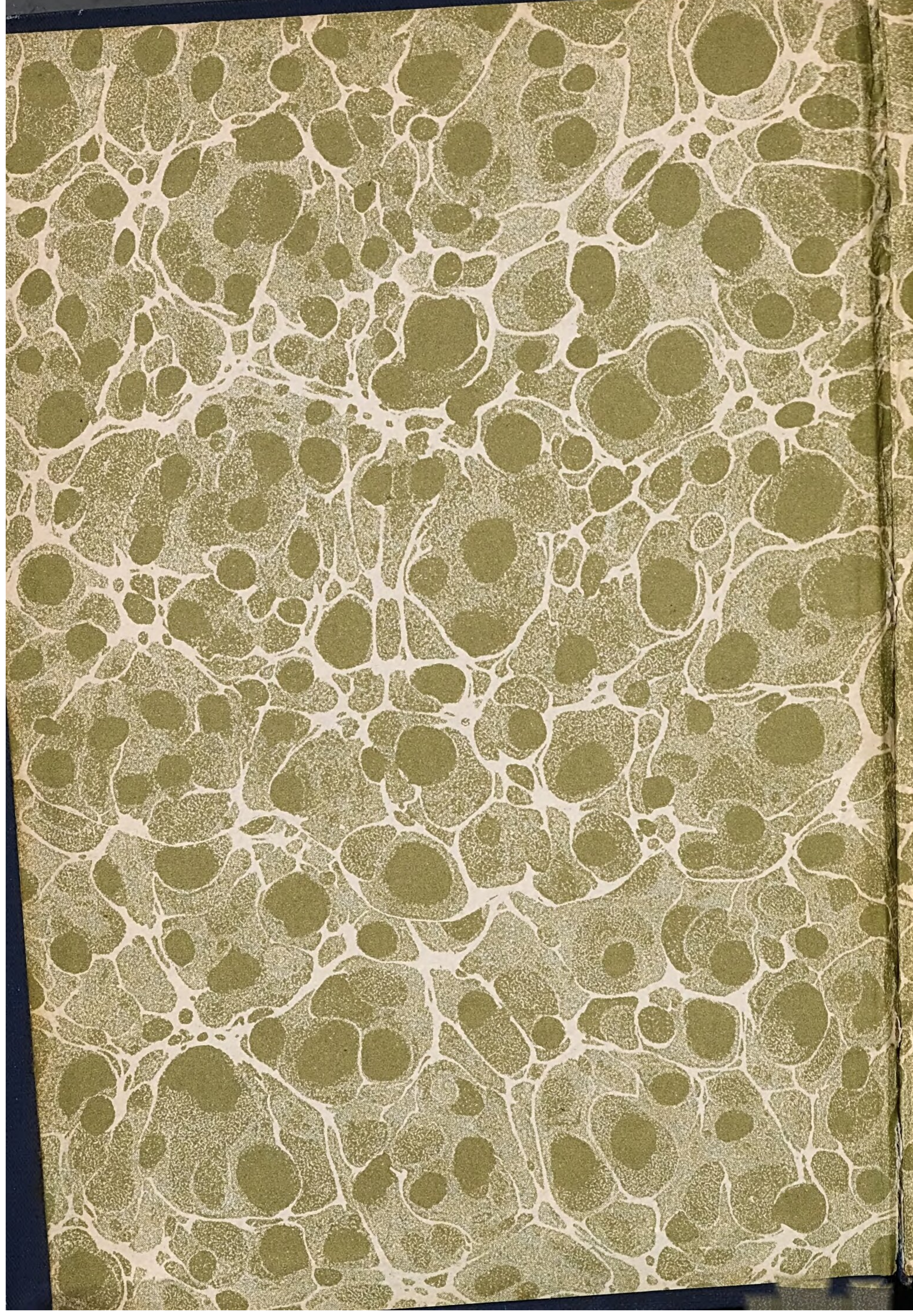
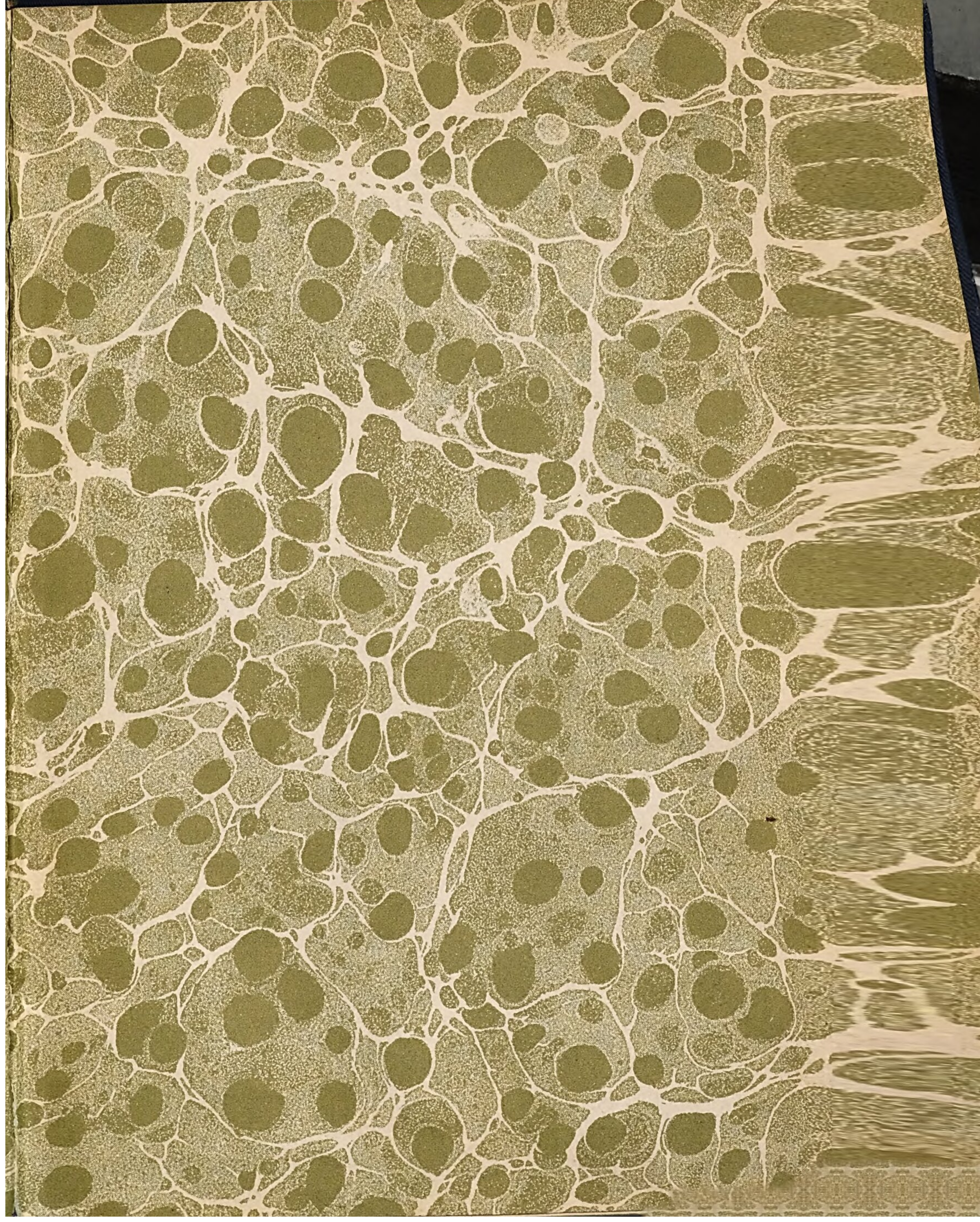






Th. U.

157 90

Dpl.
Th. U. 157 *gc*

VADEMECUM

FÜR

ANGEHENDE THEOLOGEN

VON

*aus einem
Einband*
DR. FR. H. R. v. FRANK,

GEHEIMRAT, O. PROFESSOR DER THEOLOGIE.

ERLANGEN UND LEIPZIG.

A. DEICHERT'SCHE VERLAGSBUCHH. NACHF.

(GEORG BÖHME).

1892.

Gleg 160/33

+





VORWORT.

Wer zumeist auf dem Felde der Systematik Dienst gethan, den gelüftet's wohl, den festgeschlossenen Waffenrock einmal aufzuknöpfen und in freierer Weise sich zu ergehen. Zumal wenn inzwischen einige Erfahrungen gleichwie im kirchlichen Leben überhaupt so vornehmlich im akademischen Lehramt ihm erwachsen sind, deren Aussprache der jüngeren Generation zu gute kommen könnte.

Dass diese Generation gerade bei der gegenwärtigen Lage der Theologie einer Beratung bedürftig erscheint, darf man unter anderm aus den hierauf bezüglichen, kürzlich erschienenen Schriften Kählers und Luthardts entnehmen. Vielleicht — ich hoffe es — ist meine Arbeit neben der ihrigen nicht ganz überflüssig.

Meinem speziellen Berufe gemäss habe ich mein Augenmerk besonders auf die Einführung in die systematische Theologie gerichtet; und schon infolgedessen kam es mir nicht bloss darauf an, den ersten Anfängern Handreichung zu thun, sondern die „angehenden“ Theologen auch bis ans Ende des Universitätsstudiums und darüber hinaus zu geleiten. Denn „angehende“ Theologen sind doch in gewissem Sinne auch die andern, welche die Bänke der Auditorien schon verlassen haben: sie und wir mögen täglich daran gehen, rechte Theologen zu werden, weil auch in dieser Hinsicht wirs noch nicht ergriffen haben oder schon vollkommen sind.

Erlangen, den 29. Mai 1892.

Dr. v. Frank.

INHALT.

	Seite
I. Lebensaussichten	I
II. Den Aufrichtigen lässt es Gott gelingen	35
III. Anfang des Universitätsstudiums	86
IV. Universitätsleben	149
V. Mitte und Ende des Universitätsstudiums	195
VI. Persönliche Lebenshaltung	329

I.

Lebensaussichten.

Wer einmal jung gewesen ist, weiss davon zu reden, mit welchen Gefühlen und Erwartungen er bei der Wahl seines Berufes in die Zukunft hinausblickte. Es geht nicht immer sehr ideal dabei zu. Denn wir leben in einem realistischen Zeitalter, und der weithin fühlbare Druck beengter äusserer Verhältnisse, der auch auf unserer Jugend lastet, wirkt wesentlich mit bei der Ausgestaltung ihrer Zukunftsbilder. O es sind zum Teil recht dürre, philiströse Gesellen, welche dem Studium der Theologie sich widmen! Bei anderen Fachwissenschaften kann man's schon eher verstehen, wenn vorherrschend nur der Gedanke an das Fortkommen, an die Lebensstellung es ist, welcher die Leute bewegt und einem bestimmten Studium zuführt. Nicht das ist das Nächste, dass man sich vornimmt, eine segensreiche Thätigkeit, auf welchem Gebiete des Lebens immer, zu entfalten, auch nicht einmal diejenige innere Befriedigung, welche aus dem Ein-

klang von Neigung und Begabung mit der entsprechenden Wirksamkeit erwächst. Sondern die Befriedigung erwartet man in erster Linie von dem behaglichen sorgenfreien Lebensgenuss, für welchen der Beruf und die Berufsarbeit das Mittel bildet; man hat Freude an der Arbeit, wenn sie diesen Zweck erfüllt, man klagt darüber und wird ihrer überdrüssig, wenn der Erfolg ihrer Mühe nicht entspricht. In dieser Hinsicht ist vielfach zwischen den höheren, liberalen Berufsarten und dem Handwerk kein wesentlicher Unterschied; wir sehen den Handwerker mit Vergnügen seine bisherige Beschäftigung aufgeben, wenn sich ihm sonstwo ein einträglicher Posten darbietet; und wenn ein studierter Bürobeamter seltener dazu kommt, so liegt es hauptsächlich nur daran, dass die gewonnenen Kenntnisse und Fertigkeiten ihn innerhalb seiner Sparte festhalten. Ausnahmen sind es, wenn solch ein Mann mit Begeisterung von seinem Berufe redet, von der segensreichen Bedeutung solcher Berufsarbeit für das gemeine Wohl: denn in aller Art des Berufs sind die regelmässig wiederkehrenden, handwerksmässig zu erledigenden Geschäfte die häufigsten, die, welche den grössten Teil des Tages ausfüllen; und Neues zu schaffen, eingreifend zu wirken, ist nur wenigen, diesen aber auch nur hie und da gegeben.

Und doch kann der Mensch von den relativen Gütern, die ihm hier geboten werden, nicht leben; er kann in ihnen keine letzte Befriedigung finden. Gewiss gibt es gar viele, die inmitten solcher irdischen Be-

schäftigung des Lebens in endlichen Interessen und Gütern sich der ewigen Bestimmung erinnern, wie der christliche Glaube sie uns erschliesst und erreichen lässt. Sie ordnen alsdann ihr irdisches Tagewerk, die Sorgen und Mühen des täglichen Lebens mit grösserer oder geringerer Sicherheit jenem höchsten Zwecke unter und gewinnen damit zugleich die rechte Wertung auch für das scheinbar Gleichgiltige und Unbedeutende. Aber ein nicht geringer Teil — das darf man wohl behaupten — kommt nicht zu diesem Ziele. Wenn der Gedanke des höchsten Gutes, wie er durch den Religionsunterricht, durch die Eindrücke christlicher Umgebung ihnen vermittelt ward, keineswegs aus ihrem Gesichtskreise heraustritt, so gewinnt er in ihnen doch nicht diejenige Kraft, welche erforderlich wäre, um das gesamte natürliche Leben, die häuslichen Geschäfte, die Berufsarbeit in den Dienst desselben treten zu lassen. Man lebt in dem gewohnten Schlendrian des Tages fort, freut sich der dazwischen einfallenden behaglichen Stunden, erneuert gelegentlich im Geiste die Ideale der Jugend, die fröhliche, in der Erinnerung sich verklärende Studentenzeit, oder man schafft sich im Gedanken an Exaktheit und Strenge „im Dienst“, an die Bedeutung dieses Dienstes für das Gemeinwohl, in allmählich daraus erwachsender Pedanterie, ein höchstes Gut, einen Götzen, von dem man sich knechten lässt und dessen Kultus wenigstens eine vorübergehende Befriedigung gewährt.

So in vielen Fällen das Leben derer, welche gleich

dem Theologen höheren Studien sich widmen, die Anschauung, womit sie ihrem künftigen Berufe entgegengehen, und die Weise, wie sie mit der Wirklichkeit sich auseinander setzen. Und unsere Theologen?

Nun, es wäre ein grosser Irrtum, zu wähnen, dass sie — auf ihre Mehrzahl gesehen — von wesentlich anderen Gesichtspunkten aus bei der Wahl ihres Berufes zu Werke gingen. Ja wir können uns einer Thatsache nicht verschliessen, welche sowohl dem Gymnasiallehrer wie dem akademischen Lehrer sich aufdrängt, wenn er die künftigen Theologen an sich vorbeiziehen oder an sich herankommen sieht. Es sind vielfach — denn selbstverständlich gibt es auch hier Ausnahmen — nicht die begabtesten, nicht die gewecktesten, ideal gerichteten Jünglinge, welche dem theologischen Studium sich zuwenden. Der Stand eines protestantischen Geistlichen nimmt zum mindesten in der Gegenwart, weder nach seinen äusseren Lage noch hinsichtlich seiner Wertung in den Augen der grossen Menge, „der Gebildeten“ zumal, eine Stellung ein, welche geeignet wäre, hochfliegende Gedanken der begabteren und ehrbegierigen Jugend auf sich zu lenken. So geschieht es, dass vielfach nur genügsamere Seelen, Leute von geringerer Begabung, aus niederem Stande, dem theologischen Studium sich zuwenden. Auf dem Lande, wenigstens da, wo die Bauern noch nicht so gar üppig und überbildet sind, nimmt der Pastor immerhin noch eine hervorragende Stellung ein, welche einen Schullehrerssohn

oder einen Söldnerssohn, der in der Schule „gut lernt“, bestimmen kann, dem geistlichen Stande sich zu widmen. Und in der Stadt ist es der gleiche Fall mit den Söhnen von Handwerkern, niederen Beamten u. s. w., soweit irgendwelche Schätzung der Kirche, irgendwelche Beteiligung an den kirchlichen Interessen sich unter ihnen findet. Wo aber in den Pfarrhäusern das Bewusstsein von der Hoheit des geistlichen Amtes, der darauf beruhenden Würde des geistlichen Standes fortbesteht, da wird der naheliegende Trieb der Söhne, dem Berufe des Vaters zu folgen, immer wieder dazu führen, dass von dort eine verhältnismässig grössere Zahl von Theologen hervorgeht. Die schnelle Versorgung, wie sie in den Zeiten des Kandidatenmangels stattfand, die feste, wenn auch geringe Besoldung, welche überall da hoch angesehen wird, wo man auf wechselnde und unsichere Einnahmen angewiesen ist, trug und trägt dazu bei, dass der Theologie doch immer noch mehr Jünger zugeführt werden, als man bei der ungeistlichen Gesinnung der Gegenwart erwarten könnte.

Es sind, das dürfen wir offen bekennen, keine glänzenden Aussichten, welche dem jungen Theologen sich eröffnen, weder nach seiten der Gemeinschaft, in welche er eintritt, noch nach seiten der Stellung, die ihn erwartet. Und doch darf man schon vom niederen, allgemein menschlichen Standpunkte aus behaupten, dass das evangelische Pfarramt niemals seinen Reiz und seine Anziehungskraft für die Jugend verlieren

wird. Jeder einigermaßen ideal angelegte Mensch — und ein gewisses Mass solcher Idealität dürfen wir bei unsrer deutschen Jugend doch immer voraussetzen — wird sich leicht ein wohlthuendes Bild ausmalen können von dem Leben und Wirken eines Mannes, dem die Pflege der höchsten Interessen seiner Mitmenschen, wie immer man dieselben im übrigen auffasse, anvertraut ist. Mag es sein, dass unter der gegenwärtigen Jugend überaus rüdes Gesindel sich findet, welches die auf den Gassen feilgebotene Weisheit von der Nichtigkeit alles Höheren, Uebersinnlichen, Ewigen sich aneignet, oder — wie es auch vorkommen soll — Schopenhauer'schen und Hartmann'schen Pessimismus gegen die angeblichen Illusionen der idealen Anschauungen eingetauscht hat: immerhin, so lange unsre Jugend wirklich Jugend bleibt und ein Funke deutscher Art in ihr glüht, wird dies nur eine Ausnahme von der Regel bleiben und der geistliche Beruf gerade von diesem Gesichtspunkte aus als begehrenswert erscheinen. Vor allem die Stellung und der Beruf eines Landgeistlichen — und wär's auch nur im Sinne des ehrwürdigen Pfarrers von Grünau in Vossens Louise — kann diese idealen Gedanken wecken und unterhalten. In der Stille des Landlebens, fern von dem Gehetz des städtischen Treibens, in einfachen, schlichten Verhältnissen, der geborene Führer einer an Bildung unter ihm stehenden Gemeinde, mit der Pflege derjenigen Seite des menschlichen Lebens betraut, von welcher die wirkliche Be-

friedigung des Herzens, das schliesslich allein nachhaltige Glück der Menschenseele abhängt — was könnte es, auch beim Mangel äusseren Glanzes, für einen schlichten, nicht nach hohen Dingen trachtenden Jüngling Edleres, Begehrenswerteres geben, zumal wenn das Ziel nicht allzu hohe Anforderungen an die Begabung und Kraftanstrengung des Studierenden stellt? Auch die Unabhängigkeit, die Freiheit der Bewegung, die Ungeniertheit des Lebens mag das ihrige dazu beitragen: Russland ist gross und der Zar ist weit, denkt da vielleicht mancher, unter Anwendung des Wortes auf den Herrn Dekan und das hohe Konsistorium. Und so viel ist gewiss, dass ein unter den Augen seines Vorgesetzten arbeitender Beamter, zumal bei der bürokratischen Art, welche hier in vielen Kreisen herrscht, ungleich mehr von Rücksichten eingeengt, insbesondere in der Freiheit seiner Beschäftigung beschränkt ist als etwa ein Landgeistlicher. Dieser kann, abgesehen von den Amtsgeschäften, welche doch in der Regel keineswegs alle Zeit in Anspruch nehmen, seine Beschäftigung sich wählen, sei es nun theologische oder aussertheologische, kann seinen Liebhabereien nachgehen, in Garten und Feld nützlichen Arbeiten sich widmen — der Kreis seiner Thätigkeit ist ein ausgedehnterer, der allgemeinen Bildung entsprechenderer, als wo von früh bis Abend ein und dieselbe Arbeit, oft ein überaus beschränktes Gebiet, den Beamten beschäftigt. Was dem Geistlichen, der fernab von den Kulturzentren unter seinen Bauern

sitzt, etwa an Weltbildung und Gewandtheit abgeht, kommt ihm in hohem Masse wieder ein durch die Möglichkeit eines weiteren und freier gewählten Kreises seiner Beschäftigung, vorausgesetzt, dass er nicht verbauert.

Absichtlich habe ich bis jetzt an die niedere Betrachtungsweise mich gehalten, wie sie die nächstliegende, allgemein zugängliche ist. Ich sage nicht, dass Einer Theolog im wahren Sinne des Wortes, dass er ein Pastor nach dem Herzen Gottes werde, der keine andere als diese Betrachtungsweise kennt oder es zu keiner anderen bringt. Aber dies sage ich, dass man ja nicht in schlechter Idealisierung von erträumter Höhe auf diese Niederungen herabschauen möge. Es ist auch hier dafür gesorgt, dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Man soll den jungen Leuten nicht einbilden, dass der geistliche Beruf seinem Wesen nach etwas anderes sei als auch ein Beruf, in Einer Reihe stehend mit sonstigen Berufsarten, ihnen darin gleich, dass er dazu dient, sein Leben zu fristen durch geordnete Arbeit im Dienste des Ganzen. Es ist ein Brotstudium, dem der junge Theolog sich zuwendet, ebenso wie der angehende Jurist und Mediziner. Es soll und es kann dabei bleiben, ohne dass damit an sich schon eine Schädigung des geistlichen Berufes verbunden wäre. Wer es weiss, mit welcher Not um die Bedürfnisse des irdischen Lebens die Geistlichen zu kämpfen haben, solche denen es wahrlich nicht an Verständnis der Hoheit des evangelischen

Predigtamtes und Hingebung an dasselbe fehlt, der wird nicht von vornherein es für einen Abweg erachten, wenn bei der Wahl des geistlichen Berufes der Blick darauf gerichtet ist. Dieser niedere Gesichtspunkt ist nicht unverträglich mit dem höheren, vielmehr wird nachmals der letztere in seiner Wahrheit sich dadurch zu bewähren haben, dass er unbeschadet des ersteren, in Einordnung aller natürlichen Lebensinteressen unter das höchste Ziel, fortbesteht.

Aber nun, nachdem wir jener nächsten, natürlichen Betrachtungsweise ihr Recht angethan, dürfen wir um so rückhaltloser die andere, höhere Seite der Sache zur Geltung bringen. Es kann nicht stark genug ausgedrückt werden, wie verhängnisvoll und verderblich, gleichwie für den Träger des Amts so für das Amt selbst und für die Kirche überhaupt, jene Auffassung als zuoberst herrschende wirken muss. Und zwar in der Gegenwart noch ungleich mehr als es früher der Fall war. Der damalige Gegensatz des Rationalismus war ein harmloser im Vergleich mit den Gegensätzen, wie sie zur Zeit dem Glauben gegenüberstehen. Wie verflacht und verdünnt damals immer die christliche Erkenntnis sein mochte, so war doch bei alledem der Glaube an eine ewige Bestimmung, an eine jenseitige Vollendung des Menschen aufrecht erhalten geblieben. Das war auch für einen ehrlichen Rationalisten das Ziel, auf welches er in seiner Weise hinstrebte und auf welches er als Geistlicher seine Gemeinde hinwies. Nunmehr ist das anders geworden, und wenn neuer-

dings der Rationalismus in der Ritschl'schen Schule noch einmal sein Haupt erhoben hat, so werden die Dinge hier anders verlaufen als vordem: er hat nicht die sittliche Kraft, wie sie dem alten Rationalismus vermöge seines Zusammenhanges mit der Periode des Glaubens eignete. Diese Wiederholung einer früheren Entwicklungsperiode, auch wenn sie mit stärkeren wissenschaftlichen Mitteln ins Werk gesetzt wird, hat ihrer Natur nach weniger nachhaltige Kraft und findet keine eindringende und dauernde Verbreitung in der Gemeinde. Der alte Rationalismus hatte seine Erbauungslitteratur, die aus wirklicher religiöser Stimmung hervorging und ebensolcher entgegenkam: ein Erbauungsbuch auf Grund Ritschl'scher Theologie lässt sich kaum denken, und wenn es erschiene, so würde es die Gemeinde nicht finden, für die es bestimmt wäre. Unsre jungen Theologen müssen darauf gefasst sein, mit ihrer pastoralen Wirksamkeit in eine Welt einzutreten, in welcher die Gegensätze sich schärfen und alle Vermittelungen mehr und mehr ausschliessen. Und das ist's, was ich bei Erwägung der Aussichten ihnen ganz besonders ans Herz legen möchte.

Wer in seinen Gedanken auf den idyllischen Charakter des ländlichen Pfarramtes reflektiert und darein träumend sich versenkt, der wird sich durch die Wirklichkeit mehr oder weniger enttäuscht finden. Nicht darum handelt sich's, dass etwa die Spitzen und letzten Ausläufer der ausgeprägten kirchlichen Lehre nun

der reinen Negation entgegentreten, wie das bei den konfessionellen Separatisten der Fall ist; sondern darum, ob das neue Leben, wie es mit dem christlichen Glauben in die Welt der Sünde und des Todes eingetreten, irgendwo eingedrungen und Boden gewonnen hat; wer davon etwas weiss, der erst versteht, was das Predigtamt zu bedeuten hat, und wird mit klarem Blick die Lebensaussichten würdigen, welche dieses Amt ihm bietet. Man kann nicht sagen, dass die jungen Leute, welche dem Studium der Theologie sich widmen wollen, auch nur teilweise ein klares Bewusstsein von dieser Seite und Bestimmung des Predigtamtes haben. Sie müssten, um es zu besitzen, selbst schon etwas von dem Gegensatz dieses Lebens und des geistlichen Todes erfahren haben. Und doch gibt es kein Verständnis von der Herrlichkeit des geistlichen Amtes, wenn nicht wenigstens eine Ahnung dieses Gegensatzes, wenn nicht doch ein Anfang des entsprechenden Erlebnisses vorhanden ist. Ist das nicht möglich, können wir's nicht erreichen? Der wieder auftauchende Rationalismus hat darin seine verderblichste Wirkung, dass er den in unsrer Kirche so klar herausgearbeiteten Gegensatz der alleinigen Gnade und des Synergismus zudeckt, dass er die Kluft zwischen dem natürlich-sündlichen und dem wiedergeborenen geistlichen Leben misskennt. Und doch sollte es, wo treue Religionslehrer ihres Amtes an den Gymnasien warten, nicht allzuschwer sein, die mit dem Gedanken einer theologischen Lebensstellung sich tragenden Schüler

auf diesen entscheidenden Punkt hinzuweisen und auf Grund keimender persönlicher Erfahrung in ihnen ein gewisses Mass von Verständnis dafür zu erwecken. Das gesamte A. Testament bewegt sich in diesem Gegensatz der Gerechten und der Ungerechten und die Prophetie des A. Testamentes weist auf die Zuspitzung desselben hin. Nirgend kräftiger und deutlicher als in den Schriften des N. Testamentes, in den Evangelien zumal, in der Lebensgeschichte des Herrn tritt jener Gegensatz hervor. Die Anschauung Luthers, mit dem doch die Schüler auch bekannt gemacht werden, die Grundlehre der Reformation von der Gerechtigkeit allein aus Gnaden durch den Glauben hält eben diese Spur ein. Und das dürfte einem Lehrer, welcher durch diese Stadien religiösen Lebens seine Schüler hindurchgeführt und ihnen das Auge dafür geöffnet hat, nicht allzuschwer fallen, sie den gleichen, ja den vertieften Dualismus in der Gegenwart kennen zu lehren. Das Verständnis hievon wird immer parallel laufen einem gewissen, wenn auch noch so unklaren und unvollendeten Einblick in die gegensätzlichen Mächte, die in der Seele des Schülers miteinander ringen.

Es ist nicht die Aufgabe des evangelischen Pfarramtes allein, die Lebensquellen des Evangeliums in diese Welt des Todes ausströmen zu lassen. Die christliche Gemeinde, welche im Glauben ihrem Herrn verbunden Eine ist von Anfang an, trägt in sich die Kräfte des ewigen Lebens, sie ist die Stadt, die auf

dem Berge liegt und deren Licht nicht verborgen bleiben kann. Ein jeder einzelne in der Masse als er Anteil hat an dieser Gemeinde, und je nach den besonderen Gaben, die ihm als Glied des Ganzen eigen sind, ist Träger und Vermittler der Lebenskräfte, welche der Welt aus der Fülle des in Christo beschlossenen Heils zu gute kommen sollen. Es sind nicht die Jünger als künftige Apostel allein, denen das Wort (Matth. 5, 13) gilt: Ihr seid das Salz der Erde; sondern dies gilt ihnen, insofern sie von der geistlichen Armut und dem Leide darüber hindurchdringen zum Besitz der Gerechtigkeit und Herzensreinheit und darum der Welt gegenüber friedebringend und leidend zu stehen kommen wie ihr Herr. Aber allerdings fasst sich nun diese geistliche Influenz der Gemeinde auf ihre Umgebung, insoweit sie einsetzungsgemäss durch die Mittel des Wortes und der Sakramente geübt wird, sonderlicherweise zusammen in dem geistlichen Amt, dessen Träger die Diener des Wortes sind. Wer von dieser Seite her hinausblickt auf das Amt, für welches er als Theolog sich zu bereiten im Begriffe ist, der kann nicht hoch genug den Enthusiasmus spannen, mit welchem er seinem Lebensberuf entgegengeht. Alles was sonst menschlich interessant, ideal, befriedigend an diesem Amte sein mag, was auch einen christlich unerfahrenen, aber doch höher organisierten Menschen dahin ziehen kann, tritt alsbald zurück hinter jene Eine Erwägung, etwa so wie die mancherlei edlen Perlen, denen der Kaufmann nachstrebte, in seinen Augen

zurücktraten hinter die eine kostbare Perle, auf welche er unversehens gestossen. Wiederum all das Niedrige und Widrige, welches mit solchem Amte sich verbindet, die Dürftigkeit des äusseren Lebens, der untergeordnete Rang, der Spott und die Verachtung der Weltkinder — alles dieses wird überströmt und hinweggeschwemmt von der Flut seliger Erwartung, von welcher das Herz des Jünglings getragen wird im Gedanken an die unvergleichliche Bestimmung des priesterlichen Amtes. Und das ist keine Erwartung, welche etwa nur auf Jugendträumen beruhte und mit den steigenden Jahren als Illusion sich herausstellte. Im Gegenteile, je länger ein Mensch lebt, je älter ein Christ wird, um desto mehr fühlt er die Nichtigkeit all der Güter und Freuden, welche bis dahin sein Herz an sich zogen und erfüllten. Es ist das eine gemeinsame Erfahrung des natürlichen wie des geistlichen Menschen, nur mit verschiedenem Erfolg. Dort knüpft sich daran Resignation, Abgestumpftheit, Blasiertheit, Pessimismus; hier verbindet sich das Bewusstsein von der Vergänglichkeit und Nichtigkeit alles irdischen Genusses, auch wenn es an sich ein erlaubter ist, mit der stillen, seligen Freude, welche das Herz im Frieden seines Gottes geniesst. Freilich nur wer Dessen am eignen Herzen inne geworden ist, wird auch im stande sein, dasselbe in den Seelen der seiner Obhut und Führung Anvertrauten wahrzunehmen und demgemäss seine Thätigkeit zu bestimmen.

Ihr, die ihr in christlicher Zucht und Umgebung

aufgewachsen oder auch durch besondere Führungen schon in der Jugend eine Ahnung davon empfangen habt und darauf hin zum geistlichen Amte Verlangen tragt, lasst euch diesen Gesichtspunkt nicht entreissen, schärft euer Auge für den Unterschied dieser Güter und Genüsse. Ohne Schwankungen und Versuchungen wird es dabei nicht abgehen. Wer euch sagt, nur bei pietistischen Erregungen, bei mystischen Gefühlschwelgereien fänden solche Schwankungen statt, der tappt in Finsternis und weiss nichts und ist seuchtig in Fragen und Wortkriegen (1. Tim. 6, 4). Es ist etwas unbeschreiblich Nüchternes und Reales, um das es sich hier handelt — der Kampf des Christenlebens, der keinem erspart wird und erspart werden soll. Ehe ein Mensch dahin kommt, fest einzuwurzeln in dem Boden der jenseitigen Welt, müssen die Stürme der Anfechtung über die junge Pflanze dahingehen: nur wer die Anfechtung erduldet, der tritt in den Stand der Bewährung ein (Jak. 1, 12).

Es ist wahr, die Gefahren sind gross, und man mag sie immerhin schon frühzeitig denen kundthun, welche ihren Blick auf das geistliche Amt richten. Es gibt keinen Beruf sonst, bei welchem die innere Sammlung, die sittliche Hebung und Konzentration überall in solchem Masse erforderlich wäre wie bei dem geistlichen. Geschäftsmässige Behandlung der Dinge verträgt sich anderwärts recht wohl mit gewissenhaftem Vollzug, hier dagegen, bei den pfarramtlichen Geschäften, ist es anders. Zwar sind unsre

Pfarrer auch mit einer nicht geringen Menge äusserlicher Funktionen belastet, bei welchen die Gewissenhaftigkeit lediglich in der Sorgfalt und in der exakten Ausführung sich zu bewähren hat. Es kommt darauf an, dass man diesen Geschäften, welche accidentiell an das Amt sich anknüpfen, ihre Stellung und ihren Wert gegenüber den eigentlichen pfarramtlichen Funktionen anweise. Da jeder Mensch, insoweit er von Natur ein Lügner ist, auch als Christ und als Pfarrer die Neigung hat, sich selbst zu belügen, so geschieht es wohl, dass man über die Unlust zur Hingabe an geistliche Beschäftigungen sich hinwegtäuscht, indem man jenen äusserlichen, mechanischen Funktionen einen übertriebenen Wert beimisst und ganz besonderen Fleiss zuwendet. Und man kann sich dabei mit der Wahrheit hinausreden, dass es allerdings mit zu dem Stande christlicher Vollkommenheit gehört, auch das Kleinste und Aeusserlichste nicht für gering zu achten, sondern es mit dem neuen Menschen in innere Beziehung zu setzen und mit den Motiven desselben zu durchdringen. Aber wer das thut, der möge die Wahrheit seiner Rede daran erproben, ob bei solch äusserlicher Akribie, bei dem Gewicht, welches man auf diese mechanischen Geschäfte legt, wirklich die Motive des neuen Lebens im Vordergrund stehen, oder ob nicht vielmehr eine Abwendung von denselben, ein Herabsinken in die ungeistliche Welt sich damit verbindet. Es ist etwas ganz anderes, ob von der Anspannung des geistlich-sittlichen Lebens, welche die

spezifisch pfarramtlichen Geschäfte fordern und mit sich bringen, man sich durch Hingabe an Bethätigungen anderer und äusserlicher Art abspannt — das ist etwas durchaus Heilsames und Notwendiges, und um deswillen schadet es nicht, wenn mit dem geistlichen Amt solche mehr äusserliche Funktionen verbunden sind — und etwas anderes, ob man nach Beseitigung jener unmittelbar geistlichen Arbeit nun erleichtert aufseufzt und seiner Lieblingsthätigkeit sich zuwendet. Der geistliche Mensch, und vom Pfarrer verlangen wir mit Recht in erster Linie, dass er ein solcher sei, soll immer er selbst sein, immer die Zügel des Regiments über all seine Lebensäusserungen in der Hand haben, mögen dieselben nun hoch oben in dem Bereiche der geistlichen Welt oder tief unten in dem Gebiete der irdischen und niedrigen Dinge sich bewegen. Denn er ist des Herrn, und diese irdische Welt ist auch des Herrn. Die Gefahr aber, welche den Träger des Amtes gemäss der Natur seiner Stellung bedroht, ist diese, dass die Steigerung inneren Lebens, welche die spezifisch-geistlichen Funktionen erfordern, durch künstliche Mittel hervorgebracht wird und nicht mehr der adäquate Ausdruck innerlicher Bewegung ist. Nichts ist natürlicher als dass Stimme und Miene des geistlich Fungierenden der inneren Bewegung, der geistlichen Hebung entsprechend sich gestalten; aber wenn nun diese Hebung im gegebenen Momente nicht vorhanden ist, so wird doch die stereotype Miene angenommen und der entsprechende Tonfall der Stimme erneuert.

Man ist bei innerer Bewegung und Rührung wohl zu einem gewissen Tremolo der Stimme gekommen, welches als durchaus sachgemäss, der Stimmung kongruent empfunden wurde; nun erneuert man dies Tremolo auch da, wo diese Stimmung nicht vorhanden ist. Oder man hat bei tiefeinschneidenden, über Leben und Heil entscheidenden Wahrheiten die Stimme ganz naturgemäss zu hohem Pathos erhoben; nun hält man dieses Pathos fest, auch wo sich's um einfachere Dinge handelt, und redet auf der Kanzel in einem Tone, den man sonst nicht leicht aus dem Munde eines Mannes hört. Soweit was wir hiermit meinen sich bloss auf sogenannte „Kanzelunarten“ beschränkt, mag die Sache hingehen, so lästig und unerbaulich auch für den Hörer solche Gewohnheiten sein mögen. Aber die Gefahr liegt tiefer und darf nicht gering geschätzt werden: es ist die Gefahr der Unwahrheit, des Widerspruchs zwischen Schein und Wesen. Man bildet sich ein, geistliche Bewegungen in sich zu tragen, während man in Stimme und Gestus sie auszudrücken sucht und auszudrücken gewohnt ist. Es braucht das noch keineswegs Heuchelei zu sein, aber es grenzt daran. Man erinnere sich, dass von dem Herrn die geistlichen Führer des Volkes im N. Testamente so häufig als Heuchler bezeichnet werden. Ihr Stand brachte es mit sich, dass sie genötigt waren, einen äusseren Schein von Frömmigkeit und Gravität anzunehmen, der ihnen doch innerlich fremd war. Sollte nicht auch heutzutage die gleiche Inkongruenz, mag sie immerhin harm-

loserer Art sein, Ursache geben zu einer Kritik, die man gern vermieden sehen möchte? Anders freilich und schlimmer ist es, wenn ein Geistlicher im persönlich sozialen Verkehr seinen Stand will vergessen machen und sich zu diesem Behufe einer Weltgewandtheit befleißigt, die gelegentlich wohl auch ins Profane sich verliert und das eigne Nest besudelt.

Wessen Auge geschärft ist zur Beurteilung der Dinge, die um ihn her vorgehen, der wird zugestehen, dass die Gefahren, welche ich hiermit zeichne, nicht bloss mögliche und erdachte sind. Man darf wohl sagen, dass kaum in einem anderen Stande es so schwer ist, die rechte Haltung zu behaupten, wie in dem pastoralen; die Würde und den Ernst, ohne welche das Amt herabgesetzt wird und die doch nur als vom Amt getragene einen Wert haben, die Einfachheit, Schlichtheit und Aufgeschlossenheit, welche allen menschlichen Interessen und Bestrebungen, Leiden und Freuden zugänglich und zu ihrer Würdigung bereit ist. Der Pastor soll als Repräsentant des Amtes, welches die Versöhnung predigt und darum den Menschen das Höchste bietet, dessen sie überhaupt theilhaftig werden können, vor keiner irdischen Grösse sich gedrückt fühlen; und aus demselben Grunde soll er den geringsten unter seinen Brüdern sich nahe und gleichstellen, als der auch nur durch die heilsame Gnade Gottes, welche allen Menschen erschienen ist, selig zu werden vermag.

Doch haben wir bisher das Schwerste noch nicht zur Sprache gebracht, was bei den Lebensaussichten

eines jungen Theologen in Betracht kommt. Die Gegensätze von Welt und Reich Gottes, wovon vorhin die Rede war, die Thatsache, dass immer nur eine Minorität sich den Kräften der zukünftigen Welt erschliesst, diese vor Augen liegende und doch so schwer zu ertragende Thatsache, dies alles mag in seiner Weise die Aussichten trüben, enthält aber doch nur was so oder anders den bisherigen Weltlauf seit Anfang der christlichen Kirche charakterisiert und womit der christliche Theolog von vornherein zu rechnen hat. Dabei war es möglich und ist wirklich eingetreten, dass eine Durchsäuerung der natürlich-sozialen Verhältnisse mit dem Sauerteige des Evangeliums stattfand, die zwar noch keineswegs eine Bekehrung der Völker, eine Christianisierung der Volksseele bedeutet, aber doch der Wirksamkeit der Gnadenmittel innerhalb der natürlichen Gemeinschaft zu gute kam, ja in ihrer Weise ein Ausdruck derselben war. Denn der Herd, auf welchem das Feuer des gottentstammenden Lebens glüht, bildet um sich her eine davon durchwärmte Atmosphäre, oder — um es deutlicher und eigentlicher auszudrücken — die gläubige Christengemeinde, welche im Zentrum des natürlichen Kosmos steht, schafft sich eine entsprechende Peripherie, und die intensiven Wirkungen, welche von ihr ausgehen, werden auch da fühlbar, wo keine Beherrschung der natürlichen Potenzen durch die geistlichen zu stande kommt. Wir haben noch einige Reste davon, die aber gerade als solche das Dahinschwinden der Sache selbst verdeutlichen. Da läutet

man wohl des Morgens und des Abends, um die Gemeinde zum Gebet aufzurufen, und ich habe wohl hie und da beobachtet, wie ein Bauersmann auf dem Lande beim Geläute sein Käppchen zu einem Vater-unser abnahm; aber in weiten Kreisen ist der Gedanke daran verschwunden oder doch im Verschwinden begriffen; die vornehmen Schulmeister, die keine Kirchendiener, sondern bloss noch Bildner des Volkes sein wollen, möchten sich gern dieser Obliegenheit entziehen; man verlegt das Läuten auf eine passendere Stunde, etwa um das Zeichen zu geben zum Eintreiben des Viehes; und vollends in den Städten wird man diejenigen zählen können, welche durch das Geläute zum Gebete sich mahnen lassen oder nur von dieser Bedeutung wissen. Man braucht noch nicht sehr alt zu sein, um sich dessen zu erinnern, wie die Kurrendschüler Choräle singend durch die Strassen zogen und vor einzelnen Häusern stehen blieben, um auf besondere Remuneration hin einen ganzen Vers dort zu singen — die Sache ist wohl jetzt überall abgethan, in Witzblättern wurde sie zuletzt besprochen und Karikaturen wurden darauf gemacht. Auch dessen erinnert man sich wohl noch, wie die Nachtwächter die Stunden mit Gesang eines geistlichen Liedes abriefen, musikalisch freilich oft zur Qual, aber doch so, dass durch die Stille der Nacht, durch das pausierende irdische Treiben gleichsam ein Signal der höheren Welt hindurchdrang — auch das ist als unzeitgemäss, wohl auch um der Parität der Konfessionen willen, um den Andersgläu-

bigen, Juden und Judengenossen, keinen Anstoss zu geben, abgeschafft. Ich will den Behörden, welche diese und ähnliche Abschaffungen verfügten, gar keinen Vorwurf daraus machen, wie es überhaupt thöricht ist, immer zunächst an die Menschen zu denken, welche Träger und Ausrichter eines sich vollziehenden Prozesses sind. Sie thaten nur was sie nicht lassen konnten, nachdem die inneren Bedingungen des äusseren Vollzugs dahin gefallen waren. Was nach der einen Seite hin Verlust, das war nach der andern Tilgung eines falschen Scheins, Gewinn an Wahrheit. Wie denn hierher auch die bürgerliche Eheschliessung gehört anstatt der bis dahin die Ehe rechtlich bedingenden kirchlichen Trauung. Aber so irrig es ist, hier alles auf den guten Willen einer christlich gesinnten Obrigkeit oder auf den bösen Willen einer anders gesinnten zurückzuführen, so gewiss haben wir in solchen und ähnlichen Erscheinungen Symptome zu erkennen, Symptome eines Lebensprozesses, der schon von langer Hand her in Auswirkung begriffen ist und, wie es scheint, gegenwärtig in beschleunigtem Tempo sich geltend macht. Ich weiss wohl, dass hier zumeist die Geister sich scheiden und auch wohl aufeinanderplatzen. Vielen schwebt noch das patriarchalische Regiment vor, wie es eine christlich gesinnte Gutsherrschaft etwa ausübte und wie es auch auf staatlichem Gebiet sein Analogon hatte. Da will man darauf halten, dass dem Volke die Religion erhalten werde, und man trägt sich mit dem Ideal eines christlichen Staates. Unter den Geist-

lichen begegnet man daher vielfach der Meinung, es müsse gegen eingerissene unkirchliche Sitten von oben her eingeschritten werden; und wenn etwa Sekten in das Gebiet der Kirche einfallen, würde man's nicht ungern sehen, dass ihnen die Gensdarmerie auf den Leib rückte.

Es würde voreilig sein, bestimmen zu wollen, wie bald und wie schnell jene Ablösung und Ausscheidung der geistlichen Potenzen aus dem natürlichen Volksleben zum Ziele gelangen werde: tausend Jahre können in solchen Dingen wie Ein Tag sein, und an Einem Tage kann sich vollziehen was sonst in tausend Jahren. Aber zweierlei steht fest, was von denen beherzigt werden möge, welche dem Dienste der Kirche sich widmen wollen: das Eine, dass in der Schrift, in den letzten Reden Jesu zumal, die Schärfung des Gegensatzes zwischen Welt und Reich Gottes als sicheres Resultat des Durchdringungsprozesses in Aussicht genommen wird; das Andere, dass zu keiner Zeit in der Kirche der Widerspruch gegen die evangelische Wahrheit solch einen Grad, solch eine Kraft und Verbreitung gefunden hat wie in der Gegenwart. Das Erste wird wohl ohne viel Bedenken zugegeben werden, und wir haben daher kaum nötig, des weiteren darauf einzugehen. Aber wenn jene Worte Christi feststehen, so wird man sich doch wohl auch kirchlicherseits darauf einzurichten und den Gang der Ereignisse darauf anzusehen haben, ob und inwiefern sie die Weissagung des Herrn ihrer Erfüllung näher bringen. Die Apostel

haben es gethan, Paulus (2. Thess. 2, 7) und Johannes (I, 2, 18), und so wird es wohl keine Schwärmerei sein, wenn auch wir in gleicher Weise auf das „Geheimnis der Bosheit“ achten, welches in Auswirkung begriffen ist. Gerade die möglichste Nüchternheit wird uns dazu verhelfen, die Zeichen der Zeit richtig zu deuten. Wie der Herr die Tage der Bedrängnis Jerusalems weissagend zusammengenommen hat mit den Tagen der Bedrängnis vor seiner Wiederkunft, so hat man gewiss ein Recht, die Verfolgungszeit in den ersten Jahrhunderten der Kirche, die Stärke des Gegensatzes und die Hitze der Drangsal jener Periode als Typus des Charakters der Endzeit aufzufassen. Aber welch ein Unterschied hinsichtlich der Intensität des Gegensatzes! Freilich nicht mit Feuer und Schwert, mit raffinierten Peinigungen tritt die gegenwärtige Welt dem Zeugnis und dem Vordringen der Kirche entgegen, und in diesem Betracht könnte es scheinen, als ob die Spannung in der Gegenwart eine geringere wäre. Aber man lasse sich doch nicht von der äusseren Erscheinung täuschen, dringe vielmehr in das Wesen der Sache ein. Nicht von ferne gleicht die Schärfe des innern Widerspruches, mit welchem die alte Welt das Christentum aufnahm und zurückstiess, der Tiefe des Gegensatzes, womit inmitten der Christenheit heutzutage das Weltbewusstsein dem christlichen Glauben sich widersetzt. Dort allerdings ein ausgelebtes, übersättigtes, innerlich hohl und irreligiös gewordenes Zeitalter, aber doch noch keineswegs unfähig, die Ein-

wirkungen des neuen gottentstammenden Lebens zu erleiden, des eignen Unheils sich bewusst und darum auch mehr oder weniger den Heilskräften zugänglich. Die Hitze des Widerspruches, des Kampfes, der Verfolgung war da nicht selten ein Symptom der Unsicherheit, welche den noch in Besitzstand befindlichen Gegner hinsichtlich seines bedrohten Dominiums ergriff: die Heftigkeit seines Aufbrausens, die Stärke des Widerstandes war zugleich ein Zeichen seiner Schwäche. Hier steht es anders. Ganz unvergleichlich höhere geistige Mächte werden im Kampfe wider das Christentum aufgeboten. Dort bei den Verfolgungen kämpfte zumeist nicht der nackte Unglaube, der vollendete Atheismus gegen die mit dem Christentum eintretende Erneuerung des Glaubens; sondern der alte, wenn auch zerfressene, aber noch im Besitz stehende Glaube, mit andersartigen, namentlich politischen Interessen, auch mit dem strikten Unglauben verbündet, erhob sich wider den unbequemen Neuling und suchte sich seiner zu erwehren. Jetzt ist es der resoluteste, der bis in die letzten Konsequenzen hinein ausgebildete, zu einem förmlichen System vertiefte Unglaube, der darum auch alle sittlichen Prinzipien, wie sie das Ergebnis einer irgendwie noch vorhandenen Religiosität zu sein pflegen, umstösst und radikal beseitigt. Und so ist's nicht bloss beim Vergleich zwischen der Gegenwart und den Anfangszeiten der christlichen Kirche. Man darf getrost behaupten, dass zu keiner Zeit, weder in der des ausgehenden Mittelalters noch gegen Ende des vorigen

Jahrhunderts, in der Zeit der französischen Encyklopädisten, irgendwie die Lossagung vom christlichen Glauben eine so prinzipielle und zugleich eine so weit verbreitete gewesen ist wie in unsern Tagen. Ohne dass wir um deswillen die Lebensregungen des christlichen Glaubens in der Gegenwart oder auch die Zahl der lebendigen Christen geringer anschlagen wollen als in der Vergangenheit. Was dem zur Zeit gesteigerten Widerspruch seine Stärke, der darin gelegenen Versuchung ihren besonderen Reiz gibt, das ist die Verbindung mit einem unleugbaren Fortschritt des Wissens und des Könnens, dessen segensreiche Folgen sich über das ganze Gebiet des natürlich-menschlichen Lebens ausbreiten. Dieser Bundesgenosse insbesondere verschafft dem Unglauben seine Siege, sowie auf der andern Seite, in wesentlichem Zusammenhange damit, eine kritische Zersetzung der Urkunden des christlichen Glaubens, wie sie in gleichem Masse, mit gleicher Schärfe niemals in der Geschichte der christlichen Kirche vorgekommen ist. Das Sensorium für die jenseitige Welt ist hier dahingeschwunden; die Setzung solch einer Welt ist von vornherein, ehe nur der Streit beginnt, im Nachteil: wie können Urkunden glaubwürdig sein, die auf Schritt und Tritt das Hereinwirken dieser jenseitigen Welt in die diesseitige bekunden, was kann die Geschichte der Kirche anders sein als das Gewebe irdischer Fäden, das Ergebnis natürlich-menschlicher Faktoren?

Ich glaube nicht, dass meine Schilderung zu schwarz

sei. Man soll mir auch nicht die entgegengesetzten Strömungen christlichen Lebens, z. B. die Werke der äusseren und der inneren Mission, entgegenhalten. Es ist ganz naturgemäss, dass bei der Schärfung des Gegensatzes zugleich mit der negativen auch die positive Seite deutlicher hervortritt, wobei ich übrigens nicht übersehe, wieviel heterogene Momente und Bestrebungen mit jenen christlichen Werken sich mischen, und dass nach dieser Seite hin uns noch eine Sichtung bevorsteht. Eins möchte ich, dass die angehenden Theologen, welche für das geistliche Amt sich vorbereiten, beizeiten sich klar machen möchten, dass die Gedanken einer christlichen Gesellschaft, eines christlichen Staates, christlicher Institutionen dermalen recht unfruchtbare sind, die zu weiter nichts führen als zu späterer Enttäuschung. Das Leben, auch das eines Christenmenschen, bringt ohnedies Enttäuschungen genug: warum wollen wir geflissentlich die jungen Leute solchen Enttäuschungen aussetzen? Und schlimmer noch als diese, weil sittlich verhängnisvoll, ist die Unwahrheit, die sich mit solchen Strebungen verbindet. Die Politiker, welche den corrosiven Mächten, den das Staatswesen, ja alle Errungenschaften der Kultur, immer stärker bedrohenden Gefahren Einhalt zu thun sich gedrungen fühlen, ergreifen ja mit Vergnügen die Hand jedes Bundesgenossen, der sich ihnen zu diesem Zwecke darbietet. Auch die Kirche ist ihnen hierfür hochwillkommen. Und den Theologen thut es wohl, wenn solch mächtige Hilfe ihnen zu teil wird: do, ut des.

Die Unklarheit in den regierenden Kreisen, wo man sich in althergebrachter Weise zum *custos utriusque tabulae* berufen glaubt, trägt das Ihrige dazu bei, um solch unnatürliche Verbindungen zu befördern. Unnatürlich — weil es dem Staate, mindestens unter den gegenwärtigen Verhältnissen, gar nicht möglich ist, das christliche Ethos durchweg seiner Gesetzgebung zu Grunde zu legen. Die Kirche dagegen versündigt sich, wenn sie ihre Thätigkeit anders normiert sein lässt, als nach den Motiven und Regeln des spezifisch-christlichen Glaubens, und die Verquickung des Einen mit dem Andern ist eine Verkümmernng ihrer Kraft, eine Trübung ihrer Lauterkeit. Daher denn auch solche „Staatspfaffen“, die, nach Weise der römischen Priester von ehemals, den Machthabern zur Seite stehen und sie beraten möchten, ganz besonders verhasst werden und diesen Hass keineswegs allein auf ihre christliche Haltung schieben dürfen. Und wenn es schon hier ohne Transaktionen und bedenkliche Connivenzen nicht abgeht, so ist es kein Wunder, dass im gegebenen Falle, wenn die Regierung einen andern Kurs steuert, man einen geeigneteren, etwa einen freisinnigen, Pfaffen sucht, der eine analoge Funktion unter dem neuen Regiment auszuüben hat, ebenso wie man die Minister und Räte bei solcher Gelegenheit wechselt.

Ich hoffe später noch auf diesen überaus wichtigen Punkt zurückkommen und denselben genauer beleuchten zu können. Hier nur wenig zur vorläufigen Abwendung von Missverständnissen. Ich weise die thö-

richte Konsequenz zurück, als ob nun ein Geistlicher, der an dem staatlichen Leben in jener zweideutigen, unlauteren Weise sich nicht beteiligt, überhaupt demselben fern bleiben müsse. Er kann und soll seine staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten ausüben, wie jeder andre, nur dass er dabei sein christliches Gewissen und die Anforderungen seines geistlichen Amtes nicht schädigt. Er würde es aber schädigen, wenn er die Dinge übel ineinander mischte und etwa unbesehens den Leuten „christliche Gesetze“, „christliche Verwaltung“ u. dergl. aufnötigen wollte. Das wäre im Grunde derselbe Gedanke, wie ihn Johann von Leyden und seine Genossen in Münster verwirklichen wollten. Nur dass man hier nachgiebiger verfährt und statt energisch durchzugreifen, einen Mischmasch von Christlichem und Unchristlichem zu stande bringt und damit in sich wie in andern das feine Sensorium für den Unterschied abstumpft oder ertötet. Wenn ein Geistlicher seine staatsbürgerlichen Rechte ausübt, so wird er für jeden, der es verstehen will, keinen Zweifel darüber lassen, dass er damit keineswegs „christliche Politik“ macht in dem Sinne, als ob nun eine christliche Partei den anderen Parteien gegenüber- und damit an die Seite trete. Sondern die Christlichkeit seines Thuns, welches er nirgend zu verleugnen hat, wird sich diesmal darin kundgeben, dass er den andersartigen Gesichtspunkt, von welchem aus hier die Dinge zu beurteilen und zu behandeln sind, erkennt und seinerseits zur Geltung zu bringen sucht. Z. B. dass er denen widersteht, welche

die kirchliche Trauung als gesetzliche Form der Eheschliessung in einer Zeit und unter einem Volke festhalten wollen, wo es ohne Vergewaltigung des nichtchristlichen Gewissens unmöglich ist, die christlichen Grundsätze hinsichtlich der Eheschliessung und Ehescheidung durchzusetzen.

Das ist, worauf unsre jungen Theologen sich beizeiten einrichten sollen, statt in Ideale sich zu verlaufen, die zu späteren Enttäuschungen führen. Es gibt sonst Ideale genug, mit denen sie ihr jugendliches Gemüt erfüllen mögen, ohne damit Schiffbruch zu leiden. Und wir wollen ja nicht so verstanden sein, als wollten wir den angehenden Jüngern der Theologie die Hoffnungen rauben, mit denen sie in ihr zukünftiges Amtsleben hineinblicken. Das Evangelium bleibt allwege eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben; und überdem wissen wir, dass der in uns ist, grösser ist, als der in der Welt ist (1. Joh. 4, 4). Mögen wir noch so klar die allmählich hindurchdringende Scheidung von Licht und Finsternis wahrnehmen und noch so bestimmt den Irrtum eines anzustrebenden christlichen Staates und Volkes erkennen, so haben wir doch gar keinen Grund, an irgend einem Menschen, der uns auf unserm Lebenswege oder bei unsrer amtlichen Wirksamkeit begegnet, von vornherein zu verzweifeln oder etwa zu wähnen, dass die seligmachende Kraft, welche von einem kleinen, der Welt gegenüberstehendem Häuflein ausgeht, geringer sei als die einer mit heterogenen Elementen vermischten Staatskirche.

Auch dafür ist gesorgt, dass wir nicht in donatistische Irrtümer verfallen und meinen, nur in einem ganz lauteren Organ könne das Evangelium wirksam sein, und nur eine von Sünde und Fehl freie Gemeinde als Trägerin der heilsamen Gnade Gottes gelten. Das höchste Ideal, welches unter allen Umständen fest bleibt und an dessen Realisierung niemand zweifeln kann, in dessen Herz der Reichsgedanke des Erlösungsgottes lebendig geworden, ist dieses, dass einst das Reich der Welt unseres Herrn und seines Christus werden muss (cf. Apok. 11, 15), unbeschadet der äussersten Spannung und Feindschaft, durch welche hindurch der Sieg des Evangeliums sich vollzieht. Die römische Fratze, als habe die Kirche die Reiche dieser Welt sich zu unterwerfen und ihnen Befehle zu erteilen, würde ja nicht möglich gewesen sein, stände nicht im Hintergrunde das hehre Bild des Reiches Gottes, welches bereits Daniel unter der Gestalt eines Menschensohnes zuletzt an Stelle der Thiergestalten irdischer und weltlicher Reiche erstehen sah (Dan. 7). Fürchte dich nicht, du kleine Herde, denn es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben (Luk. 12, 32). Kann es etwas Erhabeneres, alle Kräfte Leibes und der Seele Anspannenderes, Fortreissenderes und Entflammenderes geben, als bei diesem Kampfe, bei solcher Aussicht in den ersten Reihen zu stehen, insonderheit betraut mit dem Dienste der Versöhnung? Ihr Landpfarrer, die ihr in den Augen der Welt keinen hohen Rang einnehmt, denen das tägliche Brot spärlich zu-

gemessen wird, spärlicher als vielleicht einem Subalternbeamten, erhebt immerhin in Demut eure Häupter, als die Gott gewürdigt hat, seines Reiches Kämpfe zu führen und in erster Linie Gottes Friedensgedanken in dieser armen, unter dem Fluche der Sünde schmachtenden Welt verwirklichen zu helfen. Sehnt euch auch nicht nach Konsistorialratsstellen, als die vor den Augen der Welt höher angesehen sind als eure simplen und dürftigen Pastorate: denn was will die Arbeit am grünen Tische, wie notwendig und segensreich sie immerhin sei, besagen gegenüber eurer Arbeit an den Seelen, an dem Kommen des Reiches Gottes? Ohne Zweifel, jeder Beruf, und wäre es der entlegenste und niedrigste, hat in seiner Weise Anteil an der Kraftanstrengung, womit der einzelne Mensch und die gesamte Menschheit ihrem Ziele entgegenringen; und dass der Christ ihn als solchen ansehen und seinen Christenstand darin bewähren soll, hat uns die Reformation auf Grund des wieder erschlossenen Evangeliums gelehrt, ehe noch diese Lehre neuerdings angeblich wieder entdeckt ward. Aber mag immerhin Gleichheit unter diesen mannigfachen Berufsarten insofern bestehen, als in jeder die Gesinnung und die Treue des Christen sich zu erproben hat, so überragt doch der Beruf des Amtsträger alle anderen bei weitem um der Herrlichkeit des Amtes willen, mit welchem der gnädige Gott hier Menschenmund und Menschenhände gewürdigt hat, Vermittler und Spender seiner alles irdische Gut überragenden Heilsgaben zu sein. Wenn über euch gar niemand in

der Welt redet, wenn ihr nirgend an der Spitze eines Vereines steht, wenn euer Leben unter täglichen Mühen, unter Mangel und Sorge dahin fliesst: ein einziger Gang zur geistlichen Erquickung eines leidenden und betrübten Gemeindegliedes kann euch über all diesen Verzicht trösten, über diese Beschwerden hinwegheben. Denn was gibt es auf Erden Schmerzlicheres und Unseligeres als ein seines Gottes verlustig gegangenes Menschenherz, und was gibt es Höheres und Seligeres, als wenn der Friede in solch ein Herz wiederkehrt und wenn ein Mensch gewürdigt wird, seinem Bruder solchen Trost zu spenden? Wenn einmal grosse Helden- und Kriegsthaten in den Büchern, von denen Apok. 20, 12 geschrieben steht, einen geringeren Platz einnehmen werden als in den Büchern der Geschichte, so werden dagegen die stillen Siege, welche durch eure Hilfe im Kämmerlein und an den Siechbetten davon getragen worden sind, wie leuchtende Punkte aus dem Dunkel der zeitlichen Geschichte hervorglänzen. Es ist etwas Grosses, sein Leben in solchem Dienste hinzubringen. Und nicht am wenigsten ist zu rühmen, was euch selbst bei solcher Arbeit zufällt. Es ist ja wahr, was man oft den Theologen, den praktischen Theologen zumal, warnend zugerufen hat, dass gerade die berufsmässige Beschäftigung mit dem Heiligen eine schwere Gefahr für ihr geistliches Leben mit sich bringe. Aber auf der andern Seite ist es doch nicht weniger begründet, dass die berufsmässige Nötigung, anderen das Brot des Lebens zu reichen, ganz von selbst die Frage an das

eigne Herz stellen und erneuern heisst, ob die geistliche Welt unsere Heimat und das Brot des Lebens unsere Speise ist. Darin liegt eine Bewahrung, eine rückhaltende Macht wider die Lockungen der Sünde, gegen die Hingebung an die weltlichen, dem geistlichen Leben entfremdenden Gedanken, die ich auch zu den Vorzügen des theologischen Berufes und des Pfarramtes rechnen möchte. Um so schlimmer freilich, wenn trotz solcher Bewahrungsmittel, die der geistliche Beruf vor andern voraus hat, eine Hebung nicht statt findet und dadurch der Zwiespalt nur grösser wird zwischen dem Inhalt der pastoralen Wirksamkeit und dem Sinn, in welchem sie geschieht. Das dünken mich die elendesten unter allen Menschen.

II.

Den Aufrichtigen lässt es Gott gelingen.

Ich kann mir wohl denken, dass der Blick auf die Lebensaussichten, wie ich sie den angehenden Theologen vorgeführt habe, auf manche mehr eine abschreckende als eine anziehende Wirkung ausübt. Es gibt redliche Seelen, nicht solche, die mit dem Glauben zerfallen sind, aber solche, welche die Anforderungen des geistlichen Amtes mit dem Stande ihres inneren Menschen vergleichen und die eben dadurch sich veranlasst sehen, auf die Wahl des theologischen Berufes zu verzichten. Es mag dabei auch jenes Gefühl mitwirken, dessen Augustin in seinen Konfessionen gedenkt, dass man nicht sofort brechen möchte mit Lieblings-Neigungen und -Beschäftigungen, welche mit dem geistlichen Berufe unverträglich sind. Von diesen also rede ich hier nicht, wobei ich aber nicht verschweige, dass öfters im späteren Leben solche der Theologie Nahegestandene den kirchlichen Sinn sich bewahren und dem geistlichen Amte zur Stütze in der Gemeinde dienen. Bleiben wir bei den zukünftigen

Theologen stehen und suchen sie zu festigen, wenn ihnen beim Ausblick auf den von ihnen erwählten Beruf bange werden will. Es ist ein Wort, welches wir uns nicht gern aus unsrer deutschen Bibel werden nehmen lassen, das Wort: „den Aufrichtigen lässt ers gelingen“ (Prov. 2, 7), ungenau von Luther übersetzt, aber doch seinem Inhalte nach zutreffend; wie ja auch manche andere Schriftworte in der Gemeinde fortleben werden, mag man sie immer als unrichtig übersetzte erkennen, z. B. die Anfechtung lehret aufs Wort merken (Jes. 28, 19), oder Christum liebhaben ist besser als alles Wissen (Eph. 3, 19) u. a. Aber den Puristen zum Trotz soll es gesagt sein, dass das auch in ihrer Art Gottesworte sind, wert als solche bewahrt und beherzigt zu werden, ähnlich wie die Gesangbuchsverse im Gedächtnis der Gemeinde sich forterhalten, die in kongenialer Weise zu den ursprünglichen Liedern hinzugedichtet worden sind. Die „Aufrichtigen“ sind im Grundtext die „Geraden“, und wenn es Luther ihnen „gelingen“ lässt, so ist dort die „Förderung“ gemeint, welche Gott solchen, und zwar insbesondere auf dem Gebiete der Erkenntnis, in der Weisheit, zu teil werden lässt. Sie stellen sich in Parallele zu den „redlich Wandelnden“; man gedenkt dabei des Salomonischen Gebetes: „an Geradheit hast du Wohlgefallen“ (1. Chr. 29, 17) und an jenes des Predigers: „Gott habe den Menschen gerade geschaffen, aber sie suchen viele Künste“ (Koh. 7, 29).

Wir wollen uns des Wortes und seines Sinnes zu

bemächtigen suchen, denn es hat schon mancher redlichen Seele wohlgethan, wenn sie inmitten der vielen Künste, welche zumal gegenwärtig in der Theologie aufgeboten werden, an sich und an ihrem Studium irre zu werden in Gefahr stand. Ich will darüber an diesem Orte weder eine exegetische noch eine dogmatische Abhandlung schreiben, sondern indem ich aus der Erfahrung des gemein-christlichen, insbesondere des evangelischen Glaubens schöpfe, dem Gewissen des Lesers nahezutreten suchen. Die Sache ist nicht so einfach und leicht, wie sie dem oberflächlichen Urteil erscheint. Nichts ist in den Kämpfen der Gegenwart, sei es den kirchlichen sei es den politischen und sozialen, häufiger, als dass man sich auf seine ehrliche Ueberzeugung beruft. „Ich meine es ehrlich und aufrichtig.“ Und es ist ein Gemeinplatz, an dem zu rütteln schon bedenklich ist, dass man jede solche ehrliche und redliche Ueberzeugung anerkennen müsse. Indessen wenn solche Forderungen auch von hochgebildeten und vielbelobten Theologen der Gegenwart, geschweige denn von dem liberalen Janhagel, erhoben und vertreten werden, so fehlt doch viel daran, dass es möglich wäre, sie in Wirklichkeit durchzuführen. Man macht sie geltend zunächst und insgemein, um die eigne Ueberzeugung vor Angriffen zu decken. Wer mit dem überlieferten christlichen Glauben zerfallen ist, wer das Dogma für religiös bedeutungslos ansieht, für wen das Eingreifen einer höhern, nicht an die schöpfungsmässigen Ordnungen gebundenen Gewalt in den Verlauf des irdischen Ge-

schehens kein Moment der Geschichte ist, der beruft sich auf seine ehrliche, aufrichtige Ueberzeugung und verlangt, dass sie respektiert werde. Etwas anders stellen sich die Dinge, wenn von anderer Seite solch Einem entgegengetreten wird, anders nämlich hinsichtlich der Anerkennung dieser entgegenstehenden Ueberzeugung. Als instruktives Beispiel kann man etwa das Verhalten A. Ritschl's denen gegenüber bezeichnen, welche aus Ueberzeugung seiner Theologie entgegenzutreten sich gedrungen fühlten. Leicht bei einander, sagt Schiller, wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stossen sich die Sachen. Ja, wenn's bloss Gedanken wären, die hier wider einander kämpfen, dann möchte es sein, obwohl man an Kämpfen der Philosophen unter einander, z. B. Schellings gegen seine Gegner, abnehmen kann, dass hier bei den Gedanken recht wesentlich die Sachen mitbetheiligt sind. Denn das Sonderbare, im Grunde aber Selbstverständliche, ist dies, dass die Ueberzeugung des andern zumeist die Eigentümlichkeit hat, die entgegenstehende nicht anzuerkennen, nämlich in ihrem Anspruch, anerkannt zu werden. Oder ist es vielleicht an dem, dass der Kampf des Widerparts nicht aus ehrlicher Ueberzeugung hervorginge, dass sie es nicht redlich und aufrichtig meinen? Das hat auch Ritschl nicht zu behaupten gewagt, und einer seiner Anhänger sagt, es sei uns bitterer Ernst mit unsrem Widerstande. Man darf nicht zu viel verlangen. Wo es sich um Leben und Seligkeit handelt, wo der eine für einen Weg des Verderbens

ansieht, was dem andern als ein Weg des Lebens gilt, da „stossen sich die Sachen“. Ich will es recht konkret, der gegenwärtigen Sachlage entsprechend ausdrücken. Wenn jemand gemäss der kirchlichen Ueberlieferung der Ueberzeugung ist, dass das Erlösungswerk Christi uns nichts nützen könnte, wenn es nicht das Werk des Gottmenschen wäre, wenn er also an der göttlichen, präexistenten Persönlichkeit des Erlösers eben um seiner Seelen Seligkeit willen festhält, weil er der Meinung ist, nur dieses Sein Christi bedinge den Wert, welchen sein Werk für uns habe, so wird man von ihm billig nicht verlangen können, dass er die Ueberzeugung des andern, welcher die Existenzbedingung seiner Seligkeit negiert, anerkenne, und umgekehrt. Wenn mir einer sagt: du sollst dein Christentum dadurch beweisen, dass du dein ganzes Vertrauen auf den liebenden Vater im Himmel setzest, der in Christo sich dir als solchen geoffenbart hat, und ich ihm antworte: das kann ich nicht, wenn ich nicht der Genugthuung Christi für meine Sünden versichert bin, wenn nicht dadurch die Scheidewand zwischen mir und Gott aufgehoben worden ist — wie soll da eine gegenseitige Anerkennung der widereinanderstehenden Ueberzeugungen zustande kommen? Ja man mag die Aufrichtigkeit der widersprechenden Ueberzeugung anerkennen und kann doch nicht umhin, sie als verderbliche, seelengefährliche bis aufs Blut zu bekämpfen. Und wenn man uns entgegenhielte, das sei eben die Unart der Theologen, Meinungsverschiedenheiten, welche der Wahrheit des Glaubens nicht prä-

judizieren, zu Lebensinteressen und Kapitalsachen aufzubauschen, wenn man uns erwidert, ihr sollt das Unrecht, das ihr damit thut, als solches erkennen und es lernen wie man die Ueberzeugung des andern achtet, so ist es nicht schwer, die Tadler ad absurdum zu führen und ihnen an ihrem eignen Beispiele die Unhaltbarkeit ihrer Position zu zeigen. Denn sie werfen eben diesen ihren Gegnern sittliche Verfehlung vor, während sie die Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit ihres Thuns doch in der Regel nicht bestreiten. Aber lassen wir diese hart auf einander stossenden theologischen Ueberzeugungen beiseite — wie steht es gegenüber denen, die nicht bloss jeden religiösen Glauben als verderblichen Wahn bekämpfen, sondern auch die sittlichen Prinzipien, auf denen die bisherigen sozialen Ordnungen beruhten, verwerfen und umzustürzen suchen? Sind diese Leute, auf deren Thun jetzt das Auge der Welt hoffend oder fürchtend gerichtet ist, nicht auf das Innigste von der Wahrheit und Gerechtigkeit ihrer Sache überzeugt? Sie bringen Opfer für dieselbe, welche einen Christenmenschen, geschweige die liberale Bourgeoisie, die in Aengsten dem Anwachsen der Sozialdemokratie entgegensieht, beschämen können. Denn es kann einer Hab und Gut für die Streikenden hergeben, kann seinen Leib dem Feuer der staatlichen Verfolgung zu gunsten seines Zukunftsideals preisgeben, ohne dass ein anderer als der Geist dieser Welt in ihm herrscht; ja je mehr Diabolisches sich dabei einmischt, desto mehr kann die Hingebung äussere Aehnlichkeit mit christlicher Auf-

opferung gewinnen. Denn der Teufel ist ein Affe Gottes, welcher herrschen will und wirklich herrscht ausser ihm und neben ihm; und wer einmal seinen eignen Willen zum obersten Bestimmungsgrunde seines Lebens erwählt hat, der ist im stande, diesem König alles zu Füßen zu legen, was er besitzt, auch wenn es ihm sauer wird. Nun wohl, achten wir darauf, wie diejenigen, welche sonst vor allen die Rede von der Anerkennung fremder Ueberzeugung im Munde führen, sich zu den Vertretern dieser sozialen Bewegung stellen, und wie sie sich stellen werden, wenn die Gedanken und Ziele dieser Leute ins Leben umgesetzt werden sollen. Ein Krieg wird's sein bis aufs Messer, und die am meisten Geduld mit den überzeugten Gegnern haben werden, das sind vielleicht die Christen, die es verstehen, wie man ein Recht hat, die Erde für sich zu reklamieren, nachdem man den Himmel verloren. Also das Gerede von der Anerkennung jedweder fremden aufrichtigen Ueberzeugung, mit dem man der christlichen Entschiedenheit, der „orthodoxen Unduldsamkeit“ entgegenzutreten gewohnt war, ist eine Phrase, die sich abgreift und weiterhin abgreifen wird, etwa wie die von der freien Kirche im freien Staate und ähnliche. Bei den politischen Wahlen in der Gegenwart, bei denen aller Schmutz der Gesinnung aufgewühlt und an dem Gegner kein gutes Haar gelassen wird, bewährt sich's, dass jene Phrase, die sonst noch, namentlich auf kirchlichem Gebiete, im Kurse ist, inneren Gehaltes entbehrt; und wie sollte es anders sein, da nach dem Urtheil der

grossen Masse, die den Zielen des Reiches Gottes entfremdet ist, die höchsten Ziele auf politisch-sozialem Gebiete gelegen sind? Die Leute, welche zur Zeit an Stelle der alten Dogmen ein neues Bekenntnis einzuführen beabsichtigen, worin die verschiedenen Denominationen und Richtungen sich vereinigen liessen, könnten, wenn sie aus der Geschichte der christlichen Kirche es nicht gelernt haben, wenigstens aus diesen politischen Kämpfen der Gegenwart entnehmen, wie hart hier die Lebensinteressen aufeinander stossen, bis zu einem Vernichtungskampf mit einander.

Aber wie unsäglich verkehrt auch der Gedanke sein möge, dass widereinanderstreitende Interessen, Gegensätze, bei denen der eine Teil den Tod sieht, worin der andere das Leben findet, um der Ehrlichkeit und Festigkeit der beiderseitigen Ueberzeugung willen sich, etwa auf Grund einer allgemeinen Formel, friedlich miteinander vertragen sollen, so wollen wir doch die Wahrheit, welche der Phrase zu Grunde liegt und ihr Eingang verschafft, nicht verkennen und unerörtert lassen. Der Drang nach Realität, nach Wahrheit ist dem Menschen auf Grund seiner gottähnlichen Persönlichkeit in solchem Masse inne, dass auch nach Umkehr seines Verhältnisses zu Gott, nach Verlegung seines Schwerpunktes in endliche Güter er nicht aufhören kann, sich ihnen in einer Weise hinzugeben, als ob die absolute Wahrheit, die allein seligmachende Realität in ihnen enthalten wäre. Unwillkürlich drängt es ihn vorwärts, er generalisiert die Einzelerfahrungen, die er innerhalb

seines Horizontes wirklich gemacht, er erwirbt sich damit eine Ueberzeugung, an welcher als wohlbegründeter er festhält; und wenn etwa diese Ueberzeugung erschüttert wird und einer anderen Platz machen muss, so ist der Prozess, der sich hieran knüpft, doch kein wesentlich anderer, und die daraus erwachsende Sicherheit ist wesentlich die gleiche. Ebendarum nun, weil dieses Streben dem anerschaffenen Wesen des Menschen entspricht und darum ein gottgewolltes ist, hat es den Vorzug vor der unnatürlichen Apathie, welche gleichgiltig der Wahrheit gegenübersteht und doch sich ebenfalls einbildet, mit solcher Gleichgiltigkeit die rechte Position einzunehmen, und noch mehr den Vorzug vor der Unwahrhaftigkeit und Heuchelei, welche die eigne innere Ueberzeugung, mag sie nun eine objektiv begründete oder unbegründete sein, mit Wort oder That verleugnet.

Hier also wird es uns klar, warum jene Phrase eine solche Rolle gespielt hat und auch jetzt noch das Urteil besticht. Zweifellos verdient der grössere Achtung und steht in relativ besserem Einklang mit der anerschaffenen Bestimmung, welcher eine feste Ueberzeugung sich erwirbt und ihr gemäss sich bethätigt, als wer haltungslos, nach Art der vernunftlosen Kreatur, sich anziehen lässt von jedweder Lockung, welche irgend einem Naturtriebe Befriedigung verheisst. Bei der etwaigen späteren Bekehrung macht sich geltend, dass jene Entschiedensten, Ueberzeugungstreuen etwas voraus haben vor den schlaffen, charakterlosen Seelen,

die je nach dem herrschenden Winde ihre Ueberzeugung und Haltung ändern.

Nehmen wir, um noch tiefer in die Sache einzudringen, die Beteiligung des natürlichen Gewissens hinzu, ohne welche solch eine Ueberzeugung nicht zu stande kommt. Der Mensch, auch nachdem das Zentrum seines Daseins, der Schwerpunkt seiner Persönlichkeit verrückt worden ist, bleibt der Gesamtordnung Gottes unterworfen, wie sie allenthalben in der Welt, in der moralischen gleichwie in der physischen, aufrecht erhalten wird. Diese Ordnung kommt ihm als freier Persönlichkeit, welche sich den Objekten und vor allem dem sie bedingenden Absoluten gegenübergestellt weiss, zum Bewusstsein und konstituiert an ihrem Teile das Gewissen. Denn das Gewissen hat allenthalben seine Bedeutung, wo irgend die von dem Menschen unabhängigen Gesetze des Daseins, die von Gott stammenden und aufrecht erhaltenen, ihm zum Bewusstsein kommen, und es ist daher nicht ohne Grund, wenn man z. B. von einem wissenschaftlichen Gewissen redet. Die Normen, deren auf irgend einem Gebiete des Lebens und der Forschung der Mensch inne wird, haben für ihn eine verbindliche Kraft, er fühlt sich ihnen untergeben, an sie gebunden, und wenn er sich dagegen verfehlt, so trifft ihn eine Rüge, welche doch nicht bloss von einer ihm fremden Macht ausgeht, sondern von einer solchen, womit unwillkürlich er sich identifiziert. Er fühlt sich befriedigt, indem er sie anerkennt, unbeschadet der Rüge, die er gelegentlich von ihr empfängt; es ist

die höchste Instanz, auf welche er in strittigen Fällen sich beruft.

Beachten wir nun hierbei die zweifellose Erfahrungstatsache, dass das Gewissen im engeren, moralischen Sinne ein irrendes Gewissen sein kann, und dabei gleichwohl der Auktorität nicht entbehrt, welche der Mensch dem Gewissen zuerkennt. Die von Gott gesetzten, in der Welt herrschenden Normen bleiben mit sich identisch; aber da sie doch subjektiv vermittelt in das Bewusstsein des Menschen treten, so hängt von diesem Medium, von dieser Brechung des Strahls, es ab, in welcher Gestalt sie ihm erscheinen. Hier eben macht sich die freie Persönlichkeit, die Selbstbestimmung des Menschen geltend, welche auch da nicht schlechthin verloren ist, wo der Mensch zum Knechte der Sünde geworden ist. Insofern ist es richtig, nur aber nicht vollständig, was man gesagt hat (Ritschl), die Gewissensrüge vollziehe sich durch Vergleichung der ungerechten Handlung mit der eigensten Gesamtbestimmung. Man muss freilich, um das Recht dieser Aussage zu erkennen, zuvor wissen und angeben, wie es zu jener „Gesamtbestimmung“ kommt. Und ebenso ist es nicht schlechthin unrichtig, wenn man das Gewissen auf die sozialen Instinkte zurückgeführt hat, mit welchen eine temporäre Begierde in Widerspruch kommt (Darwin). Nur muss man dabei sich darüber klar werden, wie es zu jenen sozialen Instinkten kommt, und ich müsste mich sehr irren, wenn „die natürliche Zuchtwahl“, auf welche auch in diesem Stücke Darwin

zuletzt rekurriert, ein zureichendes Mittel der Erklärung wäre. Gewiss kommt die Selbstbestimmung, die eigenste Gesamtbestimmung des Menschen bei dem Gewissen in Betracht, aber die Faktoren wollen benannt sein, durch welche diese Selbstbestimmung bedingt ist. Und gewiss ist es eine Art von sozialem Instinkt, welche in dem Gemeingewissen, woran der einzelne partizipiert, zu Tage tritt; aber die Entstehung dieses menschlichen sozialen Instinktes, dieses Gemeingewissens, mit dem die temporäre Begierde kollidiert, ist damit noch nicht aufgeklärt; und doch hängt für das Verständnis nicht weniger als alles davon ab. Ebendarum weil der Mensch als sozialer geschaffen ist und nur als sozialer seine Bestimmung erreicht, entwickelt sich auch das menschliche Gewissen immer zugleich als Gesamtgewissen, an welchem der einzelne partizipiert, ohne dass sein individuelles Gewissen davon absorbiert würde. Denn die dem Menschen gebliebene Freiheit macht sich auch in diesem Stücke geltend. Es kann der einzelne sein persönliches Gewissen dem Gewissen der Gesamtheit entgegensetzen oder doch relativ von ihm ablösen, wobei es aber nicht ohne weiteres fest steht, auf welcher Seite Recht und Wahrheit ist. Denn das subjektive Moment der Freiheit, wodurch die in das Bewusstsein eingegangenen objektiven Normen ihre Gestalt und Färbung erhalten, ist selbstverständlich bei dem Gesamtgewissen ebenso im Spiele wie bei dem individuellen. Man soll aber daraus nicht folgern, dass das Gewissen überhaupt nur ein subjektives Gebilde, eine

subjektive Ueberzeugung sei; dem widerstritte die zweifellose Thatsache, dass die Forderung des Gewissens diktatorisch, als Gebot der höchsten Instanz, auftritt, und dass der Mensch sich schuldigt, wenn er dem Gebot nicht nachgelebt hat, gleichviel ob Irrtum demselben beigemischt ist oder nicht.

Wir kehren zu der Frage zurück, ob es zur Beruhigung und zur Anerkennung ausreiche, wenn einer auf seine „Ueberzeugung“ oder auf sein Gewissen sich beruft, und was es bedeute, dass Gott den Aufrichtigen es gelingen lasse. Wir wollen die positive Seite zunächst hervorheben. Da es dem Menschen vermöge seiner Bestimmung jedenfalls zukommt, den über ihm und in der Welt herrschenden Normen und Ordnungen zu gehorchen, so kann man nicht im Zweifel sein, dass, wer nach Massgabe seines Verständnisses dies thut, den Vorzug verdient vor demjenigen, der leichtfertig das Gebot in den Wind schlägt. Er gehört insofern zu den „Aufrichtigen“, als er wandelt und handelt, so wie er es versteht. Man kann auch insoweit von ihm die Hoffnung hegen, dass Gott es ihm werde gelingen lassen. Solche Festigkeit, solche Beharrung in der erkannten Wahrheit ist eine natürliche Gottesgabe, gleichwie etwa die natürliche Gesundheit, und wo solche Willensenergie zerstört wird und Flatterhaftigkeit, Leichtsinn, Charakterschwäche dafür eintritt, da ist das eine Folge der Sünde, welche einem korrosiven Gifte gleich auch das natürliche Gute in dem Menschen angreift und zersetzt. Wenn bei solch einem Menschen die

Bekehrung eintritt, nachdem er inne geworden, dass jene anfängliche Ueberzeugung irrig war, so kommt ihm jene natürliche Festigkeit zu gute, und sie wird, in gereinigter und verklärter Gestalt, ein Charakterzug des neuen Menschen.

Es wird darum auch vom spezifisch-christlichen Standpunkte aus, wonach jene Ueberzeugung als irrig, ja sündhafte erscheint, nicht ohne weiteres gefordert werden dürfen, dass das Urteil und das Verhalten eines Solchen anders geartet sein solle, als wie es die „Ueberzeugung“ mit sich bringt. Mag dieselbe sündlich bedingt sein und ihre Bethätigung Sünde involvieren, so würde es doch ebenfalls Sünde, nämlich grössere Sünde, involvieren, wäre das Verhalten ein der Ueberzeugung widersprechendes. Bei dem Kampf um die Wahrheit des christlichen Glaubens wird der Christ diese That-sache sich vor Augen zu halten und dadurch vor Erbitterung und ungerechten Anforderungen sich zu hüten haben. Man darf das Wesen des Menschen nicht dadurch redintegrieren wollen, dass man es zerstört.

Aber unsere Frage gilt doch nicht in erster Linie dem Christen, den Gott bereits den Weg der Wahrheit geführt hat, und seinem Urteil, sondern sie gilt zunächst Dem, welcher erst noch dahin gelangen soll, dem angehenden Theologen, welcher vor der Entscheidung steht. Wenn wir zuerst die positive Seite der Sache anerkannt und in diesem Sinne das Wort beurteilt haben, dass Gott den Aufrichtigen es gelingen lasse, so kommt es nun darauf an, den nur relativen Wert

solcher Aufrichtigkeit hervorzuheben, welcher zugleich den Uebergang zum Unwert und zur Verwerflichkeit indiziert. Haben wir bereits beobachtet, dass es faktisch, und zwar für jede Art von „Ueberzeugung“, unmöglich ist, den Satz durchzuführen, dass jede ehrliche Ueberzeugung anzuerkennen sei, so liegt darin, dass in jene „Ehrlichkeit“ sich Momente einschieben können, welche dem Wert derselben Eintrag thun. Es stellt sich heraus, dass der Mensch — es mag vorläufig dahingestellt sein, ob in jedem Falle — das Seine sucht, indem er der Wahrheit sich hingibt oder hinzugeben glaubt, und der Rückschlag der verkannten objektiven Normen, dessen man in leidenschaftlicher Erfahrung inne wird, kann an der Wahrheit und Gültigkeit der Ueberzeugung irre machen. Hier gewinnt nun der Satz, dass Gott es den Aufrichtigen gelingen lässt, vielmehr die Bedeutung, dass die Hoffnung des Gelingens auf seiten derer stehe, welche „ehrlich“ der erfahrenen Zurechtweisung folgen und „aufrichtig“ genug sind, ihre „Ueberzeugung“ demgemäss zu modifizieren. Wer das begriffen hat, dem wird es nun gar nicht als eine Heldenthat erscheinen, wenn jemand „konsequent“ an seiner „Ueberzeugung“ festhält, und wenn er das Recht solchen Festhaltens einfach darauf gründet, dass es nun einmal seine Ueberzeugung sei.

Ich weiss recht wohl, dass durch solche Erfahrungen und Erwägungen an und für sich noch niemand dazu kommt, die christliche Gewissheit sich anzueignen, welche allein durch besondere Gnadenzüge, durch ein höheres

Licht des Erlösungsgottes bewirkt wird. Man soll auch das eine mit dem anderen, die natürliche Modifizierung und Rektifizierung der zuvor vorhandenen Ueberzeugung mit dem Eintritt der christlichen Gewissheit nicht auf Eine Linie stellen. Aber immerhin ist etwas damit gewonnen, wenn jene landläufige Redensart von dem gleichen Recht jedweder Ueberzeugung, die gar manchem von vornherein das Emporkommen und Hindurchdringen in die Sphäre der göttlichen Offenbarung versperrt, als hinfällig sich charakterisiert. Wohl dem Aufrichtigen, der in solcher Weise sich führen lässt; wir dürfen hoffen, dass Gott es ihm gelingen lasse. Freilich nur unter der Voraussetzung dessen, was allein erlebt, nicht aber bewiesen werden kann, dass Gottes geoffenbarte Heilswahrheit inmitten des natürlichen Lebens ihre Stätte gefunden hat und ihre Wirksamkeit ausübt. Sie ist's nun, welche den Irrtum aufdeckt, als wäre schlechthinige Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit in Behauptung der jeweilig festgehaltenen Wahrheit; sie ist es, welche inmitten des Scheines und der Täuschung auch bei solchen, die noch irren, die Aufrichtigkeit herbeiführt, der es Gott gelingen lässt.

Beachten wir, dass das Schema des höchsten Gutes dem Menschen unverloren ist, ebenso wie das Schema des Absoluten, des Unbedingten und alles Bedingenden. Wie immer man über das Verhältniß des Menschen zu der unter ihm stehenden kreatürlichen Welt urteilen möge, darüber, glaube ich, könnte man sich einigen, dass allein der Mensch dem Gedanken des Unendlichen,

dessen, woran alles sonst Existierende hängt, nachsinnt, und dass daher ihm allein das Verlangen nach dem höchsten Gut, nach mehr als relativer Befriedigung inne wohnt. Ist doch auf diese Voraussetzungen auch der neuere Pessimismus gegründet, welcher das Streben nach absoluter Befriedigung, also die subjektive Annahme ihrer Möglichkeit zu Grunde legt, aber die objektive Erreichbarkeit leugnet. Hier nun stehen wir an dem Ziel, welches durch Reflexion auf theoretische Gründe nicht überschritten werden kann. Man ist ausser stande, weiter zu argumentieren, wenn die Möglichkeit und Wirklichkeit absoluter Befriedigung in Abrede genommen wird. Man sollte freilich dabei konsequent sein und auch die Existenz eines Absoluten selbst leugnen, welches doch das objektive Korrelat des ersteren ist. Aber, wie dem immer sei, dem Wissenden steht fest, dass von einem Gelingen, welches dem Aufrichtigen zu teil werde, nicht die Rede sein kann, wenn es nicht eine absolute Befriedigung gäbe. Dem Verlangen danach ist es zu danken, wenn der aufrichtig Suchende weiter kommt, und der wirklich eintretenden Befriedigung ist es zu danken, wenn er zum Ziele kommt.

Ich möchte hier einer Verwechslung vorbeugen, zu welcher die zuletzt ausgesprochenen Gedanken Anlass geben könnten. Ich will nicht, dass man sich die Sache als einen Naturprozess denke: hier und zuerst der Drang nach dem höchsten Gut, dort und weiterhin die Begegnung desselben, so dass nun eben dieser Mensch mit seinem Verlangen zugreift und sich des

höchsten Gutes bemächtigt. Das wäre ein natürlicher Prozess, welcher der Wahrheit des christlichen Glaubens und der thatsächlichen Erfahrung widerstritte. Dem gegenüber müssten wir auf das Wort des Herrn verweisen: ihr seid von unten her, ich aber bin von oben her; ihr seid von dieser Welt, ich aber bin nicht von dieser Welt (Joh. 8, 23). Wer den schlechthin supernaturalen Charakter der Erfahrung, wodurch es zuletzt dem Aufrichtigen gelingt, leugnet, der darf sich ihm nicht als Führer anbieten: er wird ihn in die Irre führen.

Weil es eine Thatsache ist, die dem Christen feststeht, dass die Kräfte der geistlichen Welt, über welche der natürliche Mensch keine Macht hat, die aber über ihn Macht haben, inmitten der natürlichen Welt ihren Ort und ihre Wirksamkeit haben, so dass sie den Menschen erfassen und in der Hingabe an sie seine Aufrichtigkeit erproben, deshalb allein können wir auf dem vorhin eingeschlagenen Wege vorwärts kommen und den jungen Theologen die Zusicherung geben, dass es den Aufrichtigen gelingen wird. Der Gott, von dem es heisst: in ihm leben, weben und sind wir (Act. 17, 28), ist doch nicht bloss der Schöpfergott, sondern auch der Erlösungsgott, und als solcher fasst er den Menschen an, *ubi et quando voluerit* (Aug. Conf. 5). Wir wissen aber, er wolle, dass allen Menschen geholfen werde und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen (1. Tim. 2, 4).

In diesem Lichte verstehen wir, dass Gott es den Aufrichtigen gelingen lässt. Wer sich auf sein Herz verlässt, heisst es in den Sprüchen (28, 26), der ist ein

Narr, wer aber in Weisheit wandelt, der wird entrinnen. So können wir jetzt auch sagen, ohne von dem Früheren irgend etwas zurückzunehmen, wer sich auf seine Aufrichtigkeit, auf seine aufrichtige Ueberzeugung verlässt, der ist ein Narr. Nämlich die Aufrichtigkeit erprobt sich zuletzt daran, ob sie den Winken und Zügen Gottes, des Heilsgottes, aufrichtigen Gehorsam leistet. In demselben Sinne und mit demselben Rechte, wie Paulus die Universalität des Schöpfungswortes, wovon Ps. 19, 5 redet, überträgt auf die Universalität des Heilswortes (Rom. 10, 18), werden wir auch unsrerseits der Zuversicht leben dürfen, dass ein treuer, wenngleich unsichtbarer Führer, gleichwie einst der Auferstandene den nach Emmaus wandernden Jüngern, diesen aufrichtigen Seelen, zur Seite gehen und ihnen ihre Zweifel benehmen werde. Wie ja auch dem Saulus, der in ehrlicher Ueberzeugung nach Damaskus ging, Christus zu stark wurde, so dass er im Gehorsam frug: Herr, was willst du, dass ich thun soll? (Act. 9, 6.)

Es kann etwas Dummdreistes und Abstossendes haben, wenn einer jeden Zweifel an der christlichen Wahrheit, etwa gar an einzelnen problematischen Ergebnissen traditioneller kirchlicher Wissenschaft, unmittelbar auf Misswollen und Verstocktheit zurückführt. Das Urteil des also Gescholtenen empört sich dagegen als gegen eine Ungerechtigkeit, und es hat Grund, sich dagegen aufzulehnen. Denn auch der natürliche Mensch weiss um den Unterschied, ob jemand mutwillig die erkannte Wahrheit verleugnet, oder ob er sich ihr hin-

gibt. Und wenn er sich bewusst ist, einen Thatbestand so fest zu halten, wie er ihn erkannt hat, so hat er recht, gegen die Anklage mutwilligen Widerspruchs aufzubegehren. Um so mehr als eine Gewissensverpflichtung vorliegt, der erkannten Wahrheit treu zu bleiben. Aber wir haben in dem Bisherigen hinreichenden Grund gefunden, der schlechten Generalisierung des Gedankens zu widerstreben und denen zu widersprechen, welche als Schild ihn vorhalten, um sich vor dem Andringen der christlichen Wahrheit zu schützen. Es ist wahr, dass sie recht haben, gegen jene vor- dringliche, dummdreiste Anklage sich zu verwahren, und es ist nicht wahr, dass nicht im letzten Grunde, wenngleich unbewusst, sittliche Motive im Spiele wären, welche das Urteil bestimmen. Denn es gibt ein irrendes Gewissen, und die Irrung ist nicht ohne Schuld. Vielleicht waren unter den Pharisäern zur Zeit Jesu recht gewissenhafte Leute, welche, wenn sie das Auftreten und die Erscheinung des Herrn mit den Weissagungen des A. Testaments und mit der traditionellen Erwartung verglichen, Ursache hatten an der Messianität Jesu zu zweifeln. Wie ja auch Johannes im Gefängnis zeitweilig solch trüben, zweifelnden Gedanken sich hingab, ohne darum ein Rohr zu sein, das vom Winde bewegt ward. Aber doch hat der Herr zuletzt von Jerusalem — nicht von einzelnen nur, die eine besondere Schuld dabei traf — gesagt: ihr habt nicht gewollt! (Mtth. 23, 37). Es wird am Ende das gleiche Urteil des Weltenrichters über die ergehen,

die ihm fern geblieben sind, ohne dass die Berufung auf ihre ehrliche Ueberzeugung sie davor schützen kann. Man mag sagen, dass, was dem Herrn zusteht, dessen Auge das Verborgene des Herzens durchschaut, nicht gleichermassen zustehe den kurzsichtigen Knechten und ihnen das Wort Pauli zurufen: richtet nicht vor der Zeit (1. Kor. 4, 5). Aber daraus folgt nicht, dass wir den Gedanken der sittlichen Bedingtheit überhaupt abzulehnen hätten, von welchem Christus unser Meister Gebrauch macht. Und wenn wir die äusserste Vorsicht und Zurückhaltung anzuwenden haben beim Urtheil über andere und einzelne, so werden wir um so mehr befugt sein, uns selbst, insoweit wir noch in Unsicherheit wandeln, und denen, welche wir in dieser Hinsicht zu beraten haben, die sittliche Bedingtheit der jeweiligen Ueberzeugung vorzuhalten, eine Bedingtheit, welche Schuld involviert, wenn der jeweilige Gehorsam verweigert wird.

Wir haben Einen Gott den Vater, aus welchem alles ist und wir zu ihm (1. Kor. 8, 6). Bei unseren jungen Theologen, welche aufrichtig inmitten des gegenwärtigen Wirrsals nach Gewissheit suchen, darf man wohl im allgemeinen dies als Inhalt ihrer redlichen, mehr oder weniger festgegründeten Ueberzeugung ansehen. Sonst würden sie ja wohl nicht das Studium der Theologie ergriffen haben. Nicht als ob von ihnen allein gälte, was hier von ihnen zunächst gesagt und auf sie angewendet wird. Denn unseres Gottes sind alle, auch denen er ein unbekannter Gott ist, und die seine Existenz leugnen. Und er führt sie ebenfalls so,

dass er ihnen als Aufrichtigen es gelingen lässt. Kommen doch auch im Christenleben Heimsuchungen vor, wo dem Christen die geistliche Welt verdüstert und entrückt wird, wo der lebendige Gott, an welchen er glaubt, vor seinen Augen sich verbirgt. Aber leichter werden allerdings die sich zurechtfinden, in denen der Glaube an den Einen lebendigen Gott so oder so noch vorhanden ist, und in deren Gewissen demnach die einheitliche Bezeugung dieses Gottes noch widerklingt. Denn hier kann von vornherein keine Beruhigung eintreten, die auf Scheidung des Ethischen und Physischen sich stützte, ich meine, wo es möglich wäre, etwa das wissenschaftliche Gewissen zu isolieren von dem Gewissen im engeren Sinne. Wenn man es wohl trotz aller dualistischen Systeme als instinktive Setzung jedes nicht künstlich verbildeten Menschen ansehen darf, dass Einheit in der Weltordnung sei, dass nicht andere Gesetze herrschen jenseits dieser Erde wie diesseits, dass auch der Unterschied zwischen Geist und Materie kein schlechthiniger und unausgleichbarer sei, so wird noch mehr der religiöse Mensch, welcher alles Existierende auf Gott zurückführt, darum Gottes Wesen und Gottes Hand allenthalben wiedererkennt, ausser stande sein, einen prinzipiellen und bleibenden Dualismus zu ertragen, wird vielmehr inmitten all der Mannigfaltigkeit des kosmischen Seins, trotz der scheinbaren Widersprüche innerhalb der verschiedenen Lebenskreise, nicht umhin können, eine zu Grunde liegende Einheit, eine sich realisierende Harmonie zu setzen.

Hier kommen wir auf den Punkt, wo in schon konkreter Weise die Frage sich aufdrängt, wie angesichts der vielen unausgeglichenen und wie es scheint unausgleichbaren Gegensätze dem Aufrichtigen es gelingen möge, zur Gewissheit und zum Frieden hindurchzudringen. Wenn hier Harmonisierungsversuche gemacht werden, in der gesamten Weltanschauung ähnlich wie speziell auf dem Gebiete der evangelischen Geschichte und Lehre, so sollten diejenigen, welche der christlichen Wahrheit fern stehen, über die Harmonisierungsversuche dort sich nicht ereifern; denn sie selbst thun keinen Schritt vorwärts, ohne in analoger Weise, nur in einer andern Richtung, dasselbe Verfahren einzuschlagen. Weil sie allenthalben endliche Ursachen wahrnehmen, durch deren Zusammenwirken die irdischen und kosmischen Erscheinungen bedingt sind, so suchen sie die Einheit dadurch herzustellen, dass sie das Unendliche auf das Endliche reduzieren und Gott schlechthin aus der Welt eliminieren. Aber das ist ein gewaltsames Verfahren, denn Schleiermacher hat Recht, wenn er das Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit nicht minder als etwas allgemein Menschliches betrachtet, wie das relative, von Endlichem bedingter Abhängigkeit. Weil innerhalb dieser sinnlichen Welt die Kräfte der Materie zunächst ihnen zur Erfahrung kommen und auch im Leben des Menschen überall materielle Bedingtheit sich kund gibt, so schöpfen sie daraus ein vermeintliches Recht, das Geistige als Faktor des Weltgeschehens zu streichen und dadurch die instinktiv gesetzte Einheit

für die Erkenntnis zu verwirklichen. Sie sind daran interessiert, in ihrem Sinne den Monismus, den Monismus der materiellen Welt, zu vertreten, so wie ein Mensch daran interessiert ist, sein eignes Wesen aufrecht zu erhalten. Die sittlichen Mächte in der Welt wollen sich nicht glatt einfügen in jene materielle Bedingtheit; die dort herrschende Freiheit verträgt sich nicht mit dem starren Gesetz physischer Notwendigkeit: flugs werden darum, um die Einheit des Universums und die Einheitlichkeit der Erkenntnis zu gewinnen, die moralischen Gesetze zu physischen herabgesetzt, die Freiheit als Schein, die Notwendigkeit des Geschehens als allgemein herrschendes Weltgesetz proklamiert.

Vielleicht dient es den jungen Theologen, die es ebenfalls gern zu einem einheitlichen Weltbild bringen möchten und dabei sehen müssen, wie oft man in der Kirche die Widersprüche, sei es auf dem Gebiete der Offenbarung, sei es in dem Verhältnis zwischen geistlicher und natürlicher Wahrheit, gewaltsam beseitigt oder in eine gemachte Einheit zusammengespant hat — vielleicht dient es ihnen angesichts der Vorwürfe, welche sie hinsichtlich des theologischen Harmonisierungsverfahrens zu hören bekommen, einigermaßen zur Beruhigung, dass sie dabei in gleicher Verdammnis sind mit Andern, die sich besonderer Freiheit und Unbefangenheit des Urteils berühmen. Diese merken es nur nicht oder wollen es wenigstens nicht Wort haben.

So ist es also wohl ein gemeinsames Los des nach

Wahrheit ringenden Menschen, dass er über die Widersprüche des Daseins nicht hinauskommt und vergeblich oder doch mit zweifelhaftem Erfolg sich abmüht sie auszugleichen? Vielleicht. Und doch sind wir, gerade wenn wir aufrichtig sein wollen, nicht im stande, dabei stehen zu bleiben. Man muss sich erst in Selbsttäuschung hineinzwingen, wenn man mit dem Gedanken sich begnügen will, es sei nun einmal nicht anders und die rechte Weisheit bestehe eben darin, dies anzuerkennen. Wohl, es gibt blasierte und banausische Seelen, die es bald aufgeben, mit den Rätseln des Lebens fertig zu werden; sie thun ihre Arbeit und geniessen, was ihnen dafür geboten wird. Wie man dem Pferde Hafer aufschüttet, wenn es sich abgearbeitet hat, und damit es wieder arbeite. Was darüber hinaus geht ist Schwindel. Aber es ist unmenschlich, widermenschlich, sich zu befriedigen mit Solchem, das eine Menschenseele nicht befriedigen kann. Man soll mir auch nicht entgegen, der gemeine Mann, zumal in der gegenwärtigen gedrückten Zeit, frage nicht nach hohen Gedanken: die Sorge um den Lebensunterhalt und die Sehnsucht nach ein wenig Lebensgenuss erfülle ihn ganz und lasse für Anderes, Höheres keinen Raum übrig. Das ist nicht wahr und kann nur von Solchen behauptet werden, welche das religiöse Leben misskennen. Freilich um Spekulationen handelt es sich nicht, wiewohl der gemeine Mann sich mehr Gedanken macht um die Rätsel des Lebens, als ihr euch träumen lasst. Nein, es handelt sich um den unmittelbarsten,

eigentlichsten Grund des Lebens, um den Schwerpunkt, ohne welchen es haltungslos und ziellos umhergeworfen wird: nach ihm sehnt sich unwillkürlich jedes Menschen Herz, und wer ihn gefunden, der weiss, was er an ihm besitzt. Was an höheren Gedanken, wenn man will an Spekulationen, in der Seele des schlichtesten Mannes auftaucht, hängt mit dieser Lebensbasis zusammen, und insofern hat man Recht, in dem Glauben die Metaphysik des Volkes zu sehen.

Angesichts dieser Sachlage wiederhole ich: es ist unmöglich, zum mindesten geschieht es nicht ohne Preisgebung dessen, was das wesentlich und charakteristisch Menschliche ist, dass man es bei den Widersprüchen des Daseins belässt, ohne zu einer befriedigenden Gesamtanschauung zu gelangen. Und wär's die Gesamtanschauung des Pessimismus. Ed. v. Hartmann rühmt in seiner Selbstbiographie, wie es den Leuten bei ihnen, den Pessimisten, gefalle; er hätte dem Pessimismus sich nicht hingegeben, wenn er nicht doch ein Minimum von Selbstbefriedigung darin fände. Eine Illusion von Selbstbefriedigung, von der zu wünschen wäre, dass er sie auch als Illusion erkannte.

Den Aufrichtigen lässt es Gott gelingen. Für den, welcher dem Gewissenszuge nachgibt, mag er immerhin besondere Gnadenzüge noch nicht erfahren haben, steht es fest, dass die sittliche Seite des Menschen, wodurch er mit seiner Gesamtpersönlichkeit in einem höchsten Gut, dem alles Endliche überragenden und tragenden Absoluten, Befriedigung zu suchen hat, die

präponderierende ist. Mag noch so sehr der Mensch darauf angewiesen sein, den Thatbestand des Lebens, die Fülle der ihn umgebenden Erscheinungen erkennend zu durchdringen und hiermit seine Herrscherstellung innerhalb der physischen Welt zu bekunden, so verhält es sich doch nicht so, dass die Partie auf beiden Seiten gleich wäre, die Befriedigung oder deren Mangel dort gleich schwer wöge wie hier. Es ist wahr, dass auf dem Gebiete des Erkennens ein Gewissen dem Menschen innewohnt, welches ihn hindert, es damit leicht zu nehmen. Denn alle Ordnungen dieses Lebens, auch des physischen, sind Gottes, und wirkliche Erkenntnis dieser physischen Welt ist Erkenntnis der Werke Gottes. Aber der richtige Gedanke in der falschen Uebersetzung von Eph. 3, 19: Christum lieb haben ist besser als alles Wissen, diese zunächst für den Christen geltende Wahrheit hat ihre Analogie und ihren Widerschein auch in dem vorchristlichen Lebensstande, indem sie die zentrale sittliche Befriedigung der peripherischen intellektuellen voranstellt. Auch das gemeine Urteil, soweit wir es ein unverbildetes nennen, schätzt den braven Mann, der seinem Gewissen folgt, höher, als den feingebildeten, vielwissenden, der es im sittlichen Wandel an sich fehlen lässt. Mag es daher immer wahr sein, dass Gewissenhaftigkeit den Forscher nötigt, festzuhalten an dem, was das Erkennen ihn gelehrt hat, so ist doch bei eintretendem Konflikt zwischen der sittlichen und der intellektuellen Welt, dass ich so sage zwischen dem sittlichen und dem intellektuellen Gewissen,

kein Zweifel, wer von beiden das erste Wort zu sprechen hat. Es kann jemand innerlich zerrissen sein von Zweifeln seines Verständnisses und bleibt doch seiner gewiss als Mensch, indem er die sittliche Basis nicht verliert. Und er kann Himmel und Erde forschend und wissend umspannen, und hat doch den Schwerpunkt seiner Persönlichkeit verloren. Hier lässt Gott es dem Aufrichtigen gelingen, welcher den Stützpunkt seiner Persönlichkeit nicht willkürlich verrückt und seine letzte Befriedigung lediglich dort sucht, wo sie ihm allein zu teil werden kann.

Wenn schon auf dem ausserchristlichen Gebiete nach dieser Seite Konflikte vorkommen, die man nicht willkürlich beseitigen kann und deren Fortbestand gleichwohl nicht einfach anerkannt werden darf, um wie viel mehr wird solch ein Konflikt den jungen Theologen erwarten, welcher daran geht, in die Welt der christlichen Offenbarung sich einzuleben. Zugestandenermassen ist es doch der Widerspruch zwischen der christlich-kirchlichen und der modernen Weltanschauung, welcher in weiten Kreisen, namentlich auch unter der theologischen Jugend, den Abfall vom Glauben, die Beliebtheit schwächerer Vermittelungsversuche bedingt. Im Gebiete der Natur, welchem auch der Mensch nach seiner physischen Seite angehört, herrscht schlechthinige Notwendigkeit, das unbeugsame Naturgesetz; darum ist jedes Bittgebet, welches göttliche Aenderung eines einzelnen, physisch-bedingten Zustandes, etwa einer Krankheit oder ungünstiger Witterung bei der

Ernte, bezieht, von Uebel: das Bittgebet überhaupt, in der Allgemeinheit, wie es Christus und die Apostel meinen, wird zurückgestellt und Resignation gepredigt, nämlich in christlicher Gestalt als Geduld und Ergebung, womit der Mensch seine Erhabenheit über die physische Welt bekundet. Luther, der seinen todtkranken Melanchthon wieder gesund betete, wird darob der Sünde bezichtigt. Wie hat sich auch der gute Luther verfehlt, da er an seinen todtkranken Freund Friedrich Mykonius schrieb: „der Herr lasse mich ja nicht hören, so lange ich lebe, dass ihr gestorben seid, sondern schaffs, dass ihr mich überlebet. Das bitte ich mit Ernst, will's auch gewährt sehn und so haben, und mein Wille soll darin geschehen. Amen. Denn dieser mein Wille sucht die Ehre göttlichen Namens, nicht meine Ehre und Lust.“ Freilich ist's so geschehen, wie Luther gebetet hatte, und sein Freund nahm's auch so, wie es geschah: „Fürwahr ich, der ich bei mir beschlossen hatte, ich würde des Lagers nicht aufkommen, sondern in Kurzem auf meinem Siechbettlager den Geist aufgeben, entsatzte mich so hoch über des lieben Mannes Schrift, da ich sie las, dass mich nicht anders deuchte, ich hörte Christum zu mir sagen: Lazare, komm heraus.“ Es ist so geschehen: Mykonius durfte erst am 7. April 1546 sein Haupt zur Ruhe niederlegen, anderthalb Monate nach Luthers Tode. Aber wie thöricht war er doch, wenn wir unsern modernen Theologen glauben, sich's einzubilden, dass dabei das Bittgebet Luthers im Spiel gewesen sei! Und wie be-

schränkt erscheint der alte Claus Harms, da er nach der Bitte um Regen bei dürrer Zeit die in der Kirche versammelte Gemeinde aufhorchen hiess auf die Regentropfen, die an die Fenster schlugen, und darin eine Erhörung des Gebetes erkannte! Man erlebt ja, wie einer von diesen Theologen gesagt hat, dergleichen Gebetserhörungen nicht.

Hier liegen für unsere jungen Theologen die Gefahren und Versuchungen, von denen sie gleich am Anfange ihres Studiums bedroht werden. „Man muss den christlichen Glauben so einrichten, dass er mit den Ergebnissen der gegenwärtigen Naturforschung sich verträgt.“ Wie das am Einfachsten der Verfasser des Büchleins: „Ein Kampf um die Weltanschauung“ durchgeführt hat. Das leuchtet den unbefestigten Seelen, die sich mit natürlicher Bildung vollgesogen haben und in der Atmosphäre derselben leben, vollständig ein. Und wenn man ihnen nun weiter klar macht, wie doch das kirchliche Dogma und die daran angeschlossene Theologie sehr wesentlich auf einer Philosophie beruhe oder doch von ihr infiziert sei, welche gegenwärtig ebenfalls als antiquiert betrachtet werden müsse, dann sind sie schnell bei der Hand und lassen sich gerne ködern.

Und doch habe ich auch hier die Hoffnung, Gott werde es den Aufrichtigen gelingen lassen. Und zu unserer theologischen Jugend habe ich die durch Erfahrung gestützte Zuversicht, dass nicht wenig aufrichtige Seelen unter ihr sich befinden. Es ist nicht wahr, das darf man dreist

behaupten, dass Jemand dauernde Befriedigung aus jenem Kompromiss des Christenglaubens mit der modernen Bildung schöpfen könnte. Eine Weile kanns wohl sein, dass Einer des Rätsels Lösung gefunden zu haben und des Widerspruchs überhoben zu sein glaubt, wenn man ihm den Unterschied von Seinsurteilen und Werturteilen eingeprägt und weiss gemacht hat, es seien getrennte, von einander unabhängige Gebiete, das des Glaubens und das des Erkennens. Mit dem Kopfe ein Heide, mit dem Herzen ein Christ, wie schon der alte Jakobi meinte. Aber er hats auch nicht durchführen können. Eine Weile kann man sich wohl damit hinhelfen, und ich respektiere diese Versuche als persönlich wohlgemeinte. Aber auf die Länge halten sie nicht vor; am wenigsten, wenn man aus dem einstweiligen Notbehelf eine Regel, ein System, machen will. Ueber Jakobis Dualismus ist die Welt bald hinweggegangen, und sie wird über jeden, wenn auch anders gearteten Dualismus neuerdings hinweggehen, unbeschadet seiner etwaigen Wiederholung nach Zeiten eines unnatürlichen spiritualistischen oder materialistischen Monismus. Der Erkenntnis lassen sich keine willkürlichen Schranken ziehen, und ihre zumal in der Gegenwart hochgehenden Fluten stossen so lange an die aufgeworfenen Dämme des Glaubens, bis sie dieselben durchbrechen oder überfluten und das jenseitige Gebiet okkupieren. Und der Glaube ist ein unfügsamer Geselle, der das Prinzip hat: aut Caesar aut nihil; er lässt sich nicht abweisen und will

Alles, auch die Erkenntnis, unter seine Botmässigkeit bringen.

Ich erkenne die Risse und Spalte vollkommen an, welche in den sonst ebenen Boden des Glaubens und des Erkennens gekommen sind; aber ich widerrate euch, ihr jungen Theologen, jenes Mittel der Ausgleichung und Applanierung zu gebrauchen. Die Leute, die es euch empfehlen, meinen es redlich, aber sie wissen nicht was sie thun: falluntur et fallunt. Wenn man nicht wüsste, wie ein neuaufgekommener Lösungsversuch die Sinne Derer, die ihn meinen „entdeckt“ zu haben, gefangen nimmt, so würde man nicht begreifen, wie kurzsichtig sonst hochbegabte Männer hierin urteilen. Sie sprechen es selbst aus, dass der Rest des Glaubens, auf den sie sich zurückziehen, denjenigen Normen der Erkenntnis sich nicht unterstellt, welche sie im übrigen, sei es auf naturwissenschaftlichem sei es auf historischem Gebiet, anerkennen. Mittelst dieser sonst gültigen Normen würde alles hinweggefegt werden, was z. B. hinsichtlich der Person Christi, des Glaubenszentrums, auch ihnen noch feststeht. Aber sie hoffen die Leute mit ihren dialektischen Künsten, mittelst ihrer Philosophie dahin zu bringen, dass sie in jenem Rest ein *noli me tangere* sehen, dass sie die aufgerichtete Schranke anerkennen. Einen Augenblick könnte man vielleicht diese Hoffnung teilen, wenn man — was freilich auch nur auf Täuschung hinausläuft — bei der abstrakten Scheidung des Erkenntnis- und des sittlich-religiösen Gebietes stehen bleibt. Aber das Verhäng-

nisvolle ist dieses, dass es historische Thatsachen und Wahrheiten sind, welche das Wesen des Christentums und somit des christlichen Glaubens konstituieren. Diese fallen zweifellos unter die Kompetenz der natürlichen Erkenntnis, und keine Macht der Welt ist im stande sie zu verhindern, dass sie jene Thatsache vor ihr Forum ziehe.

Was denn aber nun? Sollen wir das alte Spiel wieder anfangen und mit allen möglichen und unmöglichen Mitteln der Apologetik die Schwierigkeiten, die Widersprüche verkleistern oder eskamotieren? Ich denke nicht. Ehrlich währt am längsten, und den Aufrichtigen lässt es Gott gelingen. Die Aufrichtigkeit aber besteht in diesem Falle darin, dass man sich besinnt, wovon man als menschliche Persönlichkeit lebt, ob von den Realitäten des religiös-sittlichen oder von den Errungenschaften des natürlich-intellektuellen Lebens. Gerade dem Ehrlichen, dem Aufrichtigen wird es klar, dass er sich selbst verliert, wenn er auf jene Realitäten verzichtet, auf welcher Stufe der Leiter er in dieser Hinsicht auch stehen möge. Ohne sie geht ihm auch die andere Seite, mit all den Schätzen, welche die Erkenntnis erworben, verloren. Wir mögen das an den Völkern des klassischen Altertums als an einem Beispiele erkennen. Und vielleicht wird es nicht lange dauern, bis die moderne Gesellschaft Gleiches an sich selbst erlebt.

Man darf voraussetzen, dass nicht leicht Jemand dem Studium der Theologie sich zuwendet, der nicht

— ich will zunächst das Mindeste annehmen — ein Bewusstsein oder ein Gefühl oder eine Ahnung hätte von der Bedeutung des religiös-sittlichen Lebens, welches zu fördern sein künftiger Beruf sein soll. Man darf voraussetzen, dass dieses Bewusstsein, wie mangelhaft es sei, ihm aufgegangen ist keineswegs nur durch die Beobachtung der Menschengemeinschaft, in welcher er steht, sondern zugleich durch Erfahrung an sich selbst. Denn ohne diese würde auch der Blick nach aussen getrübt und gehalten sein. Hier werden wir den Aufrichtigen als solchen erkennen und ihm das Gelingen in Aussicht stellen dürfen. Er wird es als eine Versuchung erachten, wenn ihm diese sittliche Basis seines persönlichen Lebens erschüttert, durch eine anderweite des physischen Lebens ersetzt werden sollte. Er kann jenen Halt seines persönlichen Lebens, er kann diese Seite des allgemein menschlichen Lebens, auf die er um seines künftigen Berufes willen hingewiesen ist, nicht ins Auge fassen, ohne der Hemmungen gewahr zu werden, an denen das sittliche Leben leidet. Wenn er aufrichtig ist, so wird er erfahren, dass er nur durch Kampf sich gegenüber den Hemmungen und Gegenströmungen aufrecht zu erhalten vermag. Ja er wird, je ehrlicher er ist, gerade auch den Mangel an Aufrichtigkeit unter den Mängeln wahrnehmen, mit denen sein sittliches Leben behaftet ist. Denn auch schon vermöge des natürlich-sittlichen Urteils kann es ihm nicht entgehen, dass die Neigung in ihm vorhanden ist, die vorhandenen Mängel zu beschönigen, den De-

fekt geringer erscheinen zu lassen, als er in Wirklichkeit ist. Es lässt sich freilich hier nicht mit Genauigkeit abgrenzen, was vermöge des natürlichen Gewissens erreichbar und was den einwirkenden Gnadenzügen zu danken ist. Denn jeder von denen, die wir hier im Auge haben, steht unter der Einwirkung solcher Gnadenzüge, und wir sind weit entfernt zu wähnen, dass es ohne dieselben ihm gelingen könne.

Es wird hier der Ort sein, die Schranke unserer Aussage sowie unserer Hoffnung zu benennen, und mit denen uns auseinander zu setzen, bei welchen eine Verständigung vorerst unmöglich scheint. Das Wort der Schrift: alle Menschen sind Lügner (Ps. 116, 11) stellt sich uns auf den ersten Anblick entgegen, wenn wir der Aufrichtigen hoffend und ermutigend gedenken. Indessen wollen wir doch nicht übersehen, in welchem Zusammenhange jene Klage und Anklage über die Menschen ausgesprochen worden ist. Der Sänger spricht sie aus „in seinem Zagen“, als Gebeugter und von Menschenhilfe Verlassener. Und auch in der Stelle Rom. 3, 4 empfängt das Urteil: jeglicher Mensch ein Lügner, seine nähere Bestimmtheit durch das vorangegangene: es werde Gott wahrhaftig. Gegenüber der Vermutung und Besorgnis, dass die Untreue der Menschen Gottes Treue aufheben werde, stellt der Apostel in Aussicht, dass gerade darin Gottes Gerechtigkeit zur Erscheinung komme: jeglicher Mensch ein Lügner, immerhin, Gott wahrhaftig. Ausgeschlossen ist mithin nicht, dass ebendieselben, welche als Lügner prädiziert

werden und es wirklich sind, nicht als solche bis zu einem gewissen Grade sich zu erkennen vermöchten. Schon in ihrem natürlich-sittlichen Stande, wenn es anders wahr ist, dass in diesem der Mensch einigermaßen dem sittlichen Urteil seines Gewissens folgen, die böse Neigung bekämpfen kann. Denn dann hat er auch die Fähigkeit, der Lüge inne zu werden, die immer wieder seinen sittlichen Zustand zu verhüllen und zu beschönigen sucht. Damit aber ist noch gar nicht gesagt, dass ohne die Gnadenhilfe Gottes den Aufrichtigen es gelingen werde; denn Gott lässt es den Aufrichtigen gelingen. Es ist damit nicht gesagt, dass solch ein Aufrichtiger es sei oder geworden sei ohne die gnädige Mitwirkung Gottes.

Ich habe anderwärts, in dem System der christlichen Wahrheit (I,² S. 495 ff.) und in den entsprechenden Abschnitten der Ethik, nachzuweisen versucht, dass die Richtung und die Gestalt, welche das sittliche Leben des natürlichen Menschen unter der Herrschaft der Sünde annimmt, nicht ausser Beziehung zu Gottes Erlösungsratschluss stehe, insofern von Gott verhindert werde, dass jene natürliche Entwicklung die Verwirklichung des letzteren unmöglich mache. Auf die dogmatisch-ethische Begründung dieser Aussage kann ich mich hier nicht weiter einlassen; ich ziehe nur die Konsequenzen, welche für unseren Fall sich daraus ergeben. Ist Aufrichtigkeit auch schon bei solchen möglich, die noch ausserhalb des Gnadenreiches und seiner unmittelbaren Einwirkungen stehen,

so werden wir doch nicht vergessen dürfen, dass solche Aufrichtigkeit gleichwohl nicht ohne Gottes gnädige Bewahrung und Veranstaltung zu stande kommt. Er schafft den Widerhalt, welchen die menschliche Sünde in ihrem Fortschreiten findet; er macht es, dass dem Lügner die Lüge zum Bewusstsein kommt und inmitten der Lüge ein gewisses Mass von Aufrichtigkeit sich durchsetzt.

Der Schöpfungsgott, so wurde früher gesagt, ist zugleich der Heilsgott, und der natürliche Mensch, der auf seine überkommene Sünde gesehen ein Lügner und ein Feind Gottes ist, steht unter der Reaktion des heiligen Gottes, der als solcher nicht bloss die Sünde reprimiert, sondern auch ihr Einhalt thut. Es ist wahr, dass ohne Wiedergeburt Niemand in das Reich Gottes eingeht, und eine unselige Verirrung würde es sein, wenn Jemand von natürlicher Aufrichtigkeit erwarten wollte, was er nur von Neuschöpfung und Lebensumkehr hoffen darf. Aber ein Unterschied ist's doch, ob der Mensch, dem solche Wiedergeburt vermeint, ein ihrer noch fähiges Subjekt, oder dämonengleich gottwidrig geworden ist. Niemand vermag ja in eines anderen Herz hinein zu blicken und bemessen, was in der Werkstätte desselben vor sich geht; nicht einmal das eigene Herz zu durchschauen ist man leicht im stande und das Ineinander des Geistlichen und des Natürlichen überall scharf zu unterscheiden. Geheimnisvoll ist auch die Art der Forterbung. Wenn zweifellos auf dem Wege der natürlichen Propagation

die sündliche Inklinaton des Menschen im allgemeinen und auch spezielle sündliche Neigungen übertragen werden, so darf man wohl auch sagen, dass eine in den Älteren eingetretene Bändigung jener Neigungen, die hier erworbene sittliche Haltung, unbeschadet der allenthalben sich fortsetzenden sündlichen Inklinaton, irgendwie auf die Kinder übergeht oder übergehen kann. Wir, die es mit der Bildung der theologischen Jugend zu thun haben, wissen davon zu reden, wie doch von vornherein ein Unterschied ist zwischen den redlichen, aufgeschlossenen Seelen, in welche das Wort der Wahrheit als in gutes Erdreich eindringt, und anderen, wo es mit Unkrautsamen gleich am Anfang zu kämpfen hat, oder auch wo es scheint, dass die Empfänglichkeit von vornherein fehlt. Gewiss werden wir gut thun, im weitesten Sinne das Wort gelten zu lassen, dass durch Gottes Hilfe es den Aufrichtigen gelinge. Aber die Unterschiede werden wir darob nicht verkennen. Und diese Unterschiede sind gleichwie durch mancherlei Lebensführungen so auch durch die hierdurch bedingte Haltung und Selbstbestimmung herbeigeführt. Wenn der Eine vor dem Andern etwas voraus hat und seine Seele von vornherein offener und zugänglicher ist, so wird es doch Gott dem Letzteren einbringen, und es kann wohl kommen, dass bei stetiger Treue die Letzten die Ersten werden.

Gott lässt es den Aufrichtigen gelingen, so wiederholen wir nun, nachdem wir die hauptsächlichsten Missverständnisse beseitigt haben, welche an das Wort sich

anknüpfen konnten. Es handelt sich um die Aufrichtigkeit, welche auf jeder Stufe des sittlichen Lebens, unter den jeweiligen Bedingungen desselben, der göttlichen Kundgebung entgegenkommt. Unter unsren jungen Theologen ist diese Kundgebung in jedem Falle eine solche, die wesentlich aus dem Heilsratschluss Gottes stammt und durch die Potenzen des Heils vermittelt ist. Danach bemisst sich die Aufrichtigkeit, die sie leisten können und leisten sollen, ohne dass darum das Gelingen anders als durch die Führung bedingt wäre, welche Gott weiterhin diesen Aufrichtigen zu teil werden lässt. Und nun steht es fest und kann verstanden werden, dass das Gelingen nicht gehindert zu werden braucht durch die Widersprüche, welche von den verschiedenen Gebieten des Lebens auf den nach Sicherheit und Klarheit Ringenden eindringen. Der Weg des Aufrichtigen geht weiter und wird nicht zurückgekehrt (vgl. Ps. 146, 9), auch wenn man ihm einreden will, ja auch wenn es ganz den Anschein hat, es sei ein Irrweg. Wir nehmen es damit nicht leicht; die Gegensätze, welche von seiten der natürlichen Erkenntnis erhoben werden, wenden sich, insoweit sie auf göttliche Ordnungen sich stützen, in ihrer Weise auch an das Gewissen, und gewissenlos darf der Aufrichtige zu ihnen sich nicht stellen. Er wird weder leichtfertig ihr Dasein in den Wind schlagen noch oberflächlich durch Dualismus sich zu helfen suchen — als seien das eben verschiedene Gebiete, von denen das eine mit dem andren nichts zu thun habe. Sondern das zunächst und

unbedingt Gewisse ist ihm die sittliche Seite seines Wesens, die sittliche Welt, in welcher er lebt, mit welcher seine Persönlichkeit steht und fällt; und inso- weit er nun auf Gottes Kausalität Beides zurückführen muss, die Normen dieser sittlichen und zugleich jene der physischen Welt, kann er nicht anders als prinzipiell Einklang zwischen ihnen setzen, auch wenn im konkreten Falle dieser Einklang zur Zeit nicht nachweisbar ist. Zu den sittlichen Axiomen, die sich ihm bewährt haben und fort und fort bewähren, steht die Setzung solch eines Monismus voran, mögen in Wirklichkeit noch so viele Differenzen und Gegensätze sich finden. Denn jener Primat der sittlichen Welt, die Möglichkeit von da aus der Welt Herr zu werden, würde nicht vorhanden sein und keinen Bestand haben, wenn nicht der einheitliche Charakter des Weltganzen gesichert wäre. Und nicht bloss die abstrakte Setzung der Einheitlichkeit ist es, worin man Beruhigung findet, sondern zugleich die weitere, unlösbare Konsequenz, dass dieselbe als solche dem Menschen zugänglich sei, wie weit er auch vom Ziele adäquater Erkenntnis entfernt sein möge. Denn auch hier wiederholt es sich, dass der Mensch seine sittliche Stellung inmitten der ihn umgebenden Welt nicht behaupten würde, wenn ihm nicht die Zugänglichkeit alles Seins vermöge der Gleichartigkeit seines Charakters und der Homogenität des menschlichen Wesens mit demselben gewiss wäre. Scheidungen des Endlichen von dem Unendlichen, von denen nur jenes der Erkenntnis sich erschliesse, dieses aber nicht,

so dass etwa letzteres nur ein Grenzbegriff für das menschliche Erkennen wäre, erweisen sich daher von vornherein als unmöglich, wie schwer es auch sein möge, das positive Verhältnis derselben zu einander zu bestimmen.

So ist denn dem Aufrichtigen der Weg in das Gebiet der Theologie geöffnet, welcher verschlossen bleibt, wenn man die jenseitige Welt des Glaubens prinzipiell für die Erkenntnis ablöst von den Objekten der endlichen Welt. Gewiss wird man aus der Erfahrung, vom Standpunkte geschichtlicher Forschung aus Belege genug dafür erbringen können, wie wenig jene öfters und auch neuerdings wieder beliebte Scheidung sich halten können. Sicherlich wird auch dem, welcher von dem Standorte der sittlichen Welt sein Auge in die Ordnungen des physischen Lebens versenkt, nicht selten ein Licht entgegenleuchten, welches seine prinzipielle Setzung bestätigt; auch die Erfahrung wird ihm nicht fern bleiben, wie schnell die zeitweiligen Resultate der natürlichen Erkenntnis wechseln und damit Widersprüche sich lösen, welche zuvor unüberwindlich schienen: aber auf alles dieses lege ich doch geringeres Gewicht als auf die prinzipielle Position, womit unter allen Umständen dem Aufrichtigen die Richtung erhalten bleibt, die sein Fuss einzuschlagen hat, und der Blick auf das Ziel, ohne welchen der Theolog ein Widerspruch in sich selbst sein würde. Man wird um so mehr geneigt sein, auf dieser Position zu beharren, je mehr man beobachtet, dass im Grunde dieselbe Weise es ist, wie der Mensch sich aufrecht erhält gegenüber den auf

sittlichem Gebiet für sich gelegenen Versuchungen, welche er nur bestehen kann, indem sein Glaube an den Supremat und die schlechthinige Gültigkeit der sittlichen Normen sich aufrecht erhält. Und was wir hier absichtlich ganz allgemein zum Ausdruck brachten, das gilt in ganz besonderem Masse von dem Christen, der in der geistlichen Welt der Heilsoffenbarung gefunden hat was seinen sittlichen Bedarf endgiltig befriedigt. Ihm ist es gesetzt, zu glauben und festzuhalten inmitten der Widersprüche seines inneren Lebens, seiner äusseren Führungen und Lebenserfahrungen, ja auch der Offenbarungsurkunde, aus welcher er die Normen und die Kräfte seines inneren Lebens schöpft. Und wenn er darob zu Zeiten klagen muss und rufen: Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben; Herr, ich habe deinen Weg erkannt und in den grossen Wassern spürt man doch deinen Fuss nicht: so hält er gleichwohl seinen Weg ein, nicht wie ein Knecht, der den Stecken des Treibers fürchtet, sondern wie ein Kind, das innerlich zum Vaterhause gezogen wird und welches in dessen Liebe alle Hemmnisse überwindet.

Den Aufrichtigen lässt Gott es gelingen — wir haben bisher das Wort so gewendet, wie es für diejenigen passt, welche unbefestigt, ohne besondere christliche Erfahrung, aber doch in ihrer Art guter Meinung dem Studium der Theologie sich hingeben. Denn es wird doch der ungleich seltenere Fall sein, das Einer mit bewusstem Widerspruch im Herzen, bloss aus äusseren Gründen, Theolog werden will, und mag dieser

Fall vorkommen, so haben wir doch keine Ursache, speziell auf ihn einzugehen. Hoffnungslos stehen auch jenen wir nicht gegenüber; denn aller Menschen Wege sind in Gottes Hand, und so oder anders werden auch sie in die Lage kommen, Aufrichtigkeit beweisen zu können. Anders aber stellen sich die Dinge, wo schon in früher Jugend bewusste christliche Erfahrung eines Jünglings Herz zum Studium der Theologie geführt hat; anders auch, wenn wir das Wort mit den Augen eines Christen betrachten, der durch die Führungen seines eigenen Lebens und durch mannigfache Beobachtung Anderer einen Einblick in die Wege Gottes gewonnen hat. Hier wird der Natur der Sache nach die Zuversicht grösser. Der Jüngling, welcher das gütige Wort Gottes geschmeckt und in den Kräften der zukünftigen Welt volle Befriedigung empfangen hat, wäre es auch nur anfangs- und tropfenweise, er wird seine Aufrichtigkeit damit beweisen, dass er aufmerkt wo irgend diese Befriedigung Nahrung empfängt, und dorthin immer aufs neue seine Blicke wendet. Dies gilt von den Predigern, die er aufsucht, von der Lektüre, womit er sich beschäftigt, von den Vorlesungen, die er hört. Wohl kann das zu einer Einseitigkeit werden und verderbliche Folgen haben. Indessen wenn es sich um Uebel handelt, die man auf diesem Wege sich zuzieht, so fragt es sich doch zunächst, wo das grössere Uebel sei, ob da, wo man in solcher Einseitigkeit, „pietistischer“ Abgeschlossenheit seines Weges zieht, oder da, wo man offen ist für alle Eindrücke und unterschiedslos, urteils-

los sich ihnen hingibt. Im übrigen aber wüsste ich nicht, warum nicht mit jener Einseitigkeit ein offener Blick sich verbinden könnte für alles Gute und Schöne, was mit der christlichen Lebenserfahrung sich verträgt und in dieselbe sich einordnet. Die Enge des Weges kann zeitweilig heilsam sein, dass man sich nicht verlaufe, und der Aufrichtige wird hier auch darin sich zeigen, dass er unterscheidet zwischen dem, worüber er Macht hat und was ihm frommt (1. Kor. 6, 12). Er kann warten, wie die Rätsel, die Widersprüche sich lösen, ohne darum die Gewissheit seines inneren Lebens zu verlieren. Wer aber mit dem Auge eines erfahrenen Christen die Wege der theologischen Jugend betrachtet, der wird zwar einerseits in viel höherem Grade als diese selbst der Gefahren sich bewusst sein, von denen diese Wege, und zumal in der Gegenwart, bedroht sind; aber er kennt auch den, der grösser ist als unser Herz, dessen Gnade überschwänglicher als unsre Sünde, der auch die Irrungen der Seinen zu Heilswegen umgestalten kann. Er wird deswegen auch nicht sofort verzweifeln, wenn ein jugendlich empfängliches Gemüt sich ohne viel Ueberlegung in den Strudel der theologischen Meinungen hineinstürzt und darin unterzugehen scheint. Er darf hoffen, dass in dem Aufrichtigen der Geschmack an dem, was ächt und Gottes ist, sich durchsetzen wird inmitten aller Imitationen und Täuschungen, und dass auch unter den Mischungen von Wahrheit und Irrtum allmählich die Fähigkeit der Unterscheidung für ihn sich herausbilden werde.

An dem Beispiele des Paulus können wir sehen, wie hier die Dinge sich leicht in eigentümlicher Weise wenden, anders als nach Menschengedanken, und doch so, dass auch in solchem Falle die Wahrheit unsers Wortes bestätigt wird. Die Aufrichtigkeit Pauli erkennen wir vor Allem daraus, dass er in dem entscheidenden Momente seines Lebens dem himmlischen Rufe Folge leistete, dem er wohl hätte widerstehen können. Und wir werden daraus Folgerungen zu ziehen in der Lage sein für die Aufrichtigkeit seines Vorlebens. Zwar ist es pure Willkür, anzunehmen, dass in Form allmählicher Entwicklung und Gradation der Umschwung in dem Leben des Paulus sich vorbereitet und durchgesetzt habe. Dergleichen kann nur von Solchen behauptet werden, welche übernatürliche Eingriffe, Gnadenzüge Gottes in dem Leben des Menschen überhaupt nicht kennen und anerkennen. Aber allerdings liegen die Dinge auch nicht so, dass ein bloss abrupter Umschlag, eine reine Wendung ins Gegenteil sich bei ihm vollzogen hätte. Sondern wie wir schon vorher Eindrücke christlichen Lebens und der aus ihm hervorströmenden geistlichen Potenzen, z. B. bei dem Martyrium des Stephanus, in Saulus anzunehmen haben, so werden wir doch auch schon früher ein Analogon von Aufrichtigkeit setzen dürfen, wie dieselbe dann in sonderlicher Weise bei seiner Berufung sich zeigte. Der Apostel erzählt von sich (Rom. 7, 9 ff.), er habe einst ohne Gesetz gelebt, als aber das Gebot kam, lebte die Sünde auf, er aber starb. Es ist anzunehmen,

dass in jener ersten Zeit seines Lebens Saulus in seiner Weise „aufrichtig“ wandelte.

Das „Leben ohne Gesetz“ kann doch nur so verstanden werden, dass ein Zwiespalt mit demselben ihm nicht zum Bewusstsein kam, dass er willentlich und bewusster Weise nicht gegen sein Gewissen handelte, wie dasselbe durch das positive Gesetz des alten Bundes bestimmt war. Darin bestand diesmal die Aufrichtigkeit seines Wesens. Aber sie war eben nur eine relative, welche auf eine höhere Stufe geführt werden sollte. „Da das Gebot kam“ — wir wissen nicht, welches und in welchem besonderen Falle — „da lebte die Sünde auf“ — früher war sie gewissermassen tot, regungslos, ohne bewusste, beängstigende Lebensäusserung — „ich aber starb“: die Todesmacht der Sünde trat durch den Widerspruch hervor, welcher zwischen der Forderung des Gebotes und der zeitweiligen Willensrichtung entstanden war. Es ist zunächst ein subjektiver Prozess, der in dem Bewusstsein des Saulus verlief, aber mit objektivem Hintergrund, ein subjektiver Widerschein wirklicher innerer Vorgänge. „Aufrichtigkeit“ in ihrer Weise war auch jetzt bei Saulus vorhanden: denn hätte er das „Gebot“ in den Wind geschlagen, wie er wohl hätte thun können, so würde die Todeswirkung in ihm nicht eingetreten sein, er hätte ein „Leben“ fortgesetzt, welches doch nun ein anderes gewesen wäre, als das früher ohne Zwiespalt gelebte. Es wäre ein willentlich unterdrückter Zwiespalt gewesen, mit bösem Gewissen, ohne Aufrichtig-

keit. Die Todeswirkung war eine bewusste, die er fühlte und auf sich nahm. Und nun können wir wohl ahnen und aus den ferneren Erlebnissen und Aeusserungen des Apostels entnehmen, in welcher Weise seine innere Entwicklung weiterging. Er wurde ein Eiferer um die natürlichen Ueberlieferungen und ging im jüdischen Wesen über viele seiner Alters- und Stammesgenossen hinaus (Gal. 1, 14). Er war in seiner Weise gewissenhaft; ich vermute, dass, als er des Zwiespaltes durch die Forderung des Gebotes und der Todeswirkung des Gesetzes inne geworden war, er um des Zwiespaltes ledig zu werden nur um so eifriger an die Ueberlieferungen der Väter sich anschloss. Im Eifer um dieselben suchte er die Unruhe des Herzens zu stillen; wie es denn eine auch sonst nachweisbare Erfahrung ist, dass der in sich Zwiespältige, Unruhige, durch Fanatismus die widersprechenden Regungen zu übertäuben, sich dadurch vor sich selbst zu rechtfertigen sucht. Von dieser Stimmung aus lässt es sich vollkommen verstehen, dass er über die Massen die Gemeinde Gottes verfolgte und zerstörte (Gal. 1, 13). Er schmähte und verfolgte und verhöhnte sie (1. Tim. 1, 13), und erachtete sich später um deswillen für den ersten unter den Sündern (1. Tim. 1, 15). Und doch konnte nun derselbe Apostel, der die ihm widerfahrene Erbarmung auf den göttlichen Zweck zurückführte, damit Jesus Christus die ganze Fülle von Langmut an ihm zuerst kund werden liesse, zum Vorbild derer, die an ihn glauben sollten zum ewigen Leben (1. Tim. 1, 16),

— derselbe Apostel konnte von sich sagen, Erbarmung sei ihm zu teil geworden, weil er unwissend es gethan in Unglauben (1. Tim. 1, 13); ja er konnte, worüber man sich nicht ohne scheinbaren Grund verwundert hat, hinzufügen, er diene von den Voreltern her Gotte mit reinem Gewissen (2. Tim. 1, 3). So viel, wie „nach bestem Wissen und Gewissen“ ist das nun freilich nicht; denn so kann man handeln ohne ein „reines“ Gewissen zu haben. Vielmehr werden wir das frühere *ἀγνοῶν* (1. Tim. 1, 13) hinzunehmen müssen, so dass darnach der Sinn der Gewissensreinheit sich bemisst. Er hat der jeweiligen Forderung seines Gewissens nachgegeben, seines wie sehr auch vordem irrenden Gewissens; er hat es auch damals nicht mutwillig verwüstet, als er die Gemeinde Gottes verwüstete. Das war inmitten der schweren Sünde, die er durch Verfolgung der Gemeinde Gottes auf sich lud (vgl. auch 1. Kor. 15, 9), eine gewisse Aufrichtigkeit, welche freilich durch sich selbst nicht zum Ziele gelangt wäre, der aber Gott das Gelingen schenkte. Denn nun, nachdem inmitten äusserer Blendung und Erblindung die Decke von seinem inneren Auge gefallen, nun folgte er der Berufung des ihm erschienenen Christus, die zugleich zu einem Ruf seines Gewissens geworden war, und diente Gott „mit reinem Gewissen“, in einem freilich viel höheren Sinne, als es früher der Fall gewesen war.

Die Weise, wie Gott die Berufung an den Menschen herankommen und wirksam werden lässt, überhaupt die Art der Lebensführung unter Gottes Hand ist ja

überaus verschieden, und Nichts ist irreleitender als wenn man unbesehens und mit falscher Generalisierung die Erfahrung des Einen zur Regel für den Anderen macht. Aber in dem Einen Stück dürfen wir allerdings die Erlebnisse und die Führung Pauli als massgebend für unsere Frage ansehen, wie nämlich hier inmitten der menschlichen Sünde eine gewisse Aufrichtigkeit sich kundgiebt, der es Gott zuletzt gelingen lässt — eine Aufrichtigkeit, die doch nicht schuldfrei, und eine Schuld, die doch nicht ohne Aufrichtigkeit ist. Eben diese Aufrichtigkeit ist es, der es zuletzt doch gelingt, wenngleich immer nur durch Gottes Gnade. Ich will den Gedanken etwas verallgemeinern, damit er um desto festeren Halt bekomme. Nichts ist verkehrter und verhängnisvoller, als die sündigen Mächte, welche in die Welt eingedrungen und in ihr wirksam sind, als natürliche zu betrachten, wärs auch nur in dem Sinne des geminderten, noch nicht vollkommenen Guten: Niemand versteht die Geschichte der Welt und seines eigenen Lebens, der nicht den schneidenden Gegensatz sich klar vor Augen hält, der nun einmal zwischen Gottes gutem Werke und dessen gottwidriger Korruption besteht. Aber ebenso ist nichts ungeschickter und für das Verständnis nachteiliger, als nun um deswillen jene Gegensätze als nebeneinander hinlaufend sich vorzustellen, während ihre Potenzen doch allewege sich durchdringen und alles wirkliche Geschehen nur in solcher Weise zu stande kommt. In diesem Sinne ist die Sünde eine Weltmacht, die nicht

nur für sich und isoliert etwas bedeutet und wirkt, sondern die in Gottes Hand zugleich mit den kreatürlichen Dingen und Kräften seine Intentionen verwirklicht. Denn alle Sünde wird nur vollbracht in und mit den kreatürlichen Mächten, welche als gute von Gott stammen. So ist es auch mit jener Aufrichtigkeit, welche inmitten des sündigen Lebens vorkommt und sich durchsetzt. Die Sünde, das sündige Thun des Menschen als solches hört nicht damit auf, dass Gott sein Werk in ihm hat, und die Aufrichtigkeit, zu welcher Gott diesen sündigen Menschen noch befähigt hindert nicht, dass er sich der Sünde zu schuldigen hat. Es soll uns nicht imponieren, wenn Jemand mit seiner „ehrlichen Ueberzeugung“ uns kommt; denn nun wissen wir, dass diese Ehrlichkeit Verfehlung und Sünde keineswegs ausschliesst. Und die Ehrlichkeit beweist sich gerade dadurch, wie dort bei Paulus, dass man den Einflüssen der göttlichen Züchtigung und Gnade zugänglich bleibt und nicht auf seine Ehrlichkeit sich steift. Aber wir wollen auch nicht täppisch drein fahren, wie die schlechten Prediger, die alles in einen Topf werfen und den Leuten, die sich auf ihre ehrliche Ueberzeugung berufen, einstreiten, dass sie bewusster Weise der erkannten Wahrheit widersprechen. Hier gilts Weisheit (vgl. Apoc. 13, 18): wer mit liebendem Blick, mit Hilfe eigener innerer Erfahrung und Selbstbeobachtung den Verlauf des Menschenlebens verfolgt, der wird diese Weisheit finden, deren wir heutzutage mehr als sonst bedürfen.

Euch Jünglingen aber, die ihr zweifelnden Mutes und nicht ohne Bangigkeit an das Studium der Theologie herantretet, rufe ich zu: seid getrost, es wird euch doch gelingen. Nämlich, wenn ihr merkt auf die Führung eures Gottes, der eure Aufrichtigkeit prüft und euch von einer Stufe zur andern leiten wird. Er hat den Paulus aus einem selbstgerechten Pharisäer zu einem von der Gnade allein lebenden Gotteskinde gemacht; er hat den Augustin von der zuvor festgehaltenen Ueberzeugung, als ob das rechte Wissen auch alsbald das rechte Thun mit sich führe, durch seine Lebenserfahrung zu der besseren Ueberzeugung gebracht, dass es dem Menschen ohne göttliche Einwirkung und Hilfe nicht gelinge; er hat den Luther der aus Ueberzeugung ins Kloster ging, aus solcher Knechtschaft zur Freiheit eines Christenmenschen weitergebracht. In all diesen Fällen wurde die jeweilig bestandene Aufrichtigkeit nicht vergewaltigt, so wenig ihr wirkliches Vorhandensein an sich schon ein Recht des Fortbestandes involvierte; ihre Wahrheit und ihren Wert zeigte sie eben darin, dass sie sich führen liess; und so geschah es, dass es ihr gelang.

III.

Anfang des Universitätsstudiums.

Die Entscheidung für den theologischen Lebensberuf fällt zumeist während der Gymnasialzeit, und es mag daher am Platze sein, das Verhältniß des theologischen Studiums auf der Universität zu der Vorbereitungszeit auf dem Gymnasium zunächst mit einem Worte zu berühren. Freilich eine Einführung in die Theologie gibts hier eigentlich noch nicht; und doch, was könnte, wenn es recht zuginge, für die künftigen Theologen gerade in diesem früheren Alter geschehen! Es ist doch immerhin eine Thatsache, dass in vielen Fällen, wo es nicht schon im Elternhause geschieht, auf dem Gymnasium der Grund für die Glaubensstellung gelegt wird, welche die jungen Leute später als Theologie-Studierende festhalten. Es mag daher auch an diesem Orte auf die ungeheure Wichtigkeit des Religionsunterrichts auf den Gymnasien hingewiesen werden, wenngleich meine Rede damit eine andere Richtung nimmt als bisher, eine Richtung

mehr nach oben als nach unten. Wer es mit dem nachwachsenden Theologengeschlechte wohlmeint, dem sollte die Frage nicht aus dem Sinne kommen, wie es sich ermöglichen lasse, dass die nachhaltigste religiöse Einwirkung auf die zukünftigen Theologen gerade auch während der Gymnasialzeit erzielt, dass darum die besten Kräfte, welche überhaupt verfügbar sind, darauf verwendet werden. Ich erkenne freudig an, dass mancher Orten das Bewusstsein von der Wichtigkeit dieser Sache die Massnahmen der christlich-gesinnten leitenden Kreise bestimmt; man sieht die Stelle eines Religionslehrers am Gymnasium nicht mehr bloss als Nebenfunktion an, für welche Jeder, der überhaupt Theologie studiert und sein Kandidaten-Examen bestanden hat, gut genug wäre; sondern man wählt wo möglich die Tüchtigsten dazu aus, nämlich solche, deren Gesinnung, deren geistliche und geistige Frische menschlich angesehen eine gewisse Bürgschaft für kräftige und nachhaltige Einwirkung auf die Jugend zu bieten scheint. Man wählt vielfach solche, welche die Stellung eines Religionslehrers nicht bloss als Durchgangsposten ansehen, sondern der Ueberzeugung sind, dass die Wirksamkeit, die sich ihnen hier eröffnet, an Tragweite der eines Pastorates mindestens gleichkommt. Ich wollte, dass jedenfalls die kräftigsten Jahre dem Dienst, und zwar dem ausschliesslichen Dienste, am Gymnasium gewidmet würden; während allerdings ein Mann, dessen Flügel lahm geworden sind und der nicht mehr jung sein kann mit der Jugend, besser auf eine ruhige Pfarr-

stelle versetzt wird. Ich sage das nicht, als ob ich das Pfarramt niedrig stellte; wie ich es schätze, habe ich oben hinreichend ausgesprochen. Aber es sind eben besondere Eigenschaften, die gerade für einen Gymnasial-Religionslehrer erfordert werden, neben einer besonderen theologischen und allgemeinen Bildung die einer jugendlichen Frische und Aufgeschlossenheit, wie sie dem Pfarrer zur segensreichen Führung seines Berufes nicht in gleichem Masse erforderlich sind. Hier wird das höhere Mass der Lebenserfahrung besonders ins Gewicht fallen, und die Fähigkeit, dem elenden pfarramtlichen Frohn- und Schreiberdienste die entsprechende niedrige Stellung anzuweisen.

Mir ist nicht unbekannt, dass das Urteil, welches ich in wesentlicher Uebereinstimmung mit Wiese „über den Religionsunterricht auf den Gymnasien“ abgegeben habe (Neue Kirchliche Zeitschrift 1890, 591—617), in weiten Kreisen Bedenken erregt hat. Und wohl kann ich namentlich vom Standpunkte der Disziplin, wonach mit dem Zwang, der in den sonstigen Fächern des Gymnasialunterrichts herrscht, der überhaupt dieses Stadium der Schulbildung noch charakterisiert, die dort beantragte freiere Bewegung sich nicht verträgt, jene Bedenken verstehen und würdigen. Unüberwindlich scheinen sie mir gleichwohl nicht zu sein, wenn man anders im Sinne behält, dass die Vertiefung in das religiöse Gebiet, in die christliche Wahrheit ihrer Natur nach, um erspriesslich zu wirken, wenigstens für die gereifere Jugend ein höheres Mass von Freiheit

fordert, weil hier der Zwang, mit ungleich grösserem Nachteil als sonstwo, den Rückschlag des Widerspruches oder doch der Erkältung mit sich führt. Auch das gebe ich zu, dass nur, wenn das Lehrermaterial das entsprechende ist, die von Wiese und mir vorgeschlagene Umänderung des Religionsunterrichts segensreiche Früchte bringen dürfte. Ist der Religionslehrer nicht im stande, die Geister frei zu beherrschen, dann ist es besser, dass der Religionsunterricht in dem bisher üblichen Rahmen verläuft, durch die festgefügtten Ordnungen die Stetigkeit des Unterrichts gewahrt und der Ausschreitung gewehrt werde. Nur darüber sollte ferner kein Zweifel sein, dass die Behandlung des Religionsunterrichts am Gymnasium als Nebenamtes der Geistlichkeit, etwa um ihre schlechten Gehälter aufzubessern, der Natur der Sache und ihrer Bedeutung nicht entspricht. Wenn man sagt, der kirchliche Charakter des Religionsunterrichts werde am besten gewahrt, wenn die Geistlichkeit damit betraut werde, so glaube auch ich ein Verständnis und ein Interesse dafür mir zuschreiben zu dürfen. Es ist eine im Grunde selbstverständliche Forderung, dass der Religionsunterricht im Sinne der Kirche gegeben werde; denn zu bewussten und willigen Gliedern der Kirche sollen die Schüler ausgebildet werden. Und wer persönlich und theologisch im Bekenntnis seiner Kirche steht, dem ist jenes sachlich Selbstverständliche zugleich ein Herzensanliegen. Und doch muss ich sagen: wenn die korrekte kirchliche Lehre in einer Weise

vorgetragen wird, dass sie schläfrige und teilnahmlose Zuhörer findet, wenn man die dogmatischen Formeln einprägen lässt und abhört, wie Regeln der Grammatik oder Formeln der Mathematik, so ist mirs lieber, dass ein noch unfertiger, subjektivistischer, aber innerlich erwärmter Mann den Unterricht gibt, vorausgesetzt dass er vom Geiste Gottes berührt seines Amtes wartet. Denn ein Tröpflein Leben ist besser, als ein Meer von Wissen, und das Leben verträgt sich mit mancher Missgestalt der Erkenntnis, so gewiss auch aus dem rechten Leben die rechte Erkenntnis hervorwächst. Was die künftigen Führer des Volkes, was insbesondere die künftigen Theologen zunächst brauchen, das ist nicht das Material der geschichtlich ausgeprägten kirchlichen Lehre, sondern ein innerlich vermitteltes Verständnis der Bedeutung des christlichen Glaubens, in persönlicher wie in historischer Hinsicht. Der Lehrer soll auf alle Fälle die jungen Leute von der unsäglichen Flachheit losreissen, die ja leider in den Kreisen, woher sie stammen, nicht selten vorkommt, als wäre der christliche Glaube ein Parergon, das ebenso gut nicht da sein könnte. Es muss ihnen, selbst wenn sie der geistlichen Einwirkung einstweilen sich verschliessen, zum Bewusstsein kommen, dass es keineswegs ein Zeichen von Bildung ist, diesen gewaltigen Faktor des menschlichen Lebens wie Luft zu behandeln; und man darf hoffen dass, wenn ihnen erst einmal dieser Eindruck geworden ist, sie allmählich weiter kommen und die ihnen nahegebrachten geistlichen Potenzen in sich aufnehmen. Da

mit ist keineswegs gemeint, dass der erbauliche Charakter beim Unterricht vorwiegen solle: unwillkürlich und absichtslos soll die Erbauung einfließen. Man nehme den Schüler voll in Beschlag, interessiere ihn für die Bedeutung der Sache, lasse ihn das Gewicht derselben, auch für das menschliche Denken, je nach der Entwicklungsstufe auf welcher er steht, empfinden: sind es doch die höchsten Probleme des menschlichen Daseins, die hier in Frage kommen, und auf deren Lösung eine Geistesarbeit ohnegleichen verwendet worden ist.

Zur Einführung in die Theologie schon während der Gymnasialzeit wäre solch ein Unterricht erwünscht, und die Aufgabe, welche ihm damit gestellt würde, wäre meines Erachtens nicht zu hoch. Freilich, was der künftige Theologe, was der Theologie-Studierende vor allem braucht, ein wenn auch nur elementares Leben in der Gemeinschaft Gottes und unter dem Einfluss seiner Gnadenkräfte, das kann kein menschliches Wort als solches, wäre es auch das bedeutendste, ihm verschaffen. Das ist ein Reservatrecht Gottes, der zu sich zieht wen er will, wenngleich dieses Wollen keine Willkür ist, sondern durch die Heilsordnung bedingt und in dieselbe gefasst. Das menschliche Wort des Lehrers ist dazu bestimmt, dass Gott dadurch zu sich zieht den er will, und sich erbarmt wessen er will — nämlich der Gott, welcher den Tod des Sünders nicht will, sondern dass er sich bekehre und lebe. Es braucht der Schüler darum doch nicht fern gehalten zu werden

von der Bekanntschaft mit den Gegensätzen, welche zur Zeit mit dem christlichen Glauben um die Herrschaft kämpfen. Denn im allgemeinen darf man annehmen, dass so oder anders ein Jeder auch ausser der Schule von diesen Gegensätzen berührt werde, und so wenig er intellektuell ihrer mächtig zu werden jetzt in der Lage ist — wenn er es überhaupt jemals sein wird — so hat er doch das Bedürfnis, sich persönlich mit ihnen auseinander zu setzen. Dieses geschieht aber allein auf dem Wege, auf welchem der christliche Glaube überhaupt seine Siege gewinnt, auf dem sittlichen, mittelst des sittlichen Eindrucks. Hiernach bemisst sich Art und Umfang des Eingehens auf die Gegensätze von Seiten des Lehrers: wie es auf der Kanzel nichts taugt und niemandem hilft, gegen die Ungläubigen zu wettern, sondern durch die Macht des Zeugnisses zu Gefühle kommen soll, dass der in uns, in der Kirche ist, grösser sei als der in der Welt ist, so wird in ähnlicher Weise auch in der Schule die Sache ohne viel Polemik und Disputation auf das sittliche Gebiet hinausgespielt werden müssen — an diesem Felsen bricht sich der Widerspruch, hier im engen Kreise, gleichwie draussen auf dem theatrum mundi, wo Gott der Herr seine sittlichen Ordnungen aufrechterhält und durchsetzt, den Atheisten und Materialisten zum Trotz, welche prinzipiell und mit hoher Weisheit diese Ordnungen leugnen.

Doch genug hiervon. Mein Zweck ist ja nicht, den Lehrern Ratschläge zu geben, sondern denen ein Führer

und Berater zu sein, welche aus der Hand der Gymnasiallehrer hervorgehen und auf der Universität das Studium der Theologie beginnen. Ich wollte nur aussprechen, wie ich mir ungefähr den inneren Stand der Jünglinge denke und wünsche, welche für den geistlichen Beruf sich vorzubereiten im Begriffe stehen. Es wäre ein schlimmer Anfang des Universitätsstudiums, wenn sie nicht irgendwie berührt worden wären von dem Geiste, der auch inmitten des akademischen Wirrals in alle Wahrheit leitet. Wer nicht dessen sich getrösten dürfte, dass Gott sein Werk in jedem Menschenherzen hat, und dass seine Wahrheit zuletzt siegreich hindurchbrechen werde durch die düsteren Nebel, welche den freien Ausblick in die Welt des Glaubens verhüllen, dem könnte es wohl recht bange werden für die Jünglinge, welche die Fahrt auf dem klippenreichen Meere des akademisch-theologischen Lebens beginnen. Die fest im Glauben der Kirche stehenden Praktiker, welche wissen, was allein den Gemeinden frommt, haben doch nicht Unrecht, wenn sie mit Schrecken und Unwillen das Chaos beobachten, welches in den Hörsälen der Theologie und auf dem Markte ihrer litterarischen Produktionen entstanden ist. Sie gedenken an die Verpflichtung, welche — gleichviel ob durch Eidesformeln gefordert oder aus der Natur und dem Zweck des akademisch-theologischen Berufes abfolgend — den theologischen Dozenten obliegt, ihre Jünger tüchtig zu machen für das Amt, das die Versöhnung predigt, und für den Dienst der Kirche, wonach sie

begehren. Man soll auch gar nichts abdingen wollen von dem Gefühle des Jammers und der Indignation, wie es jeden ehrlichen Christenmenschen, geschweige denn einen rechtschaffenen Pastor erfassen muss, wenn er sieht, dass ein nicht geringer Teil der Theologie-Studierenden am Ende ihrer Lehrzeit angekommen die gute Beilage eingebüsst haben, mit der sie die Universität bezogen, und nun vor der Wahl stehen, ob noch in letzter Stunde einen andern Beruf wählen oder mit gebrochener Zuversicht, mit beschwertem Herzen den angefangenen Weg weiter verfolgen. Schon äussere Gründe werden die Meisten, welche in diese Lage kommen, dazu drängen, bei der einmal getroffenen Berufswahl zu beharren und sich vorläufig hineinzudenken in die Arbeit eines evangelischen Geistlichen, wie sie nun einmal üblich ist. Wie traurig nun auch solch ein Ausgang des theologischen Studiums sein möge, ganz hoffnungslos ist er gleichwohl nicht. Denn Gott hat seine Hand da auch noch im Spiel, und die Nötigung, nunmehr mit den geistlichen Stoffen zum Zwecke praktischer Thätigkeit sich zu befassen, kann zur Folge haben, dass die eigne Seele ernstlicher nach dem fragt, was ihr not ist. Mit dankbarer Freude habe ich oft die Beobachtung gemacht, wie doch der Uebertritt in die praktische Thätigkeit, zumal wenn der Kandidat in seinem Kapitel ernste und geförderte Amtsbrüder findet, einen inneren Umschwung einleitet, den man zuvor nicht erwartete. Das Leben bildet eben mehr als das Katheder, und die Hand Gottes, die im Leben

auf uns einwirkt, führt sicherer als menschliche Unterweisung.

Aber eben diese Thatsache wird uns doch veranlassen, die akademischen Zustände, die Lage der gegenwärtigen Theologie, in welche der junge Theolog einzutreten hat, noch von einer andern Seite als der vorhin besprochenen zu betrachten. So wenig wir die Schuld der gelehrten Theologie und den Schaden, welchen sie angestiftet hat, leugnen oder beschönigen wollen — sie hat die Dinge vielfach in profaner Weise angefasst, statt mit heiligem Ernst und mit heiligen Händen — so hiesse es das hier vorliegende Unrecht mit gleichem vergelten, wollten wir, wie man öfter hört und liest, die gegenwärtige Lage lediglich unter dem Gesichtspunkt der Schuld und der Verfehlung beurteilen. Vor allen Dingen: wer unter uns zur Zeit einen Lehrstuhl in der Theologie einnimmt, hat kein Recht und keine Macht, die Dinge anders zu finden, als wie sie in Wirklichkeit liegen. Es ist eine Thorheit, wie guter Meinung sie immer ausgesprochen werde, zu fordern, dass die Lehrer der Theologie vermöge ihrer Verpflichtung gegen die Kirche sich einfach so anstellen sollten, als läge die Periode des Rationalismus, des Kritizismus, des Pantheismus, mit all ihren Ausläufern, nicht hinter ihnen. Ihr sollt, sagt man uns wohl, euch zur Kirche rechnen, als Diener der Kirche euch gebahren und die Lehre der Kirche vortragen. Aber so einfach diese Forderung erscheint, sie ist widersinnig, weil ihre Ausführung unmöglich; sie ist

verwerflich, weil ihre Erfüllung, soweit sie möglich wäre, statt Nutzen vielmehr Schaden bringen müsste. Das einzige Beispiel, welches man für die Ausführbarkeit anführen könnte, wäre das der mittelalterlichen Scholastik, deren immerhin gewaltige Geistesarbeit und Leistung getragen war von dem Bewusstsein der Gebundenheit an die Auktorität der Kirche. Aber diese Gebundenheit war hier ein Glaubenssatz, von dem man ausging, und den wir evangelischen Theologen niemals in gleicher Weise erneuern können. Und wie züngelten doch in dem von hierarchischer Auktorität zusammengehaltenen und von scholastischem Scharfsinn, der auch das Unmögliche möglich zu machen wusste, verteidigten Hause allenthalben schon zeitig die Flammen der Zwietracht heraus, die schliesslich über ihm zusammenschlugen!

Nein, wie sehr wir auch erfüllt sein mögen von Schmerzgefühl über die theologische Zerrissenheit unsrer Tage, darüber sollten wir doch als Christen einig sein, dass wir nicht ohne Gottes Willen in diese Lage gekommen und dass es darum Gottes Wille nicht sein kann, sie zu ignorieren. Gerade so, wie es Unrecht sein würde, wenn Gott schwere, dunkle Gesicke über unser Leben, unser Haus, unser Volk kommen lässt, das Auge vor ihnen zu verschliessen, statt uns, so gut es geht, mit ihnen auseinander zu setzen. Denn auch hier ist, obschon in verschiedenem Masse, die menschliche Schuld nicht aus-, sondern eingeschlossen. In allem, was geschieht, auch dem Schlimmsten, hat Gott

seine Hand, und es wird gut sein, uns zu hüten vor dem üblichen Missbrauch der Lehre von der göttlichen Zulassung. Gottes Ordnung, Gottes Willen haben wir in jeder Führung anzuerkennen, immerhin eingerechnet die menschliche Schuld, und darum taugt es nicht, das Auge davon wegzuwenden und den Fuss davon zurückzuziehen, damit man sich nicht verunreinige. Es ist auch Reines dabei; und wie unser tägliches Christenleben uns hindurchführt durch viel Unreinigkeit, in uns und um uns, und wir doch hindurchmüssen und dabei rein bleiben, rein werden sollen, ebenso gibts in der Theologie schlammige Wege, die wir freilich lieber vermeiden würden, die wir aber dennoch passieren müssen, weil sie nun einmal da sind und weil wir nur mit Durchschreitung derselben zum Ziele gelangen können. Und wir wollen doch ja nicht so thun, als hätten bloss andere, „Ungläubige“, das Wasser getrübt und den Schmutz hergebracht, wir aber und unsere orthodoxen Väter wären wie unschuldige Kindlein. Wie die Sünden der Väter an den Kindern, so sucht Gott auch die Verfehlungen früherer Theologengeschlechter heim an den kommenden. Wir können nicht so thun, als ginge die Sache uns nicht an. Wir können auch unsre werdenden Theologen nicht so behandeln und lehren, als ginge sie die Sache nichts an.

So weiss ich denn für unsre jungen Theologen, wenn sie die Universität beziehen, keinen andern Rat, als dass sie getrost sich hineinwerfen in das Getriebe der theologischen Meinungen und Kämpfe. „Nur frisch



hinein, es wird so tief nicht sein“, das gilt auch hier. Ich setze dabei voraus, was ich über die geistliche Bereitung der künftigen Theologen vorhin gesagt habe. Mir war beim Abgang vom Gymnasium de Wette's Lehrbuch der Einleitung zum A. und N. Testament als Prämie mitgegeben worden. Ich las es gleich im ersten Semester eifrigst, neben Herders Briefen über das Studium der Theologie. Selbstverständlich kam ich über die Dinge nicht zur Klarheit, ich kann mich auch bis auf diesen Tag nicht rühmen, fertig damit geworden zu sein. Aber ich kann auch nicht sagen, dass ich durch diese Lektüre einen besonderen Schaden davon getragen habe. Ich stellte mich der Sache ziemlich objektiv gegenüber, und so wenig ich auf dem Gymnasium einen schriftmässigen, kirchlichen Religionsunterricht erhalten hatte, so glimmte doch der kleine Funke religiösen Lebens, das Erbe frommer elterlicher Unterweisung, in mir fort bis dahin, wo er durch den stärkeren Anhauch erneuerten Geistes belebt ward.

Die Schwierigkeiten, welche damals dem Studium der Schrift in den Weg traten und die Wirkung des urkundlichen göttlichen Wortes zu zerstören drohten, haben sich seitdem und bis in die Gegenwart hinein noch gesteigert. Ich will hier nur im allgemeinen, mehr mit Rücksicht auf die persönliche Entwicklung der Studierenden als sachlich, davon reden, wogegen ich später nach einer andern Seite darauf zurückzukommen hoffe. Gewiss wird ein in gläubigen Kreisen aufgewachsener, durch gläubigen Gymnasialunterricht

vorgebildeter Jüngling nicht ohne Anstoss und Aerger-
nis die kritischen Fragen, welche sich in der Regel
gleich von vornherein darbieten, durcharbeiten, selbst
wenn ihm dieselben nicht in profaner Weise, sondern
mit wissenschaftlichem Ernst und auf Grund christlicher
Gesinnung vorgetragen werden. Ich halte es darum
auch für geratener, das theologische Studium nicht mit
einer Einleitung, nicht mit den Evangelien, nicht mit
der Genesis, sondern mit solchen Schriften zu beginnen,
bei welchen die kritische Frage nicht vorschlägt, wohl
aber die Kraft des geistlichen Lebens den Leser un-
mittelbar berührt, wie bei den paulinischen Briefen,
bei den Psalmen und Propheten. Denn darauf kommt
es meines Erachtens vornehmlich an, den wenn auch
dünnen Faden, welcher das Herz des Jüngers noch
mit seinem Gott verbindet, das unmittelbare Glaubens-
und Gebetsleben, soweit es noch in ihm vorhanden ist,
zu stärken, damit nicht völlige Oede in dem Herzen
Platz greife und die guten Keime, die etwa noch vor-
handen waren, ersticken. Eine Seele, die noch irgend-
wie mit ihrem Gotte verbunden ist und höheres Leben,
wenn auch in minimaler Weise, von ihm empfängt, kann
viel Schutt vertragen, der sich darüber legt — was
haben doch unsere Gemeinden in der rationalistischen
Zeit alles vertragen, ohne ganz ertötet zu werden!

Nichts liegt dem jungen Theologen, der sein Stu-
dium auf der Universität begonnen hat, näher, als täg-
lich einen Schriftabschnitt in der Ursprache zu lesen.
Denn die Bedeutung, welche das Schriftwort für die

Kirche gleichwie für die eigne theologische Ausbildung hat, steht inmitten aller Kontroversen und Zweifel so fest, dass ich mir keinen Theologen denken kann, der nicht jene von selbst sich aufdrängende Forderung anerkennen müsste. Und ebensowenig könnte ich mir irgend einen der jungen Theologen, die ich hier im Auge habe, vorstellen, der nicht so oder anders, und wäre es in der primitivsten Form, sich täglich betend zu Gott nahete. Denn ohne irgend ein religiöses Leben wird sich doch wohl niemand zum Studium der Theologie entschliessen, und das Gebet ist der natürlichste und unmittelbarste Ausdruck solcher Stimmung. Ich rede noch gar nicht davon, wie dieses Gebet beschaffen sei oder beschaffen sein solle, sondern nur dass es irgendwie vorhanden ist. Und ebenso darf ich voraussetzen, dass solches Gebet in irgendwelche zeitliche und sachliche Beziehung trete zu der regelmässig geübten Lektüre der h. Schrift.

Ich setze meine Hoffnung darauf, dass, wenn diese beiden elementaren Stücke eingehalten werden, die unerlässliche Berührung mit all den negativen und profanen Elementen der Theologie, die gleich von vornherein auf den Jünger derselben eindringen, ihm nicht schaden wird, mindestens nicht so, dass ihm die Fähigkeit verloren ginge, sich immer wieder zurecht zu finden. Denn so viel wird, und wäre es auch zunächst unbewusst, Jeder inne werden, dass ein Hauch religiösen Lebens aus der urkundlichen Schrift uns anweht, wie er in gleicher Ursprünglichkeit und Frische sonst

nicht leicht begegnet. Mag es sein, dass es dem Anfänger zunächst nur wie ein Hauch der Poesie erscheint, was in Wahrheit Odem Gottes oder eines von Gott erfassten Gemütes ist — die Poesie ist doch thatsächlich mit der Religion verwandt — immerhin wird mit dem Innewerden dieses Anhauches sich eine Hebung verbinden, welche in das Reich göttlicher Realität hinüberführt. Wie Manchem haben, mindestens in früherer Zeit, Herders Briefe über das Studium der Theologie dazu geholfen, dass er wenigstens über die profane, kritelnde, philiströse Anschauung des A. Ts. hinauskam, wie sie in den Kreisen des gemeinen Rationalismus üblich geworden war! Man wird durch einen gelegentlich genommenen Anstoss, durch ein zurückbleibendes Bedenken sich nicht dazu verleiten lassen, dem Eindruck des 'Ganzen, dem Wohlgefühl, welches davon einströmt, sich zu entziehen. Denn warum wollen wir es hier anders halten als sonst, da doch unser Leben regelmässig und im besten Falle zwischen geteiltem Behagen und Missbehagen verläuft und wir durch letzteres uns nicht abhalten lassen, das erstere möglichst zu geniessen. Es ist gar nicht nötig, dass bei solcher Schriftlektüre man zunächst über das einfache Wortverständnis hinausgehe und sich viel mit grammatischen oder sonstigen Schwierigkeiten abquäle. Was es um die Heiligkeit, um die Gerechtigkeit, um die Gnade sei, wird dabei unbestimmt bleiben; wie sich die historischen Thatsachen der evangelischen Geschichte mit einander vergleichen, lässt sich vor-

läufig nicht ermitteln; wie die scheinbar widersprechenden Lehren sich miteinander vertragen, ist für den Augenblick nicht festzustellen. Aber der Eindruck des höheren Lebens hängt nicht davon ab, ob die geistlichen Realitäten, welche unbeschadet ihrer begrifflichen Bestimmtheit unlösbar miteinander verbunden sind, für das Bewusstsein in entsprechender Weise sich unterscheiden. Der Tag bricht auch für das natürliche Leben, welches wir jeden Morgen aufs neue beginnen, dennoch an, wenngleich vorläufig die Welt noch in unsicheren Umrissen vor uns liegt. Allmählich scheidet sich doch auseinander, was fürs Erste noch düster und ungeklärt bei einander lag. So wird sich's auch im geistlichen Leben verhalten. Wenn wir nur merken, dass Leben uns umgibt und unser eignes Leben in Beziehung dazu tritt. Es wird schon allmählich klarer werden, je höher die Sonne aufsteigt.

Ich meine nun, diese zwei Begleiter des theologischen Studiums, von denen wir ausgegangen sind, werden sich gegenseitig stützen und fördern, unter Umständen auch wohl hemmen und zurechtweisen. Der Eindruck, welchen die stetige Beschäftigung mit der h. Schrift in dem Leser hervorbringt, die geistlichen Anregungen, welche unzweifelhaft davon ausgehen, werden das Gebetsleben bereichern und reinigen; und je lebendiger und völliger dieses wird, um so mehr werden die Augen sich öffnen, um die Eigenart des Schriftwortes zu erkennen. Wiederum aber kann Beides nicht wohl stattfinden, ohne in innere Beziehung zu treten zu dem

sittlichen Leben mit seinen täglichen Kämpfen, seinen Schwankungen und Niederlagen, seinen Neuanfängen und Erfolgen. Hier kommen wir zu dem Punkte, wo schliesslich — aber allerdings nur im Zusammenhange mit den vorerwähnten Stücken — die Entscheidung darüber fällt, ob ein junger Theologe in der Reflexion über religiöse Dinge und über die Lehraussagen des Christentums, in den kritischen Exerzitien über die Echtheit und Wahrheit des Schriftwortes u. s. w. stecken bleibt, oder ob er allmählich mit der höheren geistlichen Welt, die in diese niedere irdische sich herabgesenkt hat, innerlich so zusammenwächst, dass ein lebendiger Christenglaube daraus hervorgeht.

Denn das möchte ich den jungen Leuten, die etwa diese meine Worte lesen, so bestimmt wie möglich sagen: lasst euch doch nicht täuschen durch das Gerede derer, welche euch auf eine „vorurteilsfreie“ Forschung hinweisen, damit ihr auf diese Weise zu einer festen theologischen Ueberzeugung gelangt. Haut für Haut und alles, was ein Mann hat, lässt er für sein Leben, sagt der Satan im Buche Hiob (2, 4). Die Rede beruht gewiss auf guter Beobachtung, so wenig sie im gegebenen Falle zum Ziele traf. Wir wollen sie aber in einem höheren Sinne verstehen und anwenden. Es ist wahr, dass ein Mensch für sein Leben, sein Leben im sittlichen, geistlichen Sinne, alles andre hingibt und darnach alles andre beurteilt. Wenn es ein falsch-egoistisches Verfahren ist, für sein leibliches Leben, für sein liebes natürliches Ich alles andre zu

opfern, Weib und Kinder, Vaterland und Freundschaft, ja auch Ehre und Gewissen, so ist es dagegen die wahre selbstlose Selbstliebe, wenn man alles darauf ansieht und darnach würdigt, wie es sich zu diesem unserm innern Leben verhält, und auf Grund dessen den Wert der Dinge bemisst. Gewiss, ich gebe zu, dass Jemand höchst einseitig dabei verfahren und in grosse Irrtümer dadurch verfallen kann. Man erkennt ganze Gebiete des mit dem Reichtum göttlicher Kräfte und Ideen erfüllten natürlichen Lebens, weil man keine unmittelbare Förderung seines sittlich-geistlichen Wesens darin entdecken kann. Wie ja der Pietismus häufig in diesen Fehler verfallen ist. Und doch muss ich sagen: gesünder ist es, in solch einseitiger Weise sich zu konzentrieren, als in allseitiger Weise sich zu verlieren. Denn was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele! Es kann Jemand innerlich hohl und seelenlos sein, wenn er in alle Strebungen der Menschenwelt sich eingetaucht, alle Interessen derselben sich angeeignet und durchlebt hat. Der Mensch, der dazu geschaffen ist, ein Ganzes für sich zu sein, kommt nicht eher zur Ruhe, als bis er die mannigfachen Lebenskreise seiner Umgebung in den Dienst seines höheren Ich stellt, und so inmitten derselben sich behauptet. Aber hier gibt es Stufen, die ebenso vielfach sind wie die Welt mannigfach. Ein gesundes Leben ist es, wenn man sich innerlich hat und behauptet auch bei einem kleinen Besitz und Herrschaftsgebiet. Von selbst wird es sich

dann allmählich erweitern und die homogenen Elemente an sich heranziehen.

So meine ich, wird die theologische Ueberzeugung und Richtung sich allmählich festigen und ausgestalten, wenn die Grundlagen gegeben sind, von denen aus das Gebäude sich erheben kann. Wie das Herz in euch ist, sagen wir mit Jak. Böhme, so wird der Himmel über euch sein. Ihr werdet euch durch die Widersprüche, die man euch vorhält, nicht abwendig machen lassen von dem Wege, den ihr eingeschlagen habt. Es ist eine unnütze und irreführende Hast, wenn man in solchen Fällen auf sofortige Ausgleichung der Gegensätze dringt, statt zu glauben und zu warten. Goethe hat gelegentlich seines späteren Zusammen treffens mit Jung Stilling es als „anmasslich“ bezeichnet, dass derselbe alles, was auf seinem abenteuerlichen Lebensgange „vernünftigerweise“ ihm Gutes begegnete, einer unmittelbaren göttlichen Einwirkung zuschrieb; und es wollte ihm nicht in den Sinn, dass Stilling die schlimmen, schwer zu ertragenden Folgen, welche aus unserm Leichtsinn und Dünkel hervorgehen, gleichfalls für eine göttliche Pädagogik ansah. Hier scheiden sich ja freilich die Wege, und was dem einen anmasslich erscheint, gilt dem andern als Zeichen kindlich-demütigen Vertrauens. Es ist ein Zeichen fortgeschrittenen Glaubens, wenn ein Christ alles was ihm widerfährt, Gutes wie Schlimmes als göttliche Schickung, das Gute als Gnadengabe, das Schlimme als Heimsuchung und väterliche Züchtigung auffasst; und Jesaia hat die scheinbare

Ergebung und Demut des Ahas, da er sich weigerte ein Zeichen vom Herrn zu fordern, was ja auch „anmasslich“ gewesen wäre, ganz anders beurteilt (Jes. 7): aber der Tadel trifft zu, wenn ein Christ vorschnell und vorwitzig in Gottes Rat eindringen und die Mysterien Gottes konstruieren will. Es ist Freude und Seligkeit, den Wegen Gottes nachzudenken, seiner Herrlichkeit nachzuschauen, wenn er an uns vorübergeht; es gibt auch keinen lebendigen und gereiften Christen, der nicht beim Rückblick auf sein Leben die wunderbaren Führungen und die segensvollen Fuss-tapfen seines Gottes zu rühmen wüsste: aber bei alledem ist es Sache einer gewissen geistlichen Keuschheit und Zurückhaltung, dass man Gottes Gedanken über unser Leben nachspürend nicht vergesse, wie sie doch höher sind als unsre Gedanken, und dass seine Wege nicht so leichthin unseren Augen sich erschliessen. Es kann wohl geschehen, dass Gott den, welcher vorwitzig seine Wege in der Geschichte aufzeigen will, auf die Finger klopft, damit er seine Hand auf den Mund legen lerne. Und wenn auch das Ziel unsrer Wege das Schauen sein soll, so leben wir hinieden im Glauben, und nur einzelne Lichtblicke sind es, die uns darin verstatet werden. Darum lasse ein Christ sich stille führen, als ein Kind, das an seines Vaters Hand durchs Dunkle geht; er könnte sonst, wenn er zu viel wissen und verstehen will, Anstoss nehmen und straucheln.

Ich mache die Anwendung auf den uns vorliegenden Fall. Ich habe Leute gekannt, die „vorurteilsfrei“, wie

sie's nannten, bei der Bildung ihrer theologischen Ueberzeugung vorgehen wollten und nicht eher glauben als bis sie mit den kritischen Schwierigkeiten, z. B. in der h. Schrift, sich auseinandergesetzt hätten. Ihrer „Wahrheitsliebe“, wie sie es nannten, widerstrebten die künstlichen Versuche der Apologetik, jene Schwierigkeiten zu beseitigen. Sie sind dadurch „bester Meinung“ auf den Irrweg geraten und vom Glauben abgekommen. Dem gegenüber ist mein treuer Rat, dass man warten lerne. Und das kann man, wenn man in täglichem Gebet und Lesung der Schrift seinen inneren Menschen wach erhält und vor mutwilligen oder leichtfertigen Sünden sich hütet. Je empfindlicher dabei das Gewissen wird, je mehr man die Bitterkeit der Sünde und die Süßigkeit der Vergebung kennen lernt, um desto mehr kann man warten. Die Gnade Gottes waltet überall, auch da wo man die satisfactio vicaria, ohne welche sie nicht bestünde, noch gar nicht versteht; und die Kräfte der zukünftigen Welt greifen in des Menschen Herz strafend und regenerierend ein, auch ehe man in der Dogmatik ihren Ursprung aus dem Herzen des verklärten Heilands gelernt hat. Halte dich nur an diese Thatsachen deines inneren Lebens; sei stille dem Herrn und warte auf ihn; er wird Licht hervorbringen da, wo du noch Dunkel siehst, und Bahn machen, wo dir's unwegsam vorkommt.

So denke ich mir etwa den Fortschritt eines aufrichtigen Jüngers der Theologie, nachdem er die Universität bezogen hat. Ich habe mich dabei mehr an

den Mittelschlag gehalten, als an die weiter Vorgerückteren und an die Zurückgebliebenen. Es gibt solche, die schon in früher Jugend ihren Heiland so kennen gelernt haben, dass sie gesichert sind oder doch zu sein scheinen gegen die Anläufe ungläubiger Wissenschaft. Profane Behandlung der h. Schrift, wie man sie in Vorlesungen und Büchern hie und da erlebt, stösst sie ab und drängt sie vielmehr in das Gehege frommer Gemeinschaft und der dort herrschenden Ueberzeugungen zurück. Vielleicht ist diese Gattung von Theologie-Studierenden jetzt seltener als vor Jahrzehnten, damals wo der Uebergang von dem früheren Pietismus in die festeren Formen des kirchlichen Glaubens sich vollzog. Denn inzwischen sind Wandelungen eingetreten, welche solch einen Abschluss nicht mehr gestatten und das Verhältnis zwischen Glaubensgemeinschaft und Welt, sei es im guten oder im schlimmen Sinne, umgestaltet haben. Darin liegt ja freilich auch die Gefahr, welcher diese an sich besser gestellten Jünger der Theologie ausgesetzt sind. Wenn dieselben jetzt sich abschliessen gegen die negativen Elemente der Theologie, so ist das Verhalten und darum auch der Erfolg dem früheren nicht gleich. Es treten ungesunde Bildungen ein und die Gefahr eines Umschlages, wie sie in der Regel einseitige Entwicklungen begleitet. Diesen Vorgerückteren gegenüber, die ein Salz in ihrer Umgebung sein können und die ich immer mit um so grösserer Freude auf der Universität begrüsse, je seltener sie neuerdings geworden sind, stelle ich die Zurückgeblie-

benen gegenüber, die etwa vom rein utilitarischen Standpunkte aus sich der Theologie zugewendet haben, noch nicht im ausgesprochenen Gegensatz gegen Kirche und kirchlichen Glauben, aber auch noch ohne elementares Verständnis dafür. Man erlebt es ja als akademischer Lehrer von Zeit zu Zeit, dass, wenn Ueberfüllung in anderen Fächern eintritt, die Reihen der Theologen sich mehren, und umgekehrt dann wieder die hier eingetretene Flut anderwärts hin abströmt. Innerer Beruf ist das nicht, vielmehr banausische Berechnung. Aber auch hier gebe ich die Hoffnung nicht auf. Denn Wenige würden zum Ziele kommen, wenn Gott nicht auch solcher Motive sich bediente: er führt sie nach seinen Gedanken und Heilszwecken, auch ohne dass sie es wissen. Aber die Gefahr liegt hier vor, dass solche rüde und trockene Leute, zumal wenn infolge äusserlicher Dürftigkeit kein Aufschwung selbst nur in allgemein menschlicher Hinsicht stattfindet, nun auch die theologischen Stoffe auf ihr Niveau herabziehen: der Pegasus wird ins Joch gespannt und die eine Fürstin war unter den Heiden und eine Königin in den Ländern, muss nun dienen. Die offizielle Gottseligkeit im Predigersrock wird zum Gewerbe.

Wie gesagt, diese beiden Gegensätze lasse ich lieber beiseite, weil sie im allgemeinen seltener vorkommen mögen, und halte mich an die, welche zur Zeit die Majorität unter den Theologie-Studierenden bilden dürften. Ihnen und mir zur Beruhigung sage ich, dass niemals in der Geschichte der Kirche vergebliches ge-

schiebt, und dass auch die jeweiligen Irrwege nicht ohne schliesslichen Gewinn für das Reich Gottes verlaufen. Der Rationalismus ist nicht bloss dazu dagewesen, dass Männer wie Hengstenberg und Tholuck dagegen ankämpften, sondern auch zu dem Zwecke, dass unser Auge besser als bisher für die natürlich-menschliche Seite der Offenbarungsgeschichte und Offenbarungsurkunde geöffnet würde, und dass wir erkennen lernten, wieviel schlechte Vernünftelei in den Folianten und Quartanten der altorthodoxen Dogmatiker steckt. Darum fürchtet euch nicht, ihr die ihr aufrichtig seid in der früher besprochenen Bedeutung; blickt offenen Auges — nämlich mit dem Auge solch eines Aufrichtigen — in die wider einander gehenden theologischen Strömungen hinein: Gott hat es hier so geordnet, wie mans bei den Strömen neuerdings beobachtet hat, die unsäglich viel Unreinigkeit in sich aufnehmen und bald einen Selbstreinigungsprozess vollziehen. Die Fluten, welche von dem Quell des Heiligtums über die Lande ausgeströmt sind und weiter strömen, müssen freilich viel Unreines unterwegs aufnehmen, aber sie haben auch eine selbstreinigende Kraft, und die heterogenen Elemente vermögen vielfach eine homogene Verbindung mit ihnen einzugehen.

Freilich gilt das zunächst nur von der Gesamtbewegung, nicht von dem Leben und von der Erkenntnis des Einzelnen. Wenn die Kirche zurückblickt auf den von ihr durchlaufenen Weg, auf die vielen Irrungen und Abwege, zu denen sie hin und wieder sich

hat verleiten lassen, so wird sie doch am Ende inne werden, dass Gott auch in solchen Zeiten sie nicht verlassen habe, dass vermöge des Glaubens der kleinen Herde in ihrer Mitte allmählich ein Selbstreinigungsprozess vollzogen ward und dass dabei die guten Elemente, welche mit den giftigen Substanzen zugleich in sie eingingen, angeeignet und zur Bereicherung ihres Wahrheitsbesitzes verwendet wurden. Ebenso mag es auch dem einzelnen Christen gehen, wenn nach glücklich bestandnem Kampfe, im Stande der Mannesreife, er zurückblickt auf das Gewirr des Lebens, auf die Schwankungen der Erkenntnis, durch welche sein Fuss bis auf diese Stunde hindurchgegangen ist: so wenig ihm dabei das Schmerzgefühl erspart bleibt über so viele vergeudete Stunden und Tage, so viele unnütze Versuche und Bemühungen, so wenig möchte er sie doch einfach aus seinem Leben streichen, da sie unlösbar von Gott hineingewoben sind in den nun soweit ausgeführten Umriss des Ganzen. Aber wer am Anfange steht und erst noch hinblickt auf die mancherlei sich durchkreuzenden Wege, die vor ihm liegen, der vermag der Natur der Sache nach nur in sehr bedingter Weise die gleiche Zuversicht sich anzueignen. Er mag es sich immerhin sagen, dass von der Wahl, die ihm nicht erlassen werden kann, Leben oder Tod, Segen oder Unheil abhängt — was ist furchtbarer als ein verfehltes Leben! Hier liegen die Giftstoffe, die ihn innerlich verwüsten und zu einem Verführer der Gemeinde Gottes machen können.

Ich rate, es nicht leicht damit zu nehmen. Du hast keine absolute Verheissung, dass solche Giftstoffe dir nicht schaden. Aber den Aufrichtigen lässt es Gott gelingen — diese Verheissung haben wir doch. Wo die Seele etwas geschmeckt hat von dem Leben aus Gott, von den Kräften, die in dem urkundlichen Schriftwort weben, die auch niemals aus dem fortströmenden und stetig sich erneuernden kirchlichen Leben völlig geschwunden sind, — wo sie daran sich hält mit der Treue, die auch im kleinen treu ist, da gilt die Verheissung und darf das Wort des Dichters angewendet werden: ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange ist sich des rechten Weges wohl bewusst.

Wir mögen dabei dessen gedenken, dass das Universitätsstudium nicht bloss die einzelnen Fächer umfasst, welche das Gebiet der Theologie umschreiben. Auch da, wo nicht wie in Bayern eine bestimmte Anzahl philosophischer Vorlesungen dem Theologie-Studierenden vorgeschrieben sind, wird es doch nicht leicht vorkommen, dass einer der Theologie sich widmet, ohne irgend der Philosophie und ihren allgemeinen Disziplinen ein Auge zuzuwenden. Das mag teilweise, bei den höher Veranlagten und besser Vorgebildeten, daher kommen, dass sie das Bedürfnis empfinden, den weitverzweigten Interessen und Strebungen des modernen Lebens nicht verständnislos gegenüberzustehen, teilweise aber auch, und diese Einsicht dürfte wohl in jedem Falle vorausgesetzt werden, daher, dass die Theologie ihrem ganzen Charakter nach und gemäss

ihrer historischen Entwicklung mit den philosophischen Disziplinen im weitesten Sinne des Wortes eng verbunden ist und darum wenigstens einiges Verständnis der letzteren erfordert. Wenn wir dieses hinsichtlich der exegetischen Disziplinen von der altklassischen Literatur, von der Kenntnis der alten Sprachen, hinsichtlich der kirchengeschichtlichen Fächer von der Kenntnis der Weltgeschichte behaupten müssen, so lässt sich allenfalls entgegenhalten, dass diese Vorbildung bereits auf dem Gymnasium dem Theologie-Beflissenen vermittelt worden sei. Hingegen lässt sich diese Einrede nicht anwenden auf die philosophischen Disziplinen im engeren Sinne des Wortes, Logik, Psychologie, Metaphysik, Geschichte der Philosophie u. s. w., welche so oder anders mit der systematischen Theologie eng zusammenhängen. Es ist doch nicht zufällig geschehen, dass von Anfang an die jeweilige philosophische Bildung mit der denkenden Durchdringung des Glaubensinhaltes sich verbündete. Wenn es überall menschliches Denken ist, in welches das zu Denkende, somit auch das Glaubensmaterial eingeht, und menschliches Wollen, in welches die neuen geistlichen Bewegungen der Seele sich kleiden, so ist es gar wohl verständlich, dass die jeweils vorhandenen Bildungsformen mit den neueintretenden Elementen des Glaubens in Beziehung treten, heilsame und hemmende; und dass es gar nicht möglich ist, die so gewordene dogmatische und ethische Erkenntnis ohne philosophische Propädeutik zu fassen. Man nehme dazu auch die Thatsache, dass die Meta-

physik, welche mit den höchsten Prinzipien und letzten Zielen der Welt überhaupt und der Menschenwelt insbesondere sich beschäftigt, innerlich verwandt ist mit der Theologie und eben darum historisch mit ihr sich verbunden hat. Es ist wahr, dass zu jeder Zeit, und nicht am wenigsten in der unsrigen, Streitigkeiten darüber entstanden sind, ob und inwieweit es berechtigt sei, die Philosophie, insbesondere die Metaphysik, in den Bereich und zum Gebrauch der Theologie heranzuziehen. Die Motive des Protestes waren verschieden, fromme wie unfromme. Wenn Luther mit grossem Eifer wider Aristoteles und dessen bisherige Benützung in der Theologie sich erklärte, so beruhte dies bekanntlich auf der Thatsache, dass eine materielle Beeinflussung und Schädigung des christlichen Glaubens durch das Eindringen jener Philosophie bewirkt worden war. Wenn Schleiermacher neuerdings die Theologie auf eigne Füße zu stellen beabsichtigte, mit ausdrücklicher Unterscheidung der philosophischen und der theologischen Aufgabe, so war das Motiv ebenfalls ein der persönlichen Frömmigkeit dieses Theologen entstammendes und mit dem Aufschwung des Glaubenslebens in jener Zeit zusammenhängendes, wenngleich in der Glaubenslehre Schleiermachers die Abhängigkeit seiner theologischen Lehrsätze von den philosophischen Grundanschauungen offen zu Tage liegt. Wenn aber in neuester Zeit der Ruf nach Befreiung der Theologie von der Metaphysik, insbesondere der platonischen, erneuert worden ist, so dürfte als Resultat der bis-

herigen Verhandlungen sich wohl dieses zweifellos herausgestellt haben, dass gerade auf Grund einer andersartigen philosophischen Anschauung, einer Erkenntnislehre, welche der gegenwärtigen realistischen Strömung auf natürlichem Gebiete entspricht, dieser Kampf erhoben worden ist. Hier war der Anlass nicht eine Hebung, wie in den früheren Fällen, sondern eine Entleerung und Veräusserlichung des religiösen Lebens. Mag dem nun aber sein wie ihm wolle, so werden wir dem angehenden Theologen unter allen Umständen das Studium der Philosophie, und zwar zunächst im engeren Sinne, auf das dringendste zu empfehlen haben. Denn auch wer als ausgesprochener theologischer Purist aller Einmischung der Philosophie schlechthin verwerfend gegenübersteht, kann nicht leugnen, dass solche Einmischung geschichtlich vorliegt und dass darum ein historisches Verständnis des Lehrbegriffs, der dogmatischen Entwicklung, ohne Kenntnis der Philosophie nicht wohl möglich ist. Die wissenschaftlich-dogmatische Diktion, die termini technici, welche nun einmal hierbei bräuchlich sind, kann auch derjenige nicht entbehren, welcher nichts anderes als das reine Glaubensmaterial in den dogmatischen Lehrsätzen auszusprechen beabsichtigt. Und weil doch die philosophische Metaphysik mit ihren Mitteln ebenfalls die letzten Gründe und Ziele des Daseins zu erforschen trachtete, wie das in ihrer Weise die Theologie versucht, so konnte der Fall eintreten und zu Verwechslungen Anlass geben, dass gleichlautende Ausdrücke gebraucht

werden, welche dort und hier sachlich etwas anderes bedeuten.

Ich weiss wohl, dass es in der Gegenwart nicht leicht hält, das Studium der Philosophie wirksam zu empfehlen. Man schwimmt dabei gegen den Strom. Die hohe Achtung, welche die mit der sinnlichen Welt sich befassenden Wissenschaften geniessen, die tatsächlichen Erfolge, welche sie errungen haben, konnten kaum anders, als die Meinung für die Geisteswissenschaften herabzudrücken, so unhaltbar und unsinnig auch diese Beurteilung sein mag. Angesichts der Thatsache, dass auf dem Gebiet der exakten Forschung man auch nicht einen Schritt vorwärts zu kommen vermag, ohne die in der Geisteswelt geltenden Normen des Denkens anzuwenden, und dass darum gerade die hervorragendsten Forscher auf jenem Gebiet zur Philosophie sowie zur Annahme apriorischer Wahrheiten zurückgeführt worden sind, kann man es kaum anders als eine Stupidität nennen, wenn man behaupten hört, die naturwissenschaftliche Methode, das hier geübte Denken ersetze für die gegenwärtige Generation vollkommen die Beschäftigung mit der Philosophie, die vielleicht jener Forschungsmethode eher Eintrag thue. Die guten Leute, welche trunken sind in dem Gefühle, wie herrlich weit sie es ihrerseits gebracht, und kein Auge mehr haben für das Gebiet des Uebersinnlichen, werden, je genauer sie dem Sinnlichen nachforschen, inne werden, dass alles Sinnliche und Sichtbare in Unsichtbares und Uebersinnliches zurückführt, und dass es

Mangel an Bildung ist, dies zu verkennen. Es wird eine Zeit kommen, wo die Geistesstumpfheit, welche in der Verachtung der Philosophie zu Tage tritt, sich schämen wird, gerade so wie man sich gegenwärtig schämt, der Naturwissenschaft fern geblieben zu sein. Und insbesondere wird man wieder verstehen lernen, dass das Gebiet der Freiheit, wie eng es auch mit dem der physischen Notwendigkeit verflochten sein möge, doch mit nichten von diesem aus sich erschliesst, und dass es eine Tollheit ist, sittlich-freie Bethätigungen zu physisch-notwendigen herabsetzen zu wollen. Nach dieser Seite ist die Betonung des Freiheitsgefühles, womit der Mensch der physischen Welt gegenüberstehe, in der Ritschlschen Schule eine vollkommen berechnete, ein Rückhalt gegen den Andrang der materialistischen Gesinnung, wenngleich es schlechthin undurchführbar ist, bei dem hiermit gesetzten Dualismus zu verharren und darin für sich allein den Ausgangspunkt des religiösen Glaubens zu sehen.

Vielleicht darf man annehmen, dass bei den Urteilsfähigen über die Unerlässlichkeit des philosophischen Studiums für die Theologie kaum ein Zweifel besteht, mag sonst das wüste Urteil der gemeinen Menge in Beziehung auf andere Wissenschaften und überhaupt den Wert der Philosophie herabsetzen. Und darum wird es auch nicht schwer halten, den angehenden Jünger der Theologie zu den philosophischen Studien hinzuführen. Ich hoffe dieses und erwarte es, ohne die Gefahren zu verkennen, welche für den Anfänger, ja auch für den

Fortgeschrittenen, mit der Hingabe an jene Studien verbunden sind. Sehet zu, sagt der Apostel, dass nicht jemand sei, der euch als Beute hinwegführe durch die Philosophie und leeren Trug, nach der Ueberlieferung der Menschen, gemäss den Elementen der Welt und nicht in Gemässheit Christi (Kol. 2, 8). Das Wort ist bedeutungsvoll genug, um wohl beherzigt zu werden, und manche redliche Seele, zumal in pietistischen Kreisen, dürfte geneigt sein, es meiner Empfehlung des philosophischen Studiums zum Frommen des theologischen entgegenzuhalten. Ich gestehe auch ganz offen, dass, wenn an jemand die Gefahr herantritt, dem einfältigen Glauben an Christus entrückt und eine Beute der Philosophie zu werden, er mit dieser brechen und sie von sich abstossen muss, etwa wie die Jünger in Ephesus die Bücher verbrannten, die ihrer Hingabe an Christum im Wege standen, mochten sie auch 50,000 Drachmen wert sein (Act. 19, 19). Es ist eine unzutreffende und gefährliche Rede, wenn man den Angefochtenen sagt: ihr müsst euch durchkämpfen, nur immer weiter forschen, bis ihr zum Ziele kommt u. s. w. Wo es sich um der Seelen Seligkeit handelt, da ist die allgrösste Einseitigkeit am Platze, da lässt man die Toten ihre Toten begraben und die Philosophen ihre Schätze anpreisen, und folgt Christo nach. Es kommt ja wohl vor, dass wenn grundstürzende Lehren in der Kirche auftauchen, die mit Geist und Gelehrsamkeit verteidigt werden, ängstliche Gemüter oder solche, deren besseres Teil der Tapferkeit die Vorsicht ist, abmahnen, darüber

ein Urteil zu fällen — man erwirbt sich damit den Ruf der Unparteilichkeit und Unbefangenheit. Aber es wäre eine üble Lage für den Christen, wenn er erst durch gelehrte Studien sich das Recht erkaufen müsste, über seelengefährliche Irrungen abzuurteilen. Als vor einigen Jahren, wenn ich nicht irre, auf einer Konferenz in Hannover, über die Lehre Ritschls von der Person Christi verhandelt wurde, da war es vollkommen recht gethan, als die Versammelten einmütig den zweiten Glaubensartikel miteinander bekannten. Damit war dem Glauben, der durch Philosophie und leeren Trug in seinem Besitze bedroht ward, sein Recht geschehen. Jeder Verständige wird von dieser Frage die andere zu unterscheiden wissen, wie man auf wissenschaftlichem Wege sich mit solch einer Irrlehre auseinanderzusetzen habe.

Aber wie dem immer sei und wie sehr wir in dieser Hinsicht der banalen Auffassung der verständnislosen Menge entgegenzutreten haben, so wollen wir doch mit dem Bekenntnis nicht zurückhalten, dass es nicht allgemeine Regel werden kann, dem Vater die letzte Ehre um Christi willen zu weigern und die Bücher zu verbrennen, mit denen man Allotria getrieben. So wie es nicht allgemeine Regel werden kann, dem weltlichen Herrn den Gehorsam aufzukündigen, um Christo allein zu dienen, oder allen Besitz den Armen zu geben und Christo nachzufolgen. Das gilt im Falle des Konfliktes, bei der Frage nach dem höchsten Gut im Verhältnis zu den niederen Gütern,

wenn diese mit jenem kollidieren — aber nicht unter allen Umständen müssen sie kollidieren. Wir wollen die Anwendung machen auf die Philosophie. Der Apostel warnt vor einer solchen Hingabe an die Philosophie, vermöge deren man sich als Beute von ihr, von menschlicher Weisheit hinwegführen lässt. Wir werden ja nicht vergessen dürfen, was für eine Art von Philosophie der Apostel im Auge hatte, als er jene Worte schrieb — jene schlechte dualistische und spiritualistische Philosophie, wie sie bei den Kolossischen Irrlehrern gäng und gäbe war, mit ihrem Gegensatz des Geistigen und des Materiellen. Aber so gewiss diese Philosophie in unmittelbarer Weise wider den Glauben verstösst, welcher weiss, dass die Fülle der Gottheit in Christo leibhaftig wohnt (Kol. 2, 9), und dass Materielles, materieller Genuss nicht schon als solcher verunreinige, so wollen wir doch dabei zugleich dessen gedenken, wie allgemein derselbe Apostel im ersten Korintherbrief redet und die Weisheit Gottes, die im Evangelium geoffenbarte, von der Weisheit der Welt schlechthin unterscheidet (2, 6 ff). In der That ist hier kein Unterschied, nämlich kein Wesensunterschied. Wo immer menschliche Philosophie sich einschieben wolle an die Stelle der Glaubenssubstanz, von welcher wir leben, wo sie den Anspruch erhebt, dass wir ihr zugehören, wie die menschliche Kriegsbeute dem Sieger angehört, da gilt es, sie gleichzusetzen „leerem Trug“, da sie etwas sein will, was sie dem Christen nicht sein darf — leer, weil des Gehaltes entbehrend,

der uns allein befriedigen kann, und eine Betrügerin, wenn sie solchen Gehalt dem Christen zu bieten vorgibt.

Aber wenn wir fragen, worauf dieses Urteil des Apostels beruht, so wird es sofort klar, dass wir nicht berechtigt sind, die Philosophie in jedem Sinne darunter zu befassen. Der Apostel Paulus selbst, dessen dialektische Art ihm eine besondere Stelle unter den heiligen Autoren des N. Testaments anweist, steht ebendarum nicht schlechthin ablehnend der Philosophie gegenüber. Von der Weisheit dieses Aeons unterscheidet er eine Weisheit Gottes, und er nimmt nicht in Abrede, dass auch er Weisheit verkündige, nämlich unter den Vollkommenen (1. Kor. 2, 6). Was den Unterschied ausmacht, das ist nicht der Gedanke als Ausdruck der intellektuellen Thätigkeit, welche erkennend und wissend sich des Gegenstandes zu bemächtigen sucht; ist nicht die Fähigkeit und das Bestreben, in den Zusammenhang des Gegenstandes und seiner ihn konstituierenden Momente sowie in seiner Beziehung auf anderes einzudringen; auch nicht die Fähigkeit, ein Höchstes, Allbedingendes zu setzen und im Gedanken eine daraus resultierende Einheit alles Existierenden zu setzen: sondern der Unterschied ist der, dass jenes Höchste und Allbedingende, wie es von der menschlichen Weisheit konzipiert wird, nur ein Schattenbild seiner Wirklichkeit ist, ja vielmehr dass in dieses bloss schematische Bild sich ein andersartiger, entgegengesetzter Gehalt eingeschoben hat,

dessen Charakter nun auf alles übrige, wohin es für den Gedanken sich in Beziehung setzt, fortwirkt, korrupt und korrumpierend. Der menschliche Geist arbeitet immer nach demselben Schema und daraus erklärt es sich, dass die formalen Beziehungen für den jeweiligen Inhalt die gleichen sein können, ohne dass damit schon eine Vermischung des Gehaltes indiziert wäre. Daher wäre es z. B. ein grosses Missverständnis, wollte man den Gebrauch des Ausdrucks der Absolutheit für die Theologie um deswillen verwerfen, weil er auf dem Gebiete der Philosophie entstanden ist, oder weil er heidnischen Gedankeninhalt in die christliche Welt einführe. Die Sorge kann ja berechtigt sein angesichts der geschichtlichen Sachlage, dass offenbar in der Theologie des Mittelalters und ebenso in der evangelischen Dogmatik des 17. Jahrh. ein Gottesbegriff sich geltend machte, der seinem Gehalte nach heidnische, widerchristliche Elemente in sich trug; aber an sich betrachtet, auf die identische Bezeichnung gesehen, liegt gar kein Grund vor, darin schon eine falsche Mischung zu finden und auf anderweite Bezeichnung bedacht zu sein. Und wollten wir Letzteres wirklich versuchen, so würden wir damit doch niemals zum Ziele kommen, da jede andere Bezeichnung ebenfalls aus dem Sprachschatz natürlich-menschlicher Erfahrung hergenommen ist und ihr spezifisch Unterschiedenes nicht durch den Ausdruck selbst, sondern durch die Fassung und sachliche Näherbestimmung desselben empfängt.

Hieraus ergibt sich nun freilich auf der einen Seite, dass in dem Masse, wie in dem Christen, in dem Theologen die Elemente dieses Aeons noch gemischt sind mit den Elementen der geistlichen Welt, so auch jene Vermengung von Theologie und Philosophie sich wiederholen kann, welche durch die Geschichte der Kirche sich hindurchzieht; auf der andern Seite aber, dass die genaue Kenntniss der philosophischen Entwicklung und ihrer mannigfachen Beziehung zur Theologie gerade ein wesentliches, ja ein unumgängliches Mittel für den Theologen sein wird, die Abhängigkeit der Theologie von der Philosophie zu vermeiden.

Es kommt dazu noch ein Weiteres, was bei dieser Gelegenheit nur kurz angedeutet werden kann, aber zu wichtig ist, um ganz übergangen werden zu dürfen. Man hat neuerdings vielfach die Frage erörtert, ob die „natürliche Religion“ als Grundlage und Ausgangspunkt der von der Glaubenslehre darzustellenden geoffenbarten christlichen Religion zu behandeln sei, und hat diese Frage öfter im Interesse der letzteren und ihrer Reinerhaltung verneint. Indessen wenn schon aus den bisher entwickelten mehr formalen Gründen geschlossen werden muss, dass die Scheidung sich nicht schlechthin durchführen lässt, so werden wir noch hinzunehmen müssen, dass sie auch inhaltlich nicht durchaus und in jeder Hinsicht vollzogen werden kann, in dem Masse nämlich nicht, in welchem Heilsbestimmung und Heilsoffenbarung auch in der vorchristlichen und ausserchristlichen Menschheit vorhanden

war. Wobei immerhin festgehalten werden muss, dass jenes Mass nur dann richtig bestimmt werden kann, wenn man sich zuvor der christlichen Heilsoffenbarung bemächtigt hat, und dass mithin gar nichts verkehrter sein kann, als jene natürliche Grundlage unabhängig davon bestimmen und gar die spezifisch-christliche Erkenntnis daraus entwickeln zu wollen.

Und dies führt mich nun alsbald zu einer weiteren Betrachtung des philosophischen Studiums, wie ich es von den angehenden Theologen betrieben wissen möchte. Es betrifft im ganzen weniger das Verhältniss zur Dogmatik, zur systematischen Theologie überhaupt, als das Verhältniss zur Exegese und Kirchengeschichte und die Frage nach der „allgemeinen Bildung“. Von der Zeit der Reformation an, zu deren Vorbedingungen das wiedererwachte Studium des klassischen Altertums gehörte, hat man, und nicht am wenigsten Luther selbst, die alten Sprachen gepriesen, ohne deren Kenntniss man das Evangelium nicht verstehen und festhalten könne; man hat hierin eine Eigentümlichkeit, einen Vorzug der protestantischen Bildungsanstalten gefunden, und die Zeit liegt noch nicht lange hinter uns, wo man den Wert eines Theologen gar sehr darnach beurteilte, ob er der klassischen Sprachen mächtig sei. Uebertreibungen sind dabei ohne Zweifel vorgekommen, und ich wüsste es nicht zu billigen, wenn bei einer Kandidatenprüfung den Examinanden unter Andern Pindar zur Uebersetzung vorgelegt wurde. Dass die Prüfungen in lateinischer Sprache abgehalten wurden,

verstand sich von selbst, und blieb bis in die neuere Zeit, wenngleich die theologischen Vorlesungen an der Universität mehr und mehr und zuletzt ausschliesslich in deutscher Sprache stattfanden. Wenn nun ohne Zweifel die Betonung des Deutschen beim Unterricht, wie sie neuerdings, im Zusammenhang mit dem gesteigerten Nationalbewusstsein, sich durchgesetzt hat, eine vollkommen berechtigte ist, so liegt doch die Gefahr nahe, dass, wie es so häufig geschieht, ein Extrem das andre verdrängt und die Entwicklung sprunghaft vor sich geht. Es ist ganz richtig, wenn man die frühere Bevorzugung des Lateinischen bei den Prüfungen und in der theologischen Litteratur damit erklärt, dass das Lateinische damals überhaupt die Gelehrtensprache war, und wenn man auf den gedrückten Stand, auf die gleichzeitige Verwahrlosung des Deutschen hinweist, welche durch die Bevorzugung des Französischen in den höheren Kreisen nur um so schlimmer wurde; aber darüber ist Jedermann einverstanden und Niemand wird jene Zustände zurückwünschen — die Frage ist vielmehr, ob wir bei Vernachlässigung der altklassischen Litteratur jenen Stand der deutschen Bildung aufrecht erhalten können, dessen wir uns bisher rühmen durften. Die Frage ist insbesondere für uns Theologen diese, ob wir den Charakter der Wissenschaftlichkeit, der unsrer evangelischen Theologie gebührt, zu behaupten im stande sind, wenn unser Kennen und Können bezüglich der altklassischen Sprachen und Litteraturen herabsinkt. In erster Hinsicht dünkt mich

— und ich hoffe darin nicht allein zu stehen —, dass gerade um die deutsche Bildung und die Geübtheit im Gebrauche der deutschen Sprache zu fördern, wir der alten Sprachen mächtig sein und die künftigen Theologen dazu anleiten müssen. Ich glaube die Behauptung aufstellen zu dürfen, dass man in der Regel die Unbildung im Deutschen bei Solchen wahrnehmen wird, welche kein Verständniss des Lateinischen und des Griechischen sich erworben haben. Ich will den Satz nicht umkehren und sagen: Jeder der Latein und Griechisch versteht, wird auch Meister sein im Gebrauche des Deutschen. Denn durch solche Kenntniss und Uebung kann er wohl dem Deutschen entfremdet werden, wogegen sie ihm dazu dienen sollte, deutsche Art und Ausdrucksfähigkeit zu entwickeln. Ich habe dabei keinen Geringern auf meiner Seite als Luther selbst, den Meister der deutschen Sprache, welcher bekanntlich sagt, dass, wenn wir die Sprachen fahren lassen, wir nicht allein das Evangelium verlieren werden, sondern auch endlich dahin geraten, dass wir weder lateinisch noch deutsch recht reden oder schreiben könnten (WW, Erl. A. 22, 183). Das Erstere, die Unfähigkeit lateinisch recht zu reden und zu schreiben, ist bereits eingetreten; es sollte mich wundern, wenn nicht die gleiche Unfähigkeit im Deutschen nachfolgte. Man braucht in der That nur einen Blick auf die Tageslitteratur, in die Zeitungen, auch in die gelehrten Schriften der Gegenwart zu werfen, um die hereindringende Verrohung und Unsauberkeit in diesem Stücke wahrzunehmen. Und zwar komischer Weise

auch gerade da, wo man in puristischer Weise auf Fremdwörter Jagd macht, um sie — oft in sehr geschmack- oder sinnloser Weise — zu verdeutschen. Man hat den Hohn vergessen, welchen unser Altmeister Göthe, dem wir doch immer Etwas in deutscher Sprache und Litteratur verdanken, in den Xenien über Joach. Heinr. Campe ausgoss, da er von der „furchtbaren Waschfrau“ redet, „welche die Sprache des Teut reinigt mit Lauge und Sand“. Solcher Waschfrauen sieht und hört man jetzt manche um sich. Man dürfte sich wohl dessen erinnern, dass die Schwäche der Deutschen, welche in der Aneignung und Bevorzugung des Fremdländischen sich kundgibt, zu ihrer Kehrseite hat die Fähigkeit, das Fremde zu eigenem Gebrauch heranzuziehen, eine Herrscherfähigkeit, eine Weitschaft des Blickes, die sich auch in das Ferngelegene hineinversetzen kann, ohne die Eigenart darüber zu verlieren. Es ist eine unsägliche Thorheit, wenn hie und da behauptet wird, das Studium der neueren Sprachen könne die Beschäftigung mit den altklassischen ersetzen, oder das naturwissenschaftliche Denken, wenn es nur recht geübt werde, mache die Geistesgymnastik, wie sie den alten Sprachen zu danken sei, überflüssig. Der letztere Wahn beruht auf der schon früher berührten Verirrung, dass man die Gebiete der physischen Notwendigkeit von dem der Freiheit nicht mehr zu unterscheiden versteht. Wenn überall die Gesetze der physischen Notwendigkeit herrschen, d. h. wenn man den Vorzug des Menschen streicht und die Humanität zur Bestia-

lität herabdrückt, dann ist es vollkommen begreiflich, dass man keinen Sinn mehr hat für die Gebilde menschlich-persönlicher Freiheit. Wir mögen immerhin die Fähigkeit des Menschen üben und preisen, kraft deren er des wunderbaren Reichtums und der festen Ordnungen in den Gebilden der physischen Welt sich zu bemächtigen vermag — wir sehen darin ein wesentliches Stück seiner persönlichen Ausrüstung und göttlichen Bestimmung: aber wenn es etwas Grosses, ja Hinreissendes ist, sich zu vertiefen in die Werke der göttlichen Schöpferkraft, wie sollte es nicht vielmehr menschenwürdig sein, derjenigen Seite jener Schöpferkraft nachzusinnen, wonach Gott ein kreatürliches Abbild derselben im Menschen bereitet hat, auf dem Gebiete der Freiheit, der freien Persönlichkeit und ihrer Schöpfungen sich zu ergehen? Das ist's, was in den altklassischen Sprachen und Litteraturen uns entgegentritt und durch gar nichts ersetzt werden kann, was sonst noch als Bildungsstoff der höher aufstrebenden Jugend dargeboten werden mag. Aber vielleicht können unsrer deutschen Jugend die französische oder englische Sprache leisten, was ihr bisher die griechische und die lateinische geboten haben. Ich meine, wir Deutschen sind zu gut dazu, um uns in diese sekundäre Schule zu begeben. Gerade das, was unser Charisma ist im Unterschied von den Franzosen und Engländern, die relativ grössere Tiefe und Energie der Gedankenarbeit, die komplizierteren, freier und kühner entworfenen Geistesgebilde, die nun auch eine grössere Komplikation

und freiere Komposition der Sprache bedingen, würde geschädigt und verkürzt werden, wollten wir unser Denken und unser Sprachgefühl zunächst an den Mustern der französischen und englischen Litteratur üben, wogegen die altklassischen Sprachen wie nichts anderes geeignet sind, uns in der Schärfe und Bestimmtheit des Gedankens wie des Ausdrucks und in der Freiheit der sprachlichen Bewegung voranzuleuchten und unser eigentümliches Charisma zu fördern. Ich gestehe daher offen, dass mich immer eine Art satirischer Stimmung erfasst hat, wenn ich davon reden höre, wie man das Lateinische und Griechische zurückstellen müsse, um dem Deutschen Raum zu geben. Ich weiss wohl, dass die Schwerfälligkeit, welche der deutschen Gedankenarbeit und Ausdrucksweise vielfach anhaftet, mit jenem Charisma als Kehrseite desselben zusammenhängt; aber sollen wir, um jenes schlimmen Auswuchses ledig zu werden, die edle Ausrüstung, die zu jenem Vorzug geführt hat, wegwerfen und fremde Begabung dafür eintauschen wollen, die wir doch nicht in gleichem Masse gewinnen? Was für ein grösseres Mass von Leichtigkeit in der Gedankenbildung und in der Ausdrucksweise haben zumeist die heranwachsenden Mädchen, wogegen auch schon reifere Gymnasiasten unbeholfen und schwerfällig mit dem Gedanken und mit der Sprache zu ringen haben. Aber sie bringen es danach in der Geistesbildung und in der nachhaltigen Kraft zur Bewältigung geistiger Stoffe doch in der Regel weiter als jene, und es müssten recht stumpfe

Lehrer sein, welche den oberflächlich-gewandten Schülern, denen die Gedanken sich leicht ablösen, flugs den Vorrang vor ihren Genossen einräumen wollten. Es erregt mir daher auch keineswegs ein Gefühl von Bewunderung, wenn man den Schülern einprägt, sie möchten nur immer in recht kurzen, leichten, gefälligen Sätzen schreiben und die grossen Perioden vermeiden. Die letztere Ausartung kenne ich wohl und will sie gar nicht verteidigen. Aber jene Art, in kurzen, leicht dahin fliessenden Sätzen zu schreiben oder zu sprechen, hat etwas Undeutsches an sich, etwas Entnervendes, während mit Cicero zu reden, quantum in cuiusque animo roboris est atque nervorum (ad div. 3, 11), in der scharfen Zusammenfassung, in der ebenmässigen Gruppierung, in der schneidigen Vorwärtsbewegung der so formierten Gedankenkolonnen erkennbar ist. Nichts ist widerwärtiger als jene Salopperie des Stils und der Gedankenarbeit, welche da sich einzustellen pflegt, wo man der Straffheit und Strenge des deutschen Geistes weichliche Popularität, wie mans nennt, entgegenstellt. Wenigstens auf wissenschaftlichem Gebiet hat jene Popularität nichts zu suchen, und die, welche sich ihrer zu befleissigen suchen, mögen wohl bedenken, dass ein andres ist, wirklich in der Sprache des Volkes zu reden und demgemäss in konkreten, bildlichen Formen des Ausdrucks sich zu bewegen, und etwas andres, den Nachlass in der Strenge und Präzision des Gedankens und der Darstellung mit dem wohlfeilen Ruhme der Popularität decken zu wollen.

Ich weiss, es ist gerade hier jetzt sehr schwer und vorerst ziemlich aussichtslos, gegen den Strom zu schwimmen, da die Verflachung des Urteils nicht bloss in der gemeinen Publizistik und in der grossen Masse, sondern auch in solchen Kreisen sich findet, die es besser wissen könnten. Aber mehr als sonst wohl gilt es jetzt, den Mut eigener Ueberzeugung zu haben, und ich möchte die jungen Theologen, an die ich zunächst mich wende, gern dahin führen. Ohne länger dabei zu verweilen, möchte ich nur ein Missverständnis noch zurückweisen, mit dem man den klaren Sachverhalt zu umnebeln und dem Blicke der Unkundigen zu entziehen sucht. Wozu, fragt man, dies Lateinisch-schreiben und -sprechen; das hat keinen Sinn und keinen Nutzen; die Schüler können ihre Zeit besser verwenden; sie machen doch später keinen Gebrauch mehr davon. Man verwechselt hier, was von einander geschieden sein will. Gewiss, darauf kommt es gar nicht an, gute lateinische Stilisten und Disputatoren zu erziehen; wohl aber soll das Einleben in die alten Sprachen und Literaturen den jungen Leuten diejenige Bildung des Geistes verschaffen, welche ohne solche Uebung ihnen auf alle Fälle fern bleibt und welche erforderlich ist, um das spezifisch deutsche Charisma zur vollen Entfaltung zu bringen. Dabei will ich auch nicht vorbehaltslos jener Verteidigung humanistischer Studien beistimmen, worauf man sich neuerdings vielfach zurückgezogen hat und die alsdann wiederum Objekt des Angriffs werden musste, jener Meinung, es handle sich

bei der Beschäftigung mit den alten Sprachen nur um eine Gymnastik des Geistes, nicht zunächst um die Bildungsstoffe, welche dadurch dem Geiste zur Nahrung dargeboten würden. Daraus entstand jene heillose Art grammatischer und kritischer Knaupelei und Kleinmeisterei, womit man den Schülern Lust und Liebe an den Klassikern verleidet, so dass sie die verhassten Bücher auf Nimmerwiedersehen wegwerfen, sobald sie vom Schulzwang erlöst sind. Ja es gewann mitunter den Anschein, als sei es nur darauf angelegt, herauszubringen, wieviel „Fehler“ man in den Exerzitien macht — ohne diese Fehlerspähe habe die Sache sonst keinen Zweck. Nein, ansaugen sollen sich die Schüler an die Stoffe, die ihnen in der altklassischen Litteratur dargeboten werden, der Sprachen sich bemächtigen, um dieses thun zu können und während sie es thun; jene Stoffe in succum et sanguinem verwandeln, damit das eigne, das deutsche Blut dadurch gekräftigt und melioriert werde. Denn der Deutsche ist vermöge seiner universalen Ausstattung zum Ideal des Menschen angelegt, und um demselben nahe zu kommen, bedarf es für ihn der Imprägnation mit humanistischen Stoffen. Nimmt man hinzu, wie doch durch das Evangelium der Mensch aus seiner schlechten, verderbten Wirklichkeit zu seiner Wahrheit zurückgebracht werden soll, so wird man begreifen, warum in unsrer evangelischen Kirche, und zwar schon durch Luther, nicht erst durch den Praeceptor Germaniae, das Studium der klassischen Sprachen und Litteraturen

empfohlen und auf das engste mit der Pflege des Evangeliums verbunden worden ist: sie zielen beide, ein jedes in seiner Weise, auf die Vollendung des Menschen.

Wie sehr unsre gegenwärtige Zeit mit ihren vielfachen Interessen und Bestrebungen auch die Jugend schon in Anspruch nimmt, wie insbesondere das übliche akademische Leben, auf welches ich hernach noch zu sprechen kommen werde, Kräfte und Zeit der Jugend konsumiert, ist mir wohl bekannt. Wenn es aber gelänge, auf den Mittelschulen jene Liebe und Begeisterung für die klassische Litteratur wieder zu erwecken, welche unter der Leitung tüchtiger Lehrer früher vielfach daselbst herrschte, dann würde es dahin kommen, dass auch während des akademischen Studiums die Pflege der klassischen Litteratur neben der Beschäftigung mit der Philosophie im Schwange ginge; dann würden auf den Arbeitstischen der Pastoren, wie es ehemals üblich war, auch die alten Klassiker noch ihren Platz finden und die Musestunden ausfüllen. Wenn man erwägt, dass ein grosser und wichtiger Teil der theologischen Litteratur in lateinischer Sprache geschrieben ist, und dass ohne genügende philologische Kenntnisse auch heute noch von einem genauen Verständnis des N. Ts. nicht die Rede sein kann, so wird man jenem Wunsche nur um so mehr beitreten. Denn es macht in der That einen kläglichen Eindruck, zu sehen, wie die Lektüre des griechischen N. Ts. oder das Studium der kirchlichen Bekenntnisschriften Schwierigkeiten dar-

bietet, um deretwillen man den deutschen Texten sich zuwendet. Protestantisch ist das nicht, und einen Fortschritt der theologischen Wissenschaft bezeichnet es auch nicht.

Möge man bei dieser Gelegenheit sich auch noch ein Wort über die Beschäftigung unsrer Theologie-Studierenden mit der hebräischen Sprache, mit dem Urtext des A. Ts. gefallen lassen. Wenn es für die meisten in den Wind geredet sein sollte, so soll es doch geredet sein. Neues werde ich freilich dabei nicht wohl beibringen können; aber gegenüber der Abstumpfung, welche gerade hier in weiten Kreisen, auch der sonst eifrigen und besser gesinnten Studierenden, sowie in den Reihen der Geistlichkeit besteht, ist es wünschenswert, die Hand auf die Wunde zu legen, ob sie vielleicht wenigstens schmerze. Dass unsre evangelische Kirche auf die h. Schrift sich stütze und ihre Berechtigung durch Bezugnahme auf die Schrift geltend zu machen habe, diese von alters her bei uns überlieferte Wahrheit wird vielleicht auch jetzt noch festgehalten. Wir wollen uns freilich die neuerliche Lage der Dinge auch hier nicht verhehlen. Der Gedanke, von welchem unsre reformatorischen Väter ausgingen und der mit der Existenz der Kirche eng, ja unlöslich verknüpft ist, dass es unbeschadet aller Stufenentwicklung ein einheitlicher Offenbarungsprozess, darum auch eine wesentlich einheitliche Heilswahrheit sei, welche in der Offenbarungsurkunde uns entgentrete, ist ja freilich lange nicht mehr unbestritten. Auch schon im N. T. sieht

man ungleichartige Bestandteile, welche sich keineswegs auf eine höhere Einheit zurückführen lassen; und vollends die mannigfachen alttestamentlichen Anschauungen unter sich und mit dem N. T. auszugleichen, daran denken die fortgeschrittensten Kritiker unsrer Zeit nicht mehr. Es sind, sagt man, verschiedene Heilsgüter, welche im A. und im N. T. uns begegnen, dort ein „rein naturhaftes“ der israelitischen Religion, hier im Christentum ein „rein geistiges und rein sittliches Heilsgut“. „Dies anerkennen heisst aber zugestehen, dass auch eine völlige Umbildung der Gottesvorstellung, oder sagen wir richtiger, eine Vertiefung der Gotteserkenntnis stattgefunden haben muss, dass andre Auffassungen über das Verhältnis Gottes zur Welt und zum Menschen, eine andre Betrachtungsweise der Sünde aufgekommen sein müssen, dass eine vollständige Umwandlung des sittlichen Ideals erfolgt sein muss, denn nur unter solcher Voraussetzung ist jenes möglich“ (Stade, theol. Litbl. 1887, 9, S. 193 ff.). Wäre dies wirklich der Fall, so würde ich freilich der Mühe mich entschlagen, die künftigen praktischen Theologen zum eifrigen Studium des A. Ts. und der hebräischen Sprache aufzufordern. Denn wie interessant es auch für den gelehrten Forscher sein möge, jener „gänzlichen Umbildung“ der Gottesvorstellung und des sittlichen Ideals nachzusinnen: dem praktischen Theologen ist für seinen speziellen Beruf damit wenig gedient. Er mag sich damit begnügen, dieser Umbildung von weitem zuzusehen: für seine Aufgabe wird er es erachten, die

christliche Gottesvorstellung und das Ideal des christlich-sittlichen Lebens aus dem N. T. zu entnehmen. Das christlich-theologische Interesse am A. T. dauert meines Erachtens nur so lange, als der Christ gewiss bleibt, bei aller Mischung von Göttlichem und Menschlichem doch nicht bloss Glaubensvorstellungen darin zu finden, sondern Gottesführungen und Gottesoffenbarungen, welche wie immer fortschreitend die Herstellung eines Reiches Gottes, einer gottgeeinigten Menschheit zum Ziele hatten. Ich nehme also dieses einstweilen noch an, entsprechend dem Bilde, welches ich mir bisher von meinen Lesern gemacht habe, und operiere *ex concessis*.

Die Thatsache, dass die meisten von denen, welche zum Studium der Theologie sich wenden, ungenügend im Hebräischen vorbereitet die Universität beziehen, gleichviel ob sie mit einer desfalls bestandenen Prüfung vom Gymnasium abgehen oder nicht; die weitere Thatsache, dass nur der geringste Teil von diesen während des akademischen Studiums dazu gelangt, alttestamentliche Vorlesungen mit einigermaßen selbständigem Urteil zu hören; die schliessliche Thatsache, dass mindestens ebenso wenige der ins geistliche Amt Eingetretenen das A. T. im Grundtexte mit einiger Leichtigkeit verstehen und demnach in demselben fortzustudieren geneigt sind: diese Thatsachen, die zu leugnen man wohl kaum in der Lage sein wird, stehen in grellem Widerspruch mit der Auffassung des A. Ts. als Offenbarungsurkunde und mit der Stellung, welche unsre

Kirche sich dazu gegeben hat. Wenn wir uns an die Schrift halten, so heisst das doch nicht, dass wir an die lutherische Bibelübersetzung uns halten sollen. Es ist mir freilich nicht bloss von katholischer, sondern auch von gut protestantischer Seite Verwunderung darüber ausgesprochen worden, dass ich in wissenschaftlichen Arbeiten von der lutherischen Uebersetzung Umgang genommen und möglichst streng an den Grundtext mich angeschlossen hätte: bei dem Katholiken befremdete michs weniger, da er wohl die in seiner Kirche vorgeschriebene Stellung zur Vulgata auf unsre Stellung zur deutschen Bibel übertrug; aber bei dem Protestanten war es mir doch auffallend. Niemand kann von der lutherischen Bibelübersetzung höher denken als ich; sie enthält, trotz aller Fehler, die niemand leugnet, in unvergleichlicher Form diejenige Schriftwahrheit, welche unser deutsch-evangelisches Volk in Gottes Gnadenwege einzuführen und lautere Heilserkenntnis ihm zu vermitteln geeignet ist. Ich fürchte noch immer, dass die Hand nicht gefunden ist, welche in kongenialer Weise die wirklich vorhandenen Uebersetzungsfehler zu verbessern vermag, und würde auch nach Einführung der revidierten Lutherbibel den jungen Theologen raten, die nicht revidierte weiter zu lesen, um ungestört durch das heterogene Sprachgut Luthers Art und Ausdrucksweise auf sich wirken zu lassen. Aber ich wiederhole es: wenn und so lange die protestantischen Theologen zu wissenschaftlichem Verständnis ihres Glaubens, welches sie doch als Theo-

logen haben sollen, nicht des Grundtextes mächtig sind, stehen sie nicht auf der Höhe, wohin sie durch die Reformation gestellt werden sollten.

Um deswillen muss ich den angehenden Theologen auf das dringendste raten, dass sie die Lücken, welche sie etwa von den Gymnasien in der Kenntnis des Hebräischen auf die Universität mitbringen, sobald als möglich ausfüllen, was am leichtesten durch konsequente und tägliche Lektüre zunächst leichter, dann auch schwierigerer Stücke des A. Testaments geschehen kann. Denn ich denke mir das grammatische Studium an diese Lektüre angeschlossen, soweit nicht in anbetracht bisheriger Versäumnis ein förmlicher grammatischer Kurs vor- oder daneben-hergehen muss. Viel Zeit wird hiefür nicht erforderlich sein, und die wirklich erforderliche wird sich finden, wenn der Student überhaupt seine Zeit wert und zu Rate hält. Ist es doch auch überaus wünschenswert, dass während des akademischen Studiums womöglich die ganze Bibel, oder doch die wichtigsten Teile derselben, sei es im Grundtext, sei es in Uebersetzung von dem Studierenden durchgelesen werden. Wie vieles ihm dabei unaufgeklärt bleibe, wie viele Anstösse, einstweilen unüberwindliche, ihm hier begegnen mögen, so ist es doch überaus wertvoll, zunächst den Eindruck des Ganzen auf sich wirken zu lassen und damit einen Anfang zu einer Schriftbelesenheit zu machen, wie sie dem Theologen, gerade auch dem praktischen Theologen, unumgänglich ist.

Indessen bin ich durch den Seitenblick auf die Be-

dingungen des alttestamentlichen Studiums und dessen Notwendigkeit von dem geraden Wege abgekommen, auf welchem die frühere Erörterung verlief. Es handelte sich um die Pflege des rein und ideal Menschlichen, ohne welches die Beschäftigung mit den spezifisch-christlichen Stoffen ihr Ziel verfehlen muss. Denn wir wollen weder ein mönchisches noch ein pietistisches Christentum, welches die Augen zuschliesst vor all dem Herrlichen, welches Gott in die natürliche Welt hineingelegt und welches doch in thatsächlicher Beziehung zur christlichen Welt steht. Um deswillen wollen wir hier zuletzt unsern Blick erweitern und alles dasjenige ins Auge fassen, was so oder anders als natürliche Welt den Christen umgibt. Hier nun etwa vieles und spezielles zu nennen ist nicht wohl möglich; nur dass ich im allgemeinen aus demselben Grunde, aus welchem das Studium der klassischen Sprachen und Litteraturen empfohlen wurde, auf das Gebiet der Geschichte hinweisen möchte. Denn das Menschliche ist, was dem Menschen, darum auch dem Christen, zunächst nahe liegt; und die Offenbarung hat sich geschichtlich, inmitten der natürlichen Menschheit vollzogen, die darauf angelegt war, sie zu empfangen. Im übrigen sei keiner Zersplitterung und Vielgeschäftigkeit das Wort geredet, vielmehr vor ihr gewarnt. Die Polyhistoren haben je länger je mehr aufgehört, und wollte einer es jetzt darauf anlegen, so wäre es ihm zum Schaden. Nein, was wir verlangen und erstreben müssen, das ist jene Aufgeschlossenheit für alles natürlich Wahre, Edle und Schöne, wie sie

jedem möglich ist und durch christliche Gesinnung nicht gehindert, sondern gefördert wird. Gleichwie der Mensch trotz der Mannigfaltigkeit seiner Gaben und Kräfte doch im Grunde einheitlicher Art ist, und in dem Brennpunkte seiner Persönlichkeit alles, was er ist und hat, sich zusammenfasst, so ist auch die Welt, die uns umgibt, bei all ihrer Grösse, Fülle und Verschiedenheit doch so auf Einheit angelegt und aus einheitlichem Schöpfergedanken entsprungen, dass es möglich ist, sie auf sich wirken zu lassen und in ihr heimisch zu sein ohne jene Spezialkenntnis, wie sie den Virtuosen in seinem Fache auszeichnet. Eben dieses ist das Wesen der allgemeinen Bildung, wie sie gerade der Theologe um seines künftigen Berufes willen sich anzueignen Ursache hat, nicht, dass man alles weiss oder sich den Schein gibt, alles zu wissen, sondern dass man aufgeschlossen und frei genug ist, um für alles zugänglich zu sein, was irgend in dem Gesichts- und Interessenkreis des Menschentums gelegen ist. Ein vorschnelles Urteil über die Dinge braucht damit gar nicht verbunden zu sein, wohl aber die Fähigkeit, auf die Dinge in ihrer Beziehung zu dem Menschen, in ihrer Bedeutung für den Menschen einzugehen und dadurch die Stellung als Mikrokosmos inmitten dieses Makrokosmos, die Prärogative des Menschentums zu behaupten. Ich sagte, gerade der Theologe habe um seines zukünftigen Berufes willen Anlass, dieser allgemeinen Bildung nachzutrachten. Denn eben dadurch wird es ihm möglich, mit Menschen verschiedenster

Interessen und Berufsarten sich zu verständigen, sich ihnen auf der Seite zu nähern, worauf ihr Augenmerk vorzugsweise gerichtet ist, mit dem Handwerker über sein Handwerk, mit dem Bauern über seinen Ackerbau u. s. w. zu reden, nicht etwa um sie zu belehren, wie früher zur Belehrung der Leute Predigten über Landwirtschaft gehalten wurden, oder wenigstens es ihnen gleichzuthun, sondern vielmehr um sich von ihnen sagen zu lassen und das überall Menschliche, jeden in seiner Weise gleich Berührende darin zu erkennen.

Man darf wohl, ohne falsches Rühmen, behaupten, dass in diesem Stücke schon bisher die Theologie-Studierenden im Durchschnitt einen gewissen Vorzug vor den anderen besaßen. Nirgend ist wohl die Einseitigkeit mehr zu Hause als bei Studierenden der Medizin und der Naturwissenschaften, und zwar in dem Masse stärker, je tiefer sie vom Werte ihrer Spezialwissenschaften erfüllt sind. Man wird sie selten in einem Kolleg über Philosophie, über einen griechischen oder lateinischen Klassiker, über Geschichte finden. Sie haben dazu keine Zeit, und im Grunde ist, was die eigne Wissenschaft ihnen bietet, so gut wie alles. Das Wort Shakespeares, es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als ihr euch träumen lasst, existiert für sie nicht: sie kennen und würdigen nur diejenigen, an welche ihre Spezialwissenschaft sie heranführt, das Sinnenfassliche, Sichtbare, Greifbare. Die philosophischen Systeme sind ihnen Ausgeburten müssiger Köpfe, die es versäumt haben, sich mit den Naturwissenschaften

zu beschäftigen; und vollends die Theologie mit ihren angeblichen transcendenten Wahrheiten halten sie sich gänzlich fern. Sie dünken sich dabei sehr weise und bedenken nicht, dass ihre Naturwissenschaft sie auf Schritt und Tritt in die Philosophie zurückführt, und dass sie, um innerhalb der menschlichen Gesellschaft zu existieren, der unsinnlichen sittlichen Ordnung bedürfen wie des täglichen Brotes. Wenn die Religion, wenn insbesondere das Christentum eine gewisse Rolle in der Geschichte gespielt hat, man also diese ohne jene nicht wohl verstehen kann, so kümmert sie das wenig, oder sie rechnen es zu den mannigfachen Verirrungen und Verrücktheiten des menschlichen Geschlechtes, von denen wir jetzt geheilt seien oder geheilt zu werden im Begriffe stünden. Die alten Klassiker gehören den Philologen, die im Grunde auch etwas Besseres thun könnten, als sich mit ihnen ihr lebenslang abzugeben und die Gymnasiasten damit zu plagen. Das Studium der Naturwissenschaften könnte und sollte für dies alles Ersatz bieten. Das Charakteristische ist auch, dass sie auf jede neue Hypothese, wenn sie nur ihrem Glauben analog ist, hereinfallen. Sie sind bereit, mitzuvereisen, wenn einmal — zum Glück nicht in nächster Zeit — die Sonne ihren Wärmevorrat an den Weltraum abgegeben haben wird; oder auch mitzuverbrennen — aber ebenfalls erst später — wenn die Erde als Brennmaterial in den Feuerofen der Sonne wird eingeschürt werden. Sie sind begeistert für den Gedanken, dass durch eine lange

Ahnenreihe zweifelhafter Qualität der Mensch mit den untersten organischen Wesen verbunden sei, und wenn man solch eine Ahnenreihe nicht findet, so macht man sich eine. Tritt hinterher ein Anthropolog von Bedeutung auf, welcher behauptet, der Mensch sei von jeher so gewesen, wie er jetzt ist, und die Anthropologie sei nicht in der Lage, den Proanthropos zu finden, so hält man sich lieber an die Hypothese, als an die Thatsache. Denn es ist doch verdriesslich, mit den Hypothesen zu wechseln und auf den Fleck zurückzukommen, von dem man ausgegangen ist. Besser als in diesen Kreisen, welche auf Naturwissenschaften im engeren oder im weiteren Sinne angewiesen sind, mag es wohl im allgemeinen hierin bei den Juristen stehen, obwohl das geringe Studium der Rechtsphilosophie ein Beweis sein könnte, wie doch auch hier die Intentionen zumeist auf das Konkrete, im Leben Verwendbare, zum Examen Erforderliche, weniger auf dasjenige gerichtet sind, wodurch die Rechtsordnung mit den anderweiten menschlichen Interessen, mit dem Menschenwesen in seiner Universalität und Einheit zusammenhängt.

Ich weiss wohl, dass in der Regel, auf das mittlere Mass gesehen, die Theologie-Studierenden nicht die Begabtesten unter ihren Kommilitonen sind. Man meint wohl, wenn einer mit Mühe das Gymnasium durchgemacht, so reiche was er an Begabung und Bildung besitzt aus, um dem Studium der Theologie sich zuzuwenden. Und es ist wahr, dass andre Fächer viel-

fach grössere Ansprüche an Zeit, Fleiss und Begabung stellen: man denke beispielsweise an das überaus umfangreiche Gebiet der Medizin mit ihren Hilfswissenschaften. Es kommt, wir wollen uns das nicht verhehlen, gar häufig so zu stehen, dass, wenn jene minder Begabten, oft mit recht niederer Gesinnung Ausgestatteten, ihr Ziel notdürftig erreichen und nun den Amtsrock anlegen, die Hoffnung, welche man auf ihre Thätigkeit setzen kann, eine recht geringe ist. Die Predigten sind inhaltsleer, oder doch nur in traditionellem Geleise sich bewegend, ohne Unmittelbarkeit und Frische — es kann einem wohl das Herz dabei vor die Füsse fallen. Denn wenn für andre Fächer als das theologische in mancher Beziehung vielleicht mehr erfordert wird, so ist doch der Anspruch an die Produktionskraft des Theologen der ungleich bedeutendste, und diese Fähigkeit ist ohne Zweifel unter allen die wertvollste. Hier liegt nun der oft in greller, ja in schneidender Weise sich aufdrängende Widerspruch, dass die in der Sache gelegene höchste Anforderung mit der geringsten Leistung zusammentrifft. Ich kann nicht sagen, wie schmerzlich solch eine Wahrnehmung berührt. Wozu noch die andere kommt, dass die wirklich Begabten und Produktionsfähigen nicht selten allmählich nachlassen und statt ihren Quell frisch zu erhalten, in vordem frisch gewesenen Gedanken und Phrasen sich ergehen.

Aber wenn ich das alles, und zwar mit Betrübniß zugestehe, so bleibe ich doch andererseits dabei, dass

das theologische Studium am meisten Anlass gibt, die allgemeine Bildung sich anzueignen, und dass auch wirklich solche Aneignung stattfindet. Man wird durch die Thatsachen kaum Lügen gestraft werden, wenn man behauptet, dass etwelche Kenntniss der Philosophie, etwelche Fortsetzung der antik-klassischen Studien, wie gering man sie immerhin anschlage, auch bei den geringer begabten Theologen sich finde und ihnen einen Vorzug vor andern verleihe. Während der junge Mediziner schon wegen seiner Ueberlastung mit den propädeutischen Fächern und wegen der hier mehr als anderwärts schon in das akademische Leben hineinfallenden praktischen Uebungen selten oder gar nicht in der Lage ist, sein Auge der Philosophie oder den humanistischen Fächern zuzuwenden, und dadurch auch bald Lust und Befähigung dazu verliert, so wird man dagegen nicht selten bei dem Theologen Beschäftigung mit naturwissenschaftlichen Fragen finden: er steht dem lange nicht so gleichgiltig oder feindlich gegenüber wie jener der Philosophie. So bildet sich doch ein Fonds allgemeiner Bildung, welchen der Theologe durchschnittlich voraus hat; und was die Produktionskraft betrifft, so kommt ihm zu gute, dass hier der *afflatus divinus* auch dem Minderbegabten, wenn er es redlich meint und täglich aus dem Heilsbrunnen der geoffenbarten Wahrheit schöpft, zu theil wird. Es ist wunderbar und tröstlich zugleich, wie doch diese Quelle einen Ersatz bildet für den natürlichen Mangel des dürftig Ausgestatteten, während vielleicht andre, reich und reicher

Begabte, welche nicht daraus schöpfen, zu einem tönenden Erz und einer klingenden Schelle herabsinken.

Wir halten demnach, unbeschadet aller Modifikationen und Einschränkungen, den oben behaupteten Vorzug fest, einen Vorzug, der sehr wesentlich mit dem Charakter des theologischen Studiums zusammenhängt. Aber es mag hier auch der Gefahr gedacht sein, welche an jenen Vorzug sich anknüpft und welche, wenn ihr nicht widerstanden wird, einen unheilvollen Einfluss auf die theologische Wirksamkeit auszuüben droht. Die Gefahr ist eine doppelte. Eben darum, weil der Theologe mit seinem Studium und mit seiner Wirksamkeit auf das Zentrum des allgemein menschlichen sich angewiesen sieht, kann er sich dahin verirren, dass er in der Beschäftigung mit peripherischen Dingen seine Force sucht. Wir haben es erlebt, dass einer die sorgfältige Aneignung naturwissenschaftlicher Kenntnisse den Theologen dringend empfahl, damit sie im stande seien, den von dorthier der Kirche drohenden Angriffen zu widerstehen; ein anderer riet auf das Dringendste das Studium der Nationalökonomie an, damit sie in die Lösung der sozialen Frage wirksam eingreifen könnten. Und weil nun in der That das Heil der menschlichen Gesellschaft im letzten Grund auf dem geistlich-sittlichen Einfluss beruht, den sie erleidet und aufnimmt, so kommen diese Leute, wenn sie die ihnen empfohlenen Spezialstudien nicht gemacht, noch mehr aber, wenn sie einigermaßen sich darin umgesehen, auf die Meinung, sich bei den desfallsigen

Verhandlungen vordrängen zu dürfen oder zu sollen; denn als Theologen müssten sie die Sache ebenso gut wie andere, oder noch besser verstehen. Da werden denn etwa kleine Blättchen gegründet, meist von Gesinnungsgenossen gelesen, in denen die jungen Theologen in den jeweils ventilierten Fragen sich als Helfer anbieten, *de omnibus et quibusdam aliis rebus* ihre Meinung äussern, in die soziale und politische Bewegung einzugreifen versuchen. Wenn das hochbegabte und gerade nach dieser Seite hin begabte Männer thun, so mag es immerhin nicht ohne günstigen Erfolg bleiben, obwohl man alles überschlagen doch im Zweifel stehen kann, ob dieser Erfolg dem gleichzeitig angerichteten Schaden die Wage hält. Bei den weniger Begabten, oft aber um so stürmischer Vorgehenden, stellt sich die Rechnung vollends klar. Diese Thätigkeit dient in der Regel weder zur Hebung des Pfarrerstandes, noch zur Steigerung des geistlichen Einflusses. Jedenfalls wünsche ich unter den jungen Theologen, die noch in der Vorbereitung stehen, mögen sie immerhin ihr Auge offen halten für alles, was jeweilig ihre Zeit und ihre Umgebung bewegt, keine vorlauten Gesellen, die sich in diese Bewegungen mit Vorliebe hineinwerfen und durch Beschäftigung damit ihre Kraft zersplittern. Wer die Zeit seines theologischen Studiums ausgekauft hat, so nämlich, dass ihm die geistlichen Realitäten, mit welchen die Theologie es zu thun hat, nicht bloss in Form des begrifflich vermittelten Wissens, sondern innerlich und unmittelbar nahegetreten sind,

der wird in seiner amtlichen Thätigkeit ungleich mehr leisten, als wer sein Interesse jenen peripherischen Gebieten vornehmlich zugewendet hat, in der Meinung, dass die Stellungnahme darin ihm als praktischem Theologen notwendig und unerlässlich sei. Denn das bedenke man wohl: wer in das Zentrum des geistlichen Lebens, welches zugleich das Zentrum des allgemein menschlichen ist, eindringt und darin sich festsetzt, der ist geeignet, auch in den peripherischen Stücken sich zurechtzufinden, selbst wenn ihm die Spezialkenntnis derselben mehr oder weniger abgeht. Oberlin hat eben dadurch auch in äusseren Dingen seine Gemeinde gefördert, dass das geistliche Leben und die geistliche Wirksamkeit ihm die Hauptsache war; und wenn er die französische Revolution mit Begeisterung begrüßte, so hatte er das Zeug dazu, den darin gelegenen Irrtum abzustossen. Der Irrtum war besser und heilsamer, als wenn er in steifkonservativer Korrektheit jammernd und räsonnierend der Entwicklung der Dinge zugesehen hätte.

IV.

Universitätsleben.

Bisher habe ich die Gegenstände ins Auge gefasst, mit denen der angehende Student der Theologie sich beschäftigen mag, und die Weise, wie er es thun soll. Ich könnte hier fortfahren und sogleich diejenigen Fächer hinzunehmen, auf welche von der Mitte des Studiums an die Aufmerksamkeit des jungen Theologen gerichtet ist. Und doch scheint es praktischer zu sein, vorerst einen Abschnitt über das akademische Leben einzufügen, weil dieses mit dem „Universitätsstudium“ ganz wesentlich zusammenhängt.

Es ist ein sehr kontroverses Gebiet, in welches wir damit eintreten, und der einzelne, auch wenn er den grössten Teil seines Lebens in akademischen Kreisen zugebracht hat, darf kaum hoffen, auf die ausserhalb Stehenden mit seiner Rede einen nachhaltigen Eindruck auszuüben. Man sollte denken, da doch die zur Zeit in Amt und Würden Befindlichen vordem auch Studenten gewesen sind, unter ihnen einem übereinstimmenden kundigen Urteil zu begegnen. Aber nicht leicht

mag so häufig wie hier ein Umschlag der Auffassung sich vollziehen; gleichwie nicht selten die vorher ungebundensten, flottesten Studenten bald höchst loyale, unterthänige Bureaumenschen werden. Als ich einmal in einer Prorektoratsrede eine Lanze für die akademische Freiheit gebrochen, da wurde mir von einem hohen Beamten, dem man Einsicht und Erfahrung in der That nicht absprechen konnte, ganz entschiedener Widerspruch zu teil. Und nun vollends unter solchen, die dem akademischen Leben selbst fern geblieben sind und jene akademische Freiheit von aussen und in seinen Auswüchsen beobachtet haben!

Wahrhaftig, es ist zu begreifen. Während in andern Ständen, ich erinnere nur an den Kaufmannsstand, mit der Aufbietung aller Kraft von früh bis Abend gearbeitet werden muss, während der Kampf ums Dasein infolge der gesteigerten Konkurrenz, der wachsenden Spannung aller Lebensverhältnisse immer herber und schwieriger wird, vertrödelt eine grosse Zahl Studierender in der Blüte und Kraft ihres Alters die wenigen kostbaren Jahre, die ihnen zur Ausbildung für ihren zukünftigen Beruf gegeben sind, im besseren Falle mit Lappalien und kindischen Spielereien; im schlimmeren mit entnervender, geisttötender Schlemmerei. Eben daher kommts, dass, wenn solche Leute nun mit Mühe und Not bis in die Tretmühle regelmässig wiederkehrender, oft genug eintöniger Berufsarbeit vorgedrungen sind, der Geist in ihnen verdampft und verdumpft ist: im Wirtshaus und auf den Bierbänken zu sitzen haben

sie nicht verlernt, aber sie sind Philister geworden nicht bloss im studentischen, sondern im allgemein menschlichen Sinne. Man darf sich in anbetracht dieser Gattung von Studierenden freuen, dass in solch lotteriges Leben hinein das Freiwilligenjahr fällt, zur Mahnung an jene Straffheit der Berufserfüllung, ohne welche auch in anderen Berufsarten nichts Bedeutendes geleistet wird. Ich gestehe offen, dass, wenn es auf ein Entweder — Oder ankäme, nämlich entweder Vergeudung der besten Lebensjahre und Arbeitskräfte, oder aber fortdauernde Einengung des Lebens und Nötigung zur Arbeit, bis dahin, wo die Qualifikation zum Eintritt in das Amt erreicht ist, ich keinen Augenblick schwanken würde, mich für die zweite Alternative zu entscheiden. Aber wir wollen uns dabei auch nicht verhehlen, dass hiernach gebrochen werden müsste mit unserm bisherigen Universitätsleben überhaupt, insbesondere mit derjenigen Art des akademischen Vortrags, wie er der im allgemeinen bislang herrschende ist. Es war bisher unser Bestreben, beides zu verbinden, Einführung in die Arbeit der wissenschaftlichen Werkstätten und Bereitung für den künftigen Beruf, Mitteilung der hiefür erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten. Das erstere würde alsdann gänzlich wegfallen, wie es ja auch Praktiker genug gibt, die von jener Seite unsrer akademischen Thätigkeit eine recht geringe Meinung haben. Was könnten die jungen Leute doch alles schon auf der Universität lernen, was sich gleich beim Eintritt in die Praxis verwerten liesse,

während sie jetzt in den elementarsten Dingen von ihren Chefs unterwiesen werden müssen! Selbstverständlich hätten auch die langen Ferien, nicht bloss in ihrer unmässigen, sondern auch in ihrer mässigen Ausdehnung dann keinen Sinn mehr und würden auf kurze Erholungszeiten zu reduzieren sein.

Gewiss, der Vorteile wären nicht wenige, und wohl eine geringere Anzahl geknickter Existenzen würden aus dem Universitätsleben hervorgehen. Aber ebenso klar ist, dass das beste von dem, was bisher die zukünftigen Führer unsers Volkes von der Universität mitgebracht haben, ihnen zumeist verloren gehen würde. Denn was die Blüte der Jugend, die künftig an der Spitze der Gesellschaft marschieren und ihr die Richtung geben soll, zu erringen berufen ist, selbständiges, selbsterworbenes Urteil über die höchsten Lebensfragen, eine durch Kampf hindurchgedrungene, freiheitlich behauptete Lebenshaltung, das auch nur seinen Anfängen nach zu erreichen, würde ihr dadurch verwehrt oder doch auf das Aeusserste erschwert sein. Es war die Kehrseite der gottgewollten Hoheit des Menschengeschlechts, dass der zur höchsten Stufe der Gottähnlichkeit Bestimmte auch hinabsinken könnte in die Tiefe der Gottentfremdung, im Fleische endigend, was im Geiste begonnen; so wird es wohl das Korrelat dessen sein, wozu unsre akademische Jugend berufen ist, dass sie in freier Selbstentscheidung während der Universitätszeit ihres Weges zieht und so ihr Ziel zu erreichen sucht. Es fragt sich dabei nur, ob es zu teuer erkauf

sei, wenn aus dem Strudel des Universitätslebens bloss eine Minderheit zu derjenigen Höhe der Geistes- und Charakterbildung auftauchen, wie sie dem Zwecke und dem Ideale entspricht.

Doch ich beabsichtige keineswegs hier im allgemeinen die vielbesprochenen Fragen des akademischen Lebens neuerdings zu diskutieren; sondern ich möchte nur auf Grund meiner Erfahrungen den jungen Theologen, welche die klippenreiche Fahrt auf dem Strome des akademischen Lebens beginnen, einen treuen, väterlichen Rat erteilen. Ich setze, wie oben gesagt wurde, Jünglinge voraus, bei denen, wie unreif sie in geistlicher Hinsicht sein mögen, doch das Band nicht zerrissen ist, welches sie mit der jenseitigen Welt des Glaubens verbindet, deren Auge noch täglich sich zu Gott erhebt, die regelmässig in der Schrift lesen, welche ein sittliches Urtheil sich selbst und der Welt gegenüber in irgend einem Masse bewahrt haben. Es ist das nicht zu viel verlangt und vorausgesetzt; ich glaube aber doch, dass mit solcher Ausrüstung, bei wachsendem Verständnis, bei ernster Lebenshaltung, unter Gottes gnädiger Führung einem solchen es möglich ist, durch den Strudel des akademischen Lebens, trotz der Stürme, die sein Schifflein bedrohen, an den Untiefen vorbei und zwischen den Klippen hindurch, den Hafen zu erreichen, d. h. seine Seele so hindurchzubringen, dass sie, wenngleich angefochten und erschüttert, vielleicht schwer verwundet, doch noch lebend das Ufer erreicht und so zum geistlichen Amte ge-

schickt wird. Nicht ohne Grund gebrauche ich recht starke Ausdrücke. Denn wer es mit ansieht, wie solch ein junger, unerfahrener, leichtlebiger Mensch von den Fluten des akademischen Lebens herumgeworfen wird, wenn er nicht als ein Duckmäuser in seine vier Wände sich zurückzieht, sondern offenen Auges und Herzens in den Strom hineintaucht, der muss es für ein Wunder Gottes, ein Meisterstück seiner Führung erklären, wenn einer soweit heil hindurch kommt, dass er nicht eine Todeswunde davonträgt und noch geschickt wird, sich und andre auf dem Grunde ihres allerheiligsten Glaubens zu erbauen.

Das Bedürfnis der Gemeinschaft wird unter normalen Verhältnissen bei jedem sich geltend machen, der in das akademische Leben eintritt. Es ist in gar keinem Falle anzuraten, dass der angehende Student seines Weges allein ziehe. Auf besonders organisierte Naturen, die vielleicht ohne grösseren Nachteil sich isolieren können, braucht hierbei keine Rücksicht genommen zu werden. Jedenfalls wird man behaupten dürfen, dass die geistigen und sittlichen Gefahren solcher Einsamkeit wohl noch grösser sind, als die der Gemeinschaft. Der Einwirkungen von aussen, sei es im Leben, sei es in der Wissenschaft, sind zu viele, als dass nicht eine gemeinsame Verarbeitung hiefür erforderlich wäre, wobei doch der Individualität keineswegs das ihr gebührende Recht verkümmert zu werden braucht. Niemals ist ein Mensch für sich allein selig geworden, sondern immer nur als Glied der Gemeinde; niemals

erreicht er auch sein irdisches Ziel, seine Berufsstellung und Berufswirksamkeit durch sich selbst, ohne Mithilfe anderer; niemals vermag er auf die Gemeinschaft einzuwirken, wenn er nicht durch die Gemeinschaft gebildet worden ist. Es sind zumeist eitle und krankhafte, vielleicht auch verschüchterte Naturen, die ihres Weges allein ziehen: beide bedürfen gerade recht der Korrektur ihres Weges durch die Gemeinschaft.

Insoweit besteht wohl unter Verständigen kein Zweifel. Aber wenn sichs nun um die Art der Gemeinschaft fragt, da werden schon Differenzen sich einstellen. Vielfach kommen die Studierenden zur Universität nicht allein, sondern zugleich mit Freunden oder Bekannten, welche das gleiche Gymnasium besuchten und in der Regel Landsleute sind. Und man findet auch zumeist Landsleute auf jenen kleineren oder abgelegenen Universitäten, welche von Auswärtigen weniger frequentiert werden. Es ist bequem, mit solchen zu verkehren: man bringt wesentlich gleiche Lebensgewohnheiten, Lebensanschauungen mit; man beurteilt die Dinge ungefähr von demselben Gesichtswinkel aus. Es gibt Leute, denen es unbequem ist, aus solchen schon eingefahrenen Geleisen sich herausziehen zu lassen. Es sind mir Bayern vorgekommen, denen es unheimlich wurde, in einer Verbindung zu bleiben, die zumeist aus Norddeutschen bestand. Ich erkenne ja die „berechtigten Eigentümlichkeiten“ eines jeden Volksstammes an, und besonders wir Deutschen würden um unser Bestes kommen, wenn Gleichmacherei unter uns einrisse.

Der Bayer soll Bayer bleiben, der Mecklenburger Mecklenburger, und der Preusse meinetwegen Preusse. Indessen ist doch nicht bloss durch unsre gegenwärtigen staatlichen Verhältnisse, sondern noch viel mehr durch den eminent gesteigerten Verkehr dafür gesorgt, dass jene Eigentümlichkeiten sich abschleifen und ein gegenseitiges Verständnis herbeigeführt wird. Der Untergrund der Bevölkerung, der sesshafte Teil derselben behält dabei immer seinen Charakter; es sind eigentlich nur die darüber hinfließenden Gewässer, welche mehr oder weniger sich ausgleichen und die ursprüngliche Farbe verlieren: auf den Universitäten, insoweit sie Sammelplätze der mannigfachsten nationalen Elemente sind, kommt solche Mischung begreiflich am häufigsten vor. Man muss sich wundern, wie dabei gleichwohl immer noch der ursprüngliche Charakter der betreffenden Universität wesentlich erhalten bleibt.

Insoweit die Elemente in der bezeichneten Weise gemischt sind und die Möglichkeit eines Verkehrs über die Landsmannschaft hinaus möglich ist, werden wir jedem anraten dürfen, sich dieser Möglichkeit zu bedienen. In der gespaltenen Nationalität, der abgesonderten Individualität liegt ja ohne Zweifel ein Mangel, mag andererseits auch immerhin der Eigenbesitz in seiner Weise den Reichtum der Gesamtheit konstituieren. Für gar viele unsrer jungen Theologen, ja für die meisten unsrer Studierenden überhaupt, ist die kurze Zeit des akademischen Studiums die einzige, wo ein wirksamer Austausch mit Leuten anderen Stammes und anderer

Nationalität stattfinden kann; und dies in einem Lebensalter, wo die Empfänglichkeit noch rege, die Seele für fremde Eindrücke noch zugänglich ist, während wenn später noch solch eine Berührung eintritt, sie in der Regel eine kürzere ist und die Eigenart schon mehr oder weniger abgeschlossen findet. Jeder, wer immer das Glück gehabt hat, mit tüchtigen Vertretern anderer Nationalitäten, Skandinaviern, Schotten, Amerikanern, Franzosen u. s. w. menschlich und wissenschaftlich zu verkehren, wird des wohlthätigen Einflusses und des Gewinnes, den er hieraus davon getragen, sich bewusst sein. Und wenn es für den akademischen Lehrer ganz besonders darauf ankommt, die Empfänglichkeit für neue Eindrücke in sich nicht ersterben zu lassen, so mag man nebenbei daraus ersehen, wieviel für ihn gleichwie der stete persönliche Umgang mit der Jugend überhaupt, so auch gerade mit den national Fernstehenden zur Erhaltung seiner Frische und Lehrhaftigkeit einträgt. Ich beklage jede Universität, wo solcher Verkehr nicht möglich ist und der akademische Lehrer in vornehmer Abgeschlossenheit täglich sein Katheder betritt, um bald darauf den Blicken seiner Schüler wieder zu entswinden. Wenn dies nun schon von solchen gilt, die in reiferem Lebensalter stehen und von denen vorausgesetzt werden muss, dass sie zu einem gewissen Abschluss ihrer Lebensauffassung gelangt sind, um wieviel mehr wird es auf diejenigen passen, die noch im Werden begriffen sind, und denen eine Befruchtung durch das Leben ebenso notwendig

ist wie die Erweiterung ihres Wissenstandes. Ohne Selbsttruhm aber dürfen wir behaupten, dass in unserm edlen, reichbegnadeten deutschen Volke eine solche Fülle von Geistesgaben, eine solche Mannigfaltigkeit von Anlagen und Fähigkeiten ausgestreut ist, wie nicht leicht in einem andern: diesen Vorteil sollen unsre Studierenden, die Theologie-Studierenden zumal, die darauf angewiesen sind, universal gerichtet zu sein, sich nicht entgehen lassen und während ihrer Universitätszeit aus dem reichen Borne dieses Lebens schöpfen.

Die Regel lässt sich als allgemeine festhalten; die Anwendung ist von den Verhältnissen und von der jeweiligen Individualität bedingt. Auf kleineren Universitäten zumal wird das der Jugend gerade in diesem Alter so naheliegende Bedürfnis der Gemeinschaft zu- meist durch das Verbindungswesen erfüllt. Es ist nicht leicht, über die Vorzüge und Nachteile desselben ein ruhiges, objektives Urteil auszusprechen; und doch würde ich meiner Absicht, angehende Theologen zu beraten, nicht entsprechen, wollte ich darauf verzichten. Es ist gar keine Frage, dass die festgefugten Ordnungen des Gemeinschaftslebens in solchen Verbindungen, die Obacht der älteren Mitglieder auf die jüngeren, zumal wenn eine gute Tradition das Ganze beherrscht, denen einen Halt zu geben vermögen, welche der eignen Festigkeit noch entbehrend, wie es doch in der Regel der Fall sein wird, ohne solche Stütze Gefahr laufen würden, in dem Strudel des

akademischen Lebens zu versinken. Ich lege dabei insbesondere auch darauf Gewicht, dass der Kanon der Ehre, auf welchen jede solche Gemeinschaft schon um ihrer Existenz willen zu halten genötigt ist, und dass die Normen des geselligen Lebens, mag die Betonung derselben auch häufig das rechte Mass überschreiten, doch heilsame Barrieren bilden, die in ihrer Art den Neuling vor Absturz einigermaßen zu schützen im stande sind. Vielfach erscheinen diese Dinge dem gereiften Manne, zumal wenn er längere Zeit dem Universitätsleben fern geblieben ist, als recht unbedeutend, unnütz, ja kindisch; und je grössere Wichtigkeit die jungen Leute diesen Dingen beilegen, um so leichter wird solch ein negatives Urteil darüber provoziert. Und doch denkt man sich den jugendlichen Uebermut und die dabei unvermeidliche Rohheit ohne solche Schranken, so wird man leicht ermessen, dass sie nicht wohl zu entbehren sind und dass ihr guter Einfluss die dabei einflussenden Nachteile und Uebertreibungen mehr als aufwiegt. Es liegt darin ein Stück gesunder und heilsamer Pädagogie, und ich möchte dazu auch ein gewisses Mass von Pennalismus rechnen, wie er gegen die jüngeren Glieder ausgeübt wird. Der junge, von der Schulbank soeben losgekommene Student hat im Bewusstsein seiner Freiheit die Neigung auszuschlagen, dem feurigen Pferde gleich, welches lange im Stall gestanden nun im Freien sich übermütig tummelt; da ists ihm sehr heilsam, wenn er die Zügel des Gemeinschaftslebens fühlt und gerade von

denen geduckt wird, die ihm sonst als Studierende gleichstehen. Und eben indem so der schlechte Uebermut, das vorlaute Wesen gedämpft wird, bildet sich auf der andern Seite allmählich eine freie Männlichkeit und Sicherheit heraus, das Gegenbild der Blödigkeit und Unbeholfenheit, wie sie mit jener Selbstüberhebung gar wohl verbunden sein kann. Schon die Rücksicht auf die Gemeinschaft, deren Ehre man an seinem Teile mit zu wahren hat, das Gefühl, in seinen berechtigten Ansprüchen von ihr mitgetragen zu sein, lässt jene Blödigkeit zurücktreten, ohne dass damit notwendig der Umschlag in ein ungesundes Selbstbewusstsein verbunden sein müsste.

Ich möchte nicht missverstanden sein. Im ganzen und grossen, für den Durchschnittsmenschen, erachte ichs für sehr wünschenswert und heilsam, beim Eintritt ins akademische Leben sich einer Verbindung anzuschliessen, welche ihm einen Halt gibt. Aber es gibt auch Fälle, die eine berechtigte Ausnahme von dieser Regel bilden. Es gibt höher begabte Jünglinge, zeitig schon gereifte Charaktere, die jener Beihilfe ihrer Entwicklung entraten können, vorausgesetzt nur, dass sie entsprechenden Umgang finden und so der erforderlichen Gemeinschaft, des freundschaftlichen und wissenschaftlichen Austausches nicht entbehren. Ich kann mir denken, dass Leute ernsterer Lebenserfahrung und solche, die ihrer höheren Ziele von vornherein klarer sich bewusst sind, an der Tändelei, der oft wenig geistvollen Manier des Verbindungslebens, dem Zeit-

verlust, der damit verbunden zu sein pflegt, wenig Gefallen finden und in Wahrheit auch den Gewinn nicht haben würden, der sonst damit verbunden sein kann. Vor allem wird das der Fall sein bei solchen, die frühzeitig von Gott zu sich gezogen, eine durchgreifende Bekehrung erfahren haben und nun ihren Wandel und ihr Studium in einer Weise fortzusetzen gedenken, die mit dem leichteren Tone des Verbindungswesens, auch wenn es das Christentum auf seine Fahne geschrieben hat, sich nicht verträgt. Denn man soll doch nicht meinen, dass so geartete Jünglinge bloss an den „schlagenden“ Verbindungen Anstoss nehmen: gerade die oft wenig stimmende Vereinigung christlicher Prinzipien mit jugendlicher Leichtfertigkeit — um nicht mehr zu sagen — diese üble Mischung von Geist und Fleisch ist es, was ernstere Gemüter, christlich gewissenhafte Leute, die ihre Seele in den Händen tragen, abstösst. Ich verkenne gar nicht die sittlichen Gefahren, welche solch eine Absonderung von der grösseren Menge, solch eine Erhebung über die durchschnittliche Anschauung auch der Besseren gar leicht im Gefolge hat. An solche Erhebung pflegt sich nicht selten Ueberhebung anzuschliessen, und zwar um so leichter, je mehr das Verhalten kein instinktiv-naives, sondern ein bewusst-berechnetes ist. Und das Auge der andern, welche das in solchem Verhalten gelegene, wenn auch nicht ausgesprochene Urteil empfinden, ist scharf genug, um die Flecken wahrzunehmen und zu kennzeichnen. Aber

die Sache selbst wird dadurch nicht geändert. Jawohl, diese Heiligen sind auch noch rechte Menschen, diese Hochstrebenden sinken gar oft in die Tiefe hinab, und gerade bei ihnen treten um des Kontrastes willen die Flecken nur um so deutlicher hervor. Aber ist denn das zu verwundern? Hören denn diese Geförderten auf, sündige Menschen zu sein, und ist es nicht die Eigentümlichkeit der Sünde, dass sie gern sich anknüpft an das Gute, das der Mensch besitzt? Der Christ hat bis auf die obersten Stufen der Gereiftheit hin seinen Kampf mit der ihm anklebenden und auf ihn eindringenden Sünde zu kämpfen, und je mehr jene Geförderten es wirklich sind, um desto mehr werden sie auch jener Sünde sich bewusst werden und dagegen kämpfen. Die Richtenden sind nicht um deswillen besser, weil sie richten. Sie würden ihren eignen Mangel stärker empfinden und dadurch in ihrem Urtheil milder werden, wenn ihr Wandel entschiedener, ihr Auge schärfer wäre. Im allgemeinen wird man beim Hinblick auf die gegenwärtigen Zustände sich über jeden Studierenden freuen dürfen, der in pietistischer Engigkeit seines Weges zieht, ohne dass man darum blind zu sein braucht für die damit verbundenen Gebrechen und Gefahren. Die engen Gewissen sind mir lieber als die laxen; aus jenen kann der liebe Gott etwas machen, während die andern durch ihre Freiheit leicht zu Falle kommen.

Es sei dabei noch einmal betont, dass solche Bevorzugte um so stärkeren Gefahren sich aussetzen, als

sie nicht in ihrer Weise und je nach ihrem Bedarf im freieren Umgang Ersatz für das Verbindungsleben finden. Sie dürfen nicht die Gelegenheit verlieren, sich an anderen zu messen, sich durch sie zu kräftigen, Unarten und Ecken durch den Verkehr abzustossen. Es taugt nicht, allein zu sein, zumal in diesem Alter. Freilich die Gesellschaft allein thut nicht, sondern darauf kommts an, welcher Art sie ist. Es gibt Antipoden dieser auf gefährlichen Höhen wandelnden Elite, solche, denen das Verbindungsleben nicht zu tief, sondern zu hoch steht. Das sind die traurigsten Figuren, denen man auf der Universität begegnet. In der Regel aus niederen Verhältnissen hervorgegangen, mit beschränktem Horizonte, in kümmerlicher äusserer Lage, haben sie darin einen Anlass, dem Verbindungsleben, welches immerhin einigen Anspruch auch in pekuniärer Hinsicht macht, fernzubleiben. Aber letzteres ist doch nicht der durchschlagende, tiefere Grund. Es gibt auf diesem Niveau ein Freiheitsgefühl, dem es zuwider ist, sich auf eine höhere Stufe ziehen zu lassen. Man wird dabei an den Bauernstolz erinnert, der in dummdreister Weise, befangen und plump zugleich, gegen edlere Formen des Lebens sich auflehnt. Sie wollen in dem Kreise bleiben, an den sie gewöhnt sind, und während in ihnen jene missgünstige Stimmung rege ist, die auf dieser niederen Stufe leicht die Gemüter beherrscht, kommt dazu noch das Selbstgefühl, welches aus dem Bewusstsein, sich soweit emporgearbeitet zu haben, erwächst. Sie suchen ihresgleichen auf oder solche,

auf die sie wegen ihrer höheren Bildung herabsehen können. Werden sie in die Häuser der Professoren gezogen, so fühlen sie sich beengt und geniert, aber ohne die Selbsterkenntnis, durch die ihnen könnte geholfen werden, und ohne die Absicht, sich helfen zu lassen. Sie fühlen sich erst wohl, wenn sie wieder unter sich sind, und was ihnen zur Förderung hätte dienen können, bildet nun den Gegenstand der Kritik. Nämlich nach dem Massstab ihrer bisherigen Lebensanschauung und Lebensgewohnheit. Dazu kommt aber noch ein andres, was auf dieser Stufe sehr üble Folgen nach sich zieht. Gleichwie es ihnen wohlthut, mit solchen umzugehen, deren Lebensformen den ihrigen entsprechen und denen sie doch vermöge ihrer Gymnasialbildung überlegen sind, so thut es diesen wiederum wohl, wenn solche „Studierte“, welche auf eine höhere Lebensstellung Anspruch machen, mit ihnen in Gemeinschaft treten. Man hängt sich an sie, zieht sie in die Familien, befördert ihre Teilnahme an der in diesen Kreisen üblichen Geselligkeit. Heimliche oder auch offne Verlobungen kommen zu stande, welche an sich schon die ungeteilte Hingabe an die theologische und die geistliche Arbeit beeinträchtigen, die aber eben wegen der Ungleichartigkeit nicht selten einen unglücklichen Ausgang nehmen, gleichviel ob sie später nach verfliegenem Liebesrausch aufgehoben werden, oder mit Gewissenhaftigkeit aufrechterhalten zu einer wenig befriedigenden Ehe führen.

Ich möchte nicht missverstanden sein. Mehr als je

sind wir gegenwärtig über die Zeiten hinweg, wo man wahre Bildung nur unter den Studierten suchte. Zumal wenn wir die Bildung nicht beschränken auf ein gewisses Mass des Wissens und der geistigen Gymnastik, sondern, wie billig, die sittliche Bildung hinzunehmen. Niemand ziemt weniger Kastenstolz als dem Theologen, und in einer Zeit, wo nicht selten eine Ueberbildung der weiblichen Jugend beklagt werden muss, kann man es nur begreifen und billigen, wenn ein junger Mann ein einfach erzogenes, unverbildetes, in häuslicher Arbeit geübtes Mädchen, sei es auch niederen Standes, lieber heimführt. Es bedarf darüber keines Wortes, da, wenigstens in der Theorie, jedermann darin zustimmt. Aber Zierpuppen, die nur auf Aeusserliches, Kleidung und Putz Gewicht legen, gibt es in der That nicht bloss in höheren Ständen, gar häufig, vielleicht häufiger, in den niederen. Und einige Garantie muss vorhanden sein, dass die einfache, in ihrer Art tüchtige Frau dazu fähig und willig ist, sich von dem Manne hinaufziehen zu lassen in die Region der höheren Interessen und Bildungskreise, die ihr bis dahin mehr oder weniger fern geblieben. Ein bestimmtes Mass des Wissens ist dazu nicht erforderlich; ich könnte mir denken, dass solch eine Frau weder französisch noch englisch versteht, auch keinen besondern Unterricht in Geschichte, Litteratur u. s. w. erhalten hat; aber fordern muss man unter allen Umständen, dass sie bei all diesen Mängeln einen aufgeschlossenen Sinn habe für die geistige Welt, in welcher das Leben des Mannes sich

bewegt. Und es ist dem weiblichen Geschlechte gegeben, tastend und fühlend, durch unmittelbare Apperzeption sich dessen zu bemächtigen, was der Mann mit Reflexion, mit bewusstem Studium sich aneignet. Wo das nicht irgendwie geschieht, wo es zwei verschiedene Lebenskreise sind, in denen die Interessen des Mannes und des Weibes sich bewegen, wo die Hausfrau an dem Beruf des Gatten nur Anteil nimmt, insofern er der Sustentation des gemeinsamen Lebens dient, und letzterer nichts von dem Weibe begehrt, als die Behaglichkeit der materiellen Existenz, da kann es zu einer befriedigenden, ihrer Idee entsprechenden Ehe nicht kommen: in den wichtigsten Fragen des Lebens klaffen die Gedanken, die Gefühle, die Neigungen auseinander, die Einheit und Innigkeit des Zusammenlebens und Verkehrs fehlt. Gerade bei dem Berufe eines Geistlichen, der seiner Natur nach ein praktischer, für das weibliche Gemüt völlig zugänglicher ist, würde solcher Austausch, solche Interessengemeinschaft am schmerzlichsten vermisst werden. Ich kann mir ja denken, dass die Gattin eines Richters oder eines Verwaltungsbeamten, eines Technikers u. s. w. den speziellen Funktionen ihres Mannes mit ihren Gedanken fern bleibt, obwohl jeder dieser Berufszweige soviel allgemein-menschliche Beziehungen, soviel Bedeutung für jedes Glied der Gemeinschaft hat, dass die Anteilnahme eine durchaus begreifliche und naheliegende ist; und diese Anteilnahme ist durch das Interesse für die Person und das Wohl des Mannes ver-

mittelt. Der Beruf des Geistlichen aber bringt es mit sich, dass hier in viel höherem Masse erfordert wird, was dort bis zu einem gewissen Grade möglich und wünschenswert ist. Wenn selbstverständlich das Wissenschaftliche und das Technische auch in diesem Berufe dem Manne reserviert bleibt, wenn Einmischung des Weibes in die eigentliche Berufsarbeit durchaus zu vermeiden ist, wenn es doch nur Ausnahmefälle sein werden, dass ein Pfarrer Urteil und Rat seiner Gattin bei seiner Predigtthätigkeit begehrt, so liegt doch der ganze Effekt der pastoralen und der seelsorgerlichen Wirksamkeit so offen vor ihren Augen und wird in solchem Masse Gegenstand auch ihrer Fürsorge und Fürbitte sein, dass in diesem Falle ein Sich-abschliessen und -zurückziehen von dem Lebenswerk des Mannes das Zeichen einer dem Glauben entfremdeten Gesinnung sein würde. Und dazu kommt noch, dass bei der weitaus grösseren Zahl von Geistlichen, die in Dorfgemeinden ihre Stellung gefunden haben, man in dem Pfarrhaus den Sitz höherer Bildung und feinerer Sitte erwarten darf, dessen Licht in entsprechender Weise über die ganze Gemeinde sich verbreitet. Dieses unbeschadet des andern, nicht minder erforderlichen, dass die Pfarrfamilie den Gliedern der Gemeinde menschlich nahe genug steht, um auf alle Interessen und Bedürfnisse derselben eingehen zu können. Aber auch dies, was doch von dem eigentlichen Beruf des Pfarrers gar nicht weit abliegt, wird nicht erreicht werden, wenn er darin seine Gattin nicht zur

Genossin seiner Arbeit hat, wenn er, statt sie zu sich emporzuziehen, von ihr in die tiefere Sphäre, aus der sie stammt, hinabgezogen wird.

Vielleicht ist die Digression, zu welcher ich mich habe hinreissen lassen, doch nicht ohne einigen Gewinn. Mindestens hängt sie mit dem nächsten und eigentlichsten Gegenstand meiner Rede, dem Universitätsleben, zusammen. Denn gleichwie in den meisten Fällen die theologische Richtung, die Lebensanschauung, während der Universitätsjahre sich feststellt, so auch die persönliche Haltung, der Anspruch an den Lebenskreis und Umgang. Früher wurden ja manche durch das übliche Hauslehrertum später noch in höhere Kreise gezogen und konnten dadurch ergänzen, was sie während der Universitätszeit versäumt hatten. Das ist seit geraumer Zeit anders geworden, namentlich um deswillen, weil die Ansprüche, welche seitens der höheren Schulen an die Schüler gemacht werden, nicht leicht von einem einzelnen, zudem seit einer Reihe von Jahren den Gymnasialfächern fern gerückten Lehrer befriedigt werden können. Man zieht es, soweit möglich, vor, seine Kinder zeitig einem Gymnasium anzuvertrauen. Und damit kommt auch dieses, ohnedies zweifelhafte Bildungsmittel für den jungen Theologen in Wegfall. Besonders da, wo das Vikariatswesen ausgebildet ist, wie hier in Bayern, ist es eine seltene Ausnahme, wenn ein Kandidat nicht alsbald als Hilfsarbeiter in den praktischen Dienst eintritt.

Dürfen wir also dahin resumieren, dass während

der akademischen Jahre keiner ohne Gemeinschaft bleiben soll, und dass für die weitaus grösste Zahl der Anschluss an mehr oder weniger organisierte, in sich geschlossene Vereinigungen, Verbindungen, indiziert ist, so wollen wir doch auch die Gefahren uns nicht verhehlen, welche dieses Verbindungsleben mit sich bringt. Und es mögen dabei vorerst diejenigen Verbindungen in Betracht kommen, welche eine Nötigung zum Duell nicht anerkennen, sondern dasselbe prinzipiell ausschliessen.

Es ist immerhin etwas wert und bildet eine heilsame Schutzwehr für das ganze, wie für den einzelnen, wenn das christliche Prinzip, die Norm christlicher Lebenshaltung, in irgend welchem Sinne und Masse, von einer solchen Vereinigung anerkannt wird. Dass jugendliche Exzesse auch in solchen Kreisen vorkommen, wird niemand Wunder nehmen, welcher die menschliche Natur und das unbefestigte Herz der Jugend kennt. Es ist bei alledem doch etwas wert, dass solche Ausschreitungen in dem anerkannten Gemeinschaftsprinzip einen Widerhalt finden und insofern leichter zum Bewusstsein kommen. Wenn das Urteil der Welt mit spöttischem Wohlgefallen auf solche Vorkommnisse hinweist, so liegt neben der Freude, dem Christentum eins anzuhängen, darin die ganz begründete Wahrheit, dass hier das Verhalten in Widerspruch trete mit den Ansprüchen. Und das kann wiederum einen Rückhalt bilden für diejenigen, welche leichtfertig die gezogenen und von ihnen selbst an-

erkannten Schranken überspringen. „Eurethalben wird Gottes Name gelästert unter den Heiden.“ So lange nun also dieser Widerspruch von der Gemeinschaft, wie von dem einzelnen als solcher empfunden wird und der Schmerz darüber nicht ausbleibt, steht es noch relativ — unter den gegebenen Umständen — gut. Schlimmer und verhängnisvoller ist es, wenn das Gefühl hiefür zurücktritt und das Recht vergnügten Studentenlebens ohne viel Gewissensbedenken solch einen Makel decken muss. Die Gefahr solcher Verirrung liegt nahe genug. Die nun einmal vorhandene und allgemein anerkannte Freiheit des akademischen, des studentischen Lebens lässt den Widerspruch in milderem Lichte erscheinen und stumpft die Gewissen ab. Ja, man hält sich wohl nicht ohne einigen Schein an die Wahrheit, dass das Christentum alle menschliche Freude heiligt; man will den Leuten mit der That beweisen, dass man unbeschadet seines christlichen Glaubens, ja vielmehr um desselben willen, ein forscher, frischer, fröhlicher, lustiger Student sein könne. Ihr habt recht, das ist das Grosse des Christentums, dass es fröhliche Leute aus uns macht. Nur dürfte nach meinen Erfahrungen dies nicht das erste im christlichen Leben sein und schon eine rechte Reife dazu gehören, dass auf dem dunkeln Grunde heiliger Selbsterkenntnis und von dem Bewusstsein der Sündenvergebung aus solch fröhliche Stimmung den Menschen beherrscht und die natürliche Freude durchgeistigt. Die Gefahr liegt recht nahe, dass hier unter der Flagge

des Christentums die Kontrebande des natürlichen Menschen in das christliche Leben eingeführt werde. In katholischen Kreisen ist es ja üblich, dass Wirtshaus und Kirche nahe bei einander stehen, und dass unter der Deckung der letzteren dem Fleische einigermaßen Raum gegeben wird. Während man strenges und asketisches Leben den „Vollkommenen“ vorbehält, gibt man, so lange nur die kirchlichen Pflichten erfüllt werden, der Freiheit bei den übrigen einen weiten Spielraum, und ich habe in streng katholischen Blättern sehr scharfe Worte gegen die pietistische Lebensauffassung gelesen, die doch nach Ritschl sehr eng mit dem Katholizismus zusammenhängt. Wie gesagt, dort geht das; bei uns geht es nicht. Es geht bei uns nicht, weil wir Evangelische ein andres Lebensideal haben als jene. Wir fordern Einheitlichkeit des unter der Herrschaft des christlichen Prinzips stehenden Lebens: das neben dem Geiste wuchernde Fleisch hat bei uns kein Recht und soll sich nicht auf das christliche Prinzip berufen. Ich verstehe wohl, dass das christliche Leben der Natur der Sache nach in dieser Jugendzeit zumeist ein noch recht unentwickeltes ist, und dass daher Verstösse gegen dasselbe auch noch nicht diejenige erschütternde und zerstörende Wirkung haben, wie es sonst der Fall sein würde. Solch ein jugendlich unreifer Mensch kann manches noch ohne schwere Seelengefahr thun, was für einen andern letal wäre. Aber seien wir vorsichtig! Wenn man für die Aeusserrungen natürlicher Zuchtlosigkeit den christlichen Cha-

rakter zum Schilde nimmt, wenn man mit einem gewissen Selbstgefühl dieses Charakters sich berührt und dabei dem natürlichen Menschen die Zügel schiessen lässt, so wirkt dieses schädigend und lähmend auf das christliche Leben, auf die Entfaltung der in der Seele sich regenden christlichen Potenzen zurück. Man verliert allmählich das Bewusstsein des Widerspruchs; man gibt der Geselligkeit und dem jugendlichen Genuss einen breiteren Raum, als den sie beanspruchen dürften; man kommt von den Kneipabenden nach Hause und steht am Morgen darnach auf ohne Sammlung zum Gebet, ohne jene innere Fassung, jenes Gleichgewicht der Kräfte, die zu einem gedeihlichen Studium und zu einer christlichen Lebensführung erforderlich sind.

Es mögen die Zeiten wechseln und auf 'gute Jahrgänge folgen schlimme. Nichts ist für eine Gemeinschaft zuträglicher, als wenn einige gereifere Persönlichkeiten darunter sind, welche einen Halt, ein *κατέχον* bilden für die andern. Aber nicht immer finden sich solche, während die Abhängigkeit, in welche der noch Unbefestigte zu dem Ganzen und den in ihm dominierenden Elementen tritt, dieselbe bleibt. Wie die Dinge gegenwärtig stehen, kann man nicht annehmen, dass die Strenge und der Ernst der christlichen Lebensauffassung das Uebergewicht über die freiere Richtung behaupten werde. Was vor einer Reihe von Dezennien häufig vorkam, dass Jünglinge die Universität bezogen, welche aus pietistischen Kreisen kamen oder doch eine innerliche Bekehrung erlebt hatten, die sich darum

weltlichen Vergnügungen entzogen, das ist jetzt verhältnismässig selten. Während früher die Namen Spener und Francke in hohen Ehren standen, weil sie den verknöcherten Lutheranern entgegengetreten waren, während auch konfessionellerseits man der wesentlichen Uebereinstimmung mit denselben sich erfreute und es gern sah, wenn ein Lutheraner durch den Pietismus hindurch zu konfessioneller Entschiedenheit sich hindurchgearbeitet, hat man es nunmehr gelernt, die an dem Pietismus haftenden Flecken ins gehörige Licht zu setzen, freilich ohne darum die entgegengesetzten Vorzüge einzutauschen. Es gilt in lutherischen Kreisen, und doch nicht bloss in solchen, die sich des Namens rühmen, ohne in Wirklichkeit Anspruch darauf machen zu können, als guter Ton, der Welt und ihrem Ton möglichst nahezutreten: es bleibe dahingestellt, ob damit auch ein entsprechendes Nahetreten der Welt erzielt werde, oder ob das Opfer nur auf der einen Seite ist.

So stehen die Dinge zur Zeit für den jungen Theologen, der die Universität bezieht und einer als christlich prädiszierten Gemeinschaft sich anschliesst. Glücklicherweise, wenn hier wenigstens die freiere Richtung, der antipietistische Zug, sich nicht ergehen kann, ohne einigem Gegendruck zu begegnen; glücklich, wenn durch die Geschichte solch einer Gemeinschaft, durch die „alten Herren“, die sie zu den Ihren zählt, ein Hereinwirken christlich-ernsten Sinnes zu verspüren ist. Wenn es nicht der Fall wäre, so würde es für den

Unbefestigten wohl besser sein, einer Verbindung anzugehören, die von dem christlichen Namen keinen Profess macht.

Ich darf die Gefahren, welche in dem gegebenen Falle den angehenden Theologen bedrohen können, nicht verschweigen; aber ich bleibe bei meinem früheren Urteil, dass im allgemeinen, von besonderen Fällen abgesehen, es besser ist, einer Gemeinschaft, und zwar einer Gemeinschaft, die auf christlichem Grunde steht, sich anzuschliessen. Sie bietet auch den Vorteil, dass der Anfänger hinsichtlich seines Studiums Beratung findet. Die Verhältnisse in den verschiedenen Fakultäten sind ja in dieser Beziehung verschiedene, insofern die Folge der Studien bei den einen eine schlechthin notwendige, bei den andern doch nur eine relativ notwendige ist. Ein Mediziner könnte nicht wohl einen chirurgischen Kurs durchmachen, ohne zuvor Anatomie gehört zu haben. Bei dem Theologen fällt diese Art des Zwanges hinweg. Ohne Zweifel ist es gut und heilsam, wenn auch der junge Theologe einen festen Plan der Studien befolgt. Es ist nützlich, wenn solch ein Plan ihm gleich beim Beginn seiner Studienzeit in die Hände gegeben wird. Ob ein Kolleg von dem oder jenem gelesen wird, von einem angehenden oder einem geübten Dozenten, einem berühmteren oder weniger gekannten Professor, genug, der Student kann bei jedem soviel lernen, dass er es nicht bereuen wird, der angeratenen Ordnung gefolgt zu sein. Indessen erleidet die Sache doch recht ihre Ausnahme. Nicht

immer sind die Verhältnisse auf der Universität, die der junge Mann bezieht, so gelagert, dass es thunlich wäre, nach Massgabe des Studienplans auszuwählen. Väter, soweit es Theologen sind, Verwandte oder Lehrer haben vielleicht schon vorher den Plan zu recht gemacht, und die pekuniäre Lage des Studierenden nötigt ihn, sich zu beschränken. Wer möchte denn z. B. behaupten, dass es unmöglich sei, durch Selbststudium etwa einen Teil der h. Schrift oder einen Abschnitt der Kirchengeschichte oder eines der systematischen Fächer kennen zu lernen und sich anzueignen? Nun kommt dazu noch die Einwirkung, welche von seiten der Gemeinschaft, in welche der junge Mann eingetreten ist, auf ihn ausgeübt wird. Es herrscht hier auf den Universitäten eine Tradition, die sich nicht leicht durchbrechen lässt. Man darf auch im allgemeinen den jungen Leuten zugestehen, dass sie ein Sensorium haben für die grössere oder geringere Tüchtigkeit der Dozenten. Sie sind leicht zu gewinnen durch Frische, Lebhaftigkeit, Selbstzuversicht und Entschiedenheit. Aber auch die Leerheit, die sich hinter den nach aussen glänzenden Eigenschaften verbergen mag, bleibt ihnen nicht verborgen. Es kann ja auch der umgekehrte Fall eine Zeitlang eintreten, dass ein tüchtiger Dozent, der dem Strome entgegenschwimmt und nichts unmittelbar Packendes in seinem Vortrag hat, links liegen bleibt. Ich erinnere an die Anfänge Hegels in Jena. Man darf, ohne irgend die Richtigkeit dessen zu verkennen, was über die Folge

der zu hörenden Vorlesungen vorhin gesagt wurde, es nicht zu hart beurteilen, wenn durch den Einfluss der studentischen Verbindungen oder durch den Namen des Dozenten Ausnahmen in diese Regel gebracht werden. Dass Studenten im ersten oder zweiten Semester bei v. Hofmann Apokalypse, bei v. Zezschwitz Pädagogik und Didaktik hörten, war ja freilich sehr inkorrekt; aber es geht oft in der Welt sehr inkorrekt zu, und man darf den Wert der Korrektheit nicht überschätzen. Durch Korrektheit geschieht es, dass aus dem *summum ius summa iniuria* wird, dass man auf dem Legitimitätsprinzip herumreitet, dass man sich ein Gewissen macht, schlechte Ordnungen zu durchbrechen. Sie hängt meist mit einer gewissen Mediokrität des Geistes zusammen, die gross ist im kleinen. Wenn nun immerhin die Erwägung Platz greifen muss, dass die grosse Menge stets mediokrer Art sein wird und darum in der Regel auf den korrekten Weg gewiesen werden muss, so wollen wir damit den wenigen die Flügel nicht beschneiden, die — mit dem alten Mathesius zu reden — ihren eignen Seigersteller haben. Sie mögen immerhin gelegentlich, statt auf der korrekten Landstrasse, querfeldein ihren Weg nehmen und dabei, wenngleich unter Schwierigkeiten, Anstössen und Verirrungen, weiter kommen als die andern. Nur haben müssen sie jenen besondern Seigersteller, nicht bloss zu haben sich einbilden. Dies nun vorausgeschickt, möchte ich noch die Erwägung hinzufügen, dass ich es nicht schlechthin zu missbilligen vermag,

wenn ein junger Mann, der vielleicht nur kurze Zeit auf einer auswärtigen Universität verweilt, sich dem Einfluss eines hervorragenden Dozenten unterstellt, ohne viel darnach zu fragen, ob die betreffende Vorlesung gerade in den methodischen Gang seiner Studien hineinpasst. Er mag dabei einstweilen vieles noch nicht verstehen; aber wenn der elektrische Funke aus den Worten des überlegenen Geistes in seine Seele hineinschlägt und zündet, so hat er davon einen Lebensgewinn und eine Lebenserinnerung, mehr und reichlicher, als wenn er bedächtig nur dasjenige aufgegriffen hätte, was er jeweilig verdauen konnte.

Eben in dieser Hinsicht findet nun nicht selten eine Einwirkung der Gemeinschaften und der in ihnen herrschenden Tradition auf den einzelnen statt, die zwar ihr Bedenkliches hat, aber doch auch heilsam sein kann. Es können ja schlechte Traditionen sich darin festsetzen, denen der einzelne, der noch kein selbständiges Urteil hat, sich submittiert. Man sieht das namentlich auch in politischer Hinsicht, wo es etwa als Verbindungssache gilt, hier die nationalliberale, hier die konservative Fahne hochzuhalten. Da begegnet man jungen Bürschchen, die ein überaus entschiedenes Urteil über wichtige Tagesfragen haben und mit einer Energie dafür kämpfen, die grösseren Verstandes und höherer Reife wert wäre. In einem neueren Werke über „Psychologie der Suggestion“ (von H. Schmidkunz, Stuttg., 1892) wird gelegentlich darauf aufmerksam gemacht, wie durch Einfluss der Umgebung und Gemeinschaft,

durch öfteres Vorsagen und Hören derselben Dinge Suggestion stattfinde. Ich musste daran denken, wie zuweilen in den studentischen Assoziationen eine gewisse Auffassung zum Korpsgeist gehört, und wie die entgegengesetzte Auffassung nicht bloss mit Entschiedenheit, sondern mit Ingrimm abgewiesen wird. Daher denn auch die, zwar psychologisch begreifliche, aber doch nicht unbedenkliche Ueberschätzung des Wertes gerade dieser Verbindung im Unterschied von andern, eine Ueberschätzung, die von dem Reiz der Jugenderinnerung getragen nicht selten bis in das gereifere Alter sich fortsetzt. Aber neben diesen in jenen Gemeinschaften herrschenden Traditionen kommt es nun wiederum vor, dass gewisse neu auftauchende Richtungen und Strömungen in ihnen ebenfalls wie durch Suggestion sich ausbreiten. Noch ist es nicht aufgeklärt, wie diese Verbreitung psychologisch sich fortsetzt. Die grosse Menge weiss nicht, was ihr geschieht — es wird ihr angethan; und die Träger und Förderer des neuen Geistes sind auch nicht die eigentlichen Urheber, sondern Organe und Repräsentanten. Die Jugend ist ihrer Natur nach zu Neuerungen geneigt; es hängt das mit ihrer besten Seite, dem vorwärtsstrebenden Jugendmut zusammen. Aber die Gefahren, welche daraus für den einzelnen erwachsen, lassen sich nicht verkennen. Es gibt verhältnismässig wenige, welche von ihrem Thun sich Rechenschaft geben und mit sicherem Urtheil ihre Entscheidung treffen. Das hängt nur in geringerem Grade mit den geistigen Fähig-

keiten zusammen, die ja bei der grösseren Zahl nur mittlere sind, in höherem Mass dagegen mit der religiös-sittlichen Reife, die selbstverständlich noch im Werden ist. Wer z. B. an sich noch gar nicht die Erfahrung gemacht hat, die Christus seinen Jüngern zumutet: ohne mich könnt ihr nichts thun (Joh. 15, 5), der wird widerstandsunfähig sein, wenn irgendwo eine die evangelische Lehre von der Sünde abschwächende theologische Richtung auftaucht. Oder wer nicht durch seinen Glauben dessen inne wird, dass die Objekte desselben aufhören würden zu sein, was sie ihm sind, wenn er sich an die blosse Erscheinung und Wirkung derselben halten wollte, der wird sofort geneigt sein, zu hören und zu folgen, wenn eine Glaubenslehre in Aufnahme kommt, welche das Mass der Realität der Glaubensobjekte nach den Normen Kant'scher oder Lotze'scher Erkenntnislehre bestimmt. Hier richtet sich darum schliesslich die Entscheidung in erster Linie nach der geistlich-sittlichen Entwicklung, kraft deren man die so gefassten Glaubensobjekte als nichtige, nämlich als solche erkennt, an welchen der innere Mensch keinen Halt findet, weil sie nur der Schatten leibhafter Wirklichkeit sind.

Mit diesem die Jugend instinktiv bewegenden Zuge hängt nun auch der Drang zusammen, die Universitäten zu wechseln. Wir werden den Gewinn, den solch ein Wechsel mit sich bringt, und die Gefahren, die damit verbunden sind, ähnlich zu beurteilen haben wie den bisher besprochenen Trieb, neuen Einflüssen sich

zu unterstellen. Wenn unsre jungen Studierenden nicht mehr fortschrittsbedürftig sind, nicht mehr denen zu lauschen geneigt sind, welche in der Erkenntnis am weitesten vorgerückt erscheinen, so hat sie eine edle natürliche Mitgift der Jugend verloren. Eine Jugend, die auf den Hefen sitzen bleibt, ist abgestanden und kraftlos. Vielfach sind es ja die äusseren Verhältnisse, durch welche der Wanderlust die Flügel beschnitten werden, und diejenigen, welchen solches widerfährt, mögen sich damit trösten, dass der alte Kant trefflich in der Geographie Bescheid wusste, obwohl er kaum über Königsberg hinausgekommen war. Denn die Erde ist überall des Herrn und die auf ihr wirksamen Kräfte allenthalben wesentlich die gleichen. Solchen aber, die es ermöglichen können, der Wanderlust Folge zu geben, rate ich es zu thun, auch wenn etwa die Regularität und Konsequenz des Studiums darunter leiden sollte. Hier bei uns und auch hie und da anderwärts besteht ja jene thörichte, von grobem Partikularismus zeugende Verpflichtung nicht, zwei oder drei Semester auf einer „vaterländischen“ Universität studieren zu müssen. So mag denn wer es vermag diese löbliche Freiheit benutzen, zumal wenn die Verhältnisse so liegen, dass in späterer Zeit die Kandidaten nicht auf längere Zeit über die engere Heimat und über das heimische Dorf hinauskommen, an welches der Dienst sie bindet. Ich weiss, es geht dabei oft recht menschlich zu. Irgend ein junger Freund, den Atheniensen gleich etwas neues zu hören begierig, hat auf fremder Universität einge-

sogen, was dort Neues ihm geboten ward. Es thut ihm wohl, seinen bisherigen Kommilitonen gegenüber sich als Träger und Vertreter solcher Errungenschaften zu gebahren; er macht Propaganda und findet gläubige Nachfolger. Von Urteil ist dabei zunächst wenig die Rede: es ist mehr ein unbestimmter Drang, der sie mitgehen heisst. Aber wie dem auch sei und wieviel dabei unverständige Schwäche oder jugendlicher Uebermut und Leichtsinn unterlaufe: wir können es unsern jungen Theologen nicht verwehren noch ersparen, die neuauftauchenden Richtungen in der Theologie, mögen wir ihre destruktive Tendenz noch so deutlich erkennen, auf sich wirken zu lassen und sich mit ihnen auseinander zu setzen. Ich sage das mit dem vollen Bewusstsein, dass bei solcher Freiheit gar manche der Versuchung unterliegen und an ihrer Seele Schaden leiden. Hier scheiden sich die Wege der Katholiken und der Protestanten. Dort mag man's probieren, die künftigen Priester und Seelsorger thunlichst von widerkirchlichen Einflüssen abzuschliessen; wir können das nicht. Wir können nur Leute gebrauchen, die sich durchgekämpft und durchgeschlagen haben, wennschon mit bleibenden Wunden und Narben.

Also ich kann nicht umhin, den Wechsel der Universitäten anzuraten. Er dient dazu, jener unseligen Trägheit und Gesinnungslosigkeit vorzubeugen, wo ein junger Mann sich ins Kolleg setzt und geduldig nachschreibt, was der Dozent vorsagt, einfach um das Vorgesagte sich anzueignen. Er braucht sich sonst keine

Gedanken darüber zu machen: „der Mann muss es doch wissen, denn dafür ist er angestellt.“ Und daraus wird man ja beim Examen geprüft. In andern Fächern mag solch eine Gesinnung weniger schädlich sein; die Theologen sollten es für einen Vorzug erkennen, hierin eine Sonderstellung einzunehmen. Aeussere Schutzmittel gegen den beim Wechsel der Universität möglichen Schaden gibt es nicht — aber ein inneres gibt es, wenn der junge Student sein Leben und sein Studium so geartet sein lässt, wie ich es früher vorausgesetzt und gefordert habe. Die andersartige, wohl auch konträre Luftströmung wird allerdings den bisher gewohnten und verfolgten Kurs aufhalten: für das unmittelbare und regelmässig fortschreitende Lernen ist der Wechsel zunächst nicht günstig. Die neuen Eindrücke, zumal in einer grösseren Universitätsstadt, müssen erst einigermassen bewältigt und in den bisherigen geistigen Besitz eingereiht sein, ehe man sich in ruhiger Fassung der neuen Gedankenwelt hingeben kann. Aber es liegt doch darin ein Anlass und ein Motiv, die bisherige Einnahme und den vorhandenen Besitz zu revidieren, das sicher Errungene nun mit klarerem Bewusstsein fest zu halten oder aber Korrekturen und Ergänzungen vorzunehmen. Zum Heile wird dieses freilich nur gereichen, 'wenn die Prüfung nicht bloss vom intellektuellen Standpunkte aus, mit dem Gedanken der leichteren Begreiflichkeit, sondern in erster Linie und in stetiger Folge nach geistlich-sittlichem Massstabe vollzogen wird. Ein junger Theologe,

wie ich ihn voraussetze, wenngleich noch sehr unreif und im Werden, wird doch, wenn er seiner Seele wahrnimmt und seines zukünftigen Berufes eingedenk ist, ein Urteil darüber gewinnen, ob eine ihm entgegen-tretende neue Theologie in ihren Prinzipien und ihren Konsequenzen ihn innerlich fördert. Verliert er den Glauben, in dem er bisher Befriedigung fand, treten ihm die Realitäten der geistlichen Welt ferne, verliert sein Gebet die Zuversicht, dass Gott ihn höre und erhöhe, so wird ihm daraus, wenngleich unter schweren innerlichen Kämpfen, die Gewissheit erwachsen, dass er auf einem Irrweg sich befinde. Die in solche Anfechtung Kommenden sollen doch ja nicht meinen, dass sie durch Nachsinnen, Disputieren, „objektive Prüfung“, wie man's nennt, zur Entscheidung gelangen werden. Das alles kommt erst in zweiter Reihe. Eins sollen sie wissen, sie sollen und können auch ein Sensorium dafür gewinnen: dass die Wandelungen, welche hier eintreten, tiefer bedingt sind, als es dem oberflächlichen Blicke erscheint. Es ist ein Unterschied zwischen dem Rauch, der aus der Tiefe aufsteigt (Apok. 9, 2), und dem Rauch der Wolken- und Feuersäule, worin wir Gottes Nähe verspüren. Es ist ein Unterschied, ob ein Odem des heiligen Geistes durch die Lande zieht und die Leute, darunter auch die Theologen, auf andere Gedanken bringt, oder ob der Weltgeist die Theologen anbläst und sie, oft noch unbewusst, veranlasst, ihre Theologie darnach einzurichten. Man muss den jungen Theologen zumuten, dass sie kraft ihres inneren Le-

bensstandes, wenn auch nicht mit klarem Bewusstsein, so doch instinktiv etwas davon innewerden. Finden sie das nicht heraus, so werden sie mit einer gewissen inneren Notwendigkeit dem Zuge des Weltgeistes, der verwandten Schwingungen in ihren Seelen begegnet, sich hingeben. Es steht dann nur noch zu hoffen, dass, wie man es ja gottlob öfter erleben kann, die späteren ernsten Erfahrungen des Amtslebens ihnen den Unterschied zum Bewusstsein bringen.

Wie dem immer sei, die Aufsuchung einer andern Universität ist ein ernster Schritt, dessen Konsequenzen man sich nicht verhehlen soll. Es ist sehr traurig, dass oft kein tieferer Grund dazu vorhanden ist, als dass jemand durch Fortgang den Ansprüchen seiner Verbindung, die ihn nicht zu ernster Arbeit kommen lassen, sich zu entziehen gesucht. Es mag das gegebenenfalls recht wahr sein, aber es ist zugleich sehr traurig. Doch, wie K. Hase sagte, die Wirklichkeit ist karg gegen die Idee; und oft geschieht es, dass nichts übrig bleibt als die Bevorzugung des geringeren Uebels. Jedenfalls, welches immer die Motive seien, ist nicht zu raten, den Aufenthalt auf einer fremden Universität allzusehr, etwa auf ein Semester, zu beschränken; auch das Schlechte muss durchgekostet werden, wenn man damit fertig werden soll, und das Gute erst recht.

Da hier lediglich von Theologie-Studierenden die Rede ist, so habe ich bei den Gemeinschaften, an welche ein solcher sich anschliesst, zumeist christlich-

gesinnte im Auge gehabt, wie immer sie dieser Gesinnung in ihrem Statut Ausdruck geben mögen. Indessen wird die Frage nicht ganz umgangen werden dürfen, ob nicht auch in besonderen Fällen andere Verbindungen, vielleicht sogar s. g. „schlagende“ Verbindungen, gewählt werden dürfen. Ich weiss, dass ich damit ein heikles Gebiet betrete, und dass man in manchen Kreisen geneigt ist, christliches Urteil und christlichen Charakter Dem abzusprechen, welcher das Duell unter irgend welchen Bedingungen für erlaubt, ja für besser hält als dessen schlechthinige Verwerfung. Ich habe mich darüber schon in dem System der christlichen Sittlichkeit ausgesprochen und geringen Dank dafür geerntet. Indessen ich kann, da man im Alter unempfindlicher wird, ohne viel Herzweh das ertragen; und als ich neulich die Biographie des alten Herrn von Thaden (von der Fürstin Reuss) las, dachte ich bei mir selbst: du bist doch dabei in keiner so übeln Gesellschaft.

Ich schicke voraus, was mir an den Gesellschaften, welche irgend ein „christliches Prinzip“ über ihr Portal schreiben, bedenklich — wenigstens in gewissen Fällen bedenklich — zu sein scheint. Oft ist es der christliche Ton des Hauses, die kirchliche Richtung des Vaters oder der Freunde, was den jungen Theologen zu der oder jener „christlichen“ Verbindung oder Gemeinschaft führt. Er ist da „am besten aufgehoben“. Ich habe gar nichts dagegen einzuwenden. Nur wolle man den Unterschied zwischen den Alters- und Ent-

wickelungsstufen dabei nicht übersehen. Was in früherem Alter heilsam ist, der umhegende Schutz und Druck einer festen, hier also der christlichen, Lebensordnung, ist es vielleicht im späteren nicht immer. Auch nach profanem Urteil, welches den „christlichen“ Verbindungen nicht günstig ist, fällt der Widerspruch ins Auge, der nicht selten zwischen den strengen Grundsätzen solch einer Verbindung und dem jeweilig freieren Leben ihrer Glieder besteht. Das kam schon oben zur Sprache. Nun aber wollen wir einmal den Widerspruch ins Auge fassen, wie er sich in denen gestaltet, welche selbst in ihn verwickelt werden. Er kann hier unter Umständen sehr übel wirken und den Wunsch erwecken, es möchte von dem betreffenden die christliche Verbindung lieber nicht aufgesucht worden sein. Die Verwundung des Gewissens, ohne die es überhaupt bei exzessivem Leben nicht abgeht, ist in dem gegebenen Falle schwerer und gefährlicher. Es liegt doch eine Art Verpflichtung zu christlichem Leben vor, und irgendwelche Eindrücke dieser Art werden durch die Umgebung bewirkt. Mit diesen tritt nun das Verhalten in mehr oder weniger bewussten Widerspruch: die Stärke des Gelüstens, die Leichtfertigkeit des Urteils überwindet den Widerspruch und sucht die Gewissensbisse zu beschwichtigen. Am schlimmsten ist es da, was ja auch vorkommt, wo nicht der einzelne für sich, sondern mit einer Minderheit verbunden sich in solchen Widerspruch setzt und durch die Genossenschaft sich beruhigt fühlt. Ich

möchte die jungen Leute dringend bitten, es damit nicht leicht zu nehmen. Der Mensch kann viel Sünde häufen, ohne dass die Möglichkeit der Bekehrung ihm damit abgeschnitten wird; aber diese Möglichkeit wird in der Masse geringer, als das reagierende Gewissen, und zwar das bereits christlich tingierte Gewissen, geschädigt und abgestumpft wird. In solchen Fällen wäre es besser gewesen, christlich gearteten Gemeinschaften nicht beizutreten.

Letztere Erwägung kann recht wohl bei denen Platz greifen, auf deren Rat und Weisung die angehenden Studierenden angewiesen sind. Kurz, es fragt sich, wo in solchen Fällen das mindere Uebel sich findet. Ich halte es zwar immerhin für gefährlich, aber nicht für schlechthin ausgeschlossen, dass ein junger Theolog auch einer andern, einer „schlagenden“ Verbindung beitrete. Man muss freilich, um einigermaßen solch ein Urteil für möglich zu halten, die Gewalt der akademischen Tradition kennen, wie sie die Gemüter okkupiert. Vielleicht schreibt man mein eignes milderer Urteil der Gewalt solcher Tradition zu. Doch habe ich meine Gedanken noch leidlich beisammen und bin mir der Gründe meines Urteils bewusst. Ich erinnere mich des Wortes Christi bezüglich des Beharrens in unglücklicher Ehe: nicht alle fassen dies Wort, sondern denen es gegeben ist. Wer es fassen kann, der fasse es (Mtth. 19, 11 u. 12). Und das Wort von der Herzenshärte, um derer willen Mose erlaubt habe, sein Weib zu entlassen (v. 8), geht voran. Es muss also wohl Fälle ge-

ben, wo es besser ist, die mindere sittliche Forderung an einen Menschen zu stellen, die er zeitweilig zu erfüllen im stande ist, statt der absoluten, welche er zur Zeit zu erfüllen nicht vermag. Wollen wir das im vorliegenden Falle nicht ausser acht lassen. Dazwischen möge es gestattet sein, die Thatsache zu konstatieren, dass eine Reihe tüchtiger, ja hervorragender Geistlicher aus solchen Verbindungen hervorgegangen sind. Es muss also der Eintritt in dieselben doch wohl möglich sein, ohne dass man seines christlichen und seines theologischen Berufes notwendig verfehlt.

Gewiss, wer zu klarem christlichen Bewusstsein hindurchgedrungen ist, von dem könnte ich nicht verstehen, wie er dazu käme, ohne Gewissensverletzung ein Duell zu vollziehen oder seinen Vollzug für erlaubt zu achten. Denn wenn es auch nicht jederzeit das Motiv der Rache, der Wiedervergeltung sein wird, welches der Forderung zu Grunde liegt, so wüsste ich doch vom christlichen Standpunkte aus keinen Rechtstitel zu nennen, der es gestattete, die angeblich oder wirklich verletzte Ehre mit der Waffe in der Hand wieder herzustellen. Und zwar auch in dem Falle, dass der angerufene Spruch der Obrigkeit nicht ausreichen sollte, die erforderte Genugthuung und Reparation zu verschaffen. Denn der Christ wird doch in solchem Falle lieber das angethane und nicht gesühnte Unrecht tragen, als sich selbst mit Gewalt Recht zu verschaffen.

Aber die Rede ist hier vielmehr von solchen, die

zu einem entschiedenen christlichen Urteil noch nicht gekommen sind. Wohl möglich, dass auf diesem Punkte prinzipielle Differenzen sich geltend machen, die ich eben deshalb nicht mit Stillschweigen übergehen will. Man liest oft in alten Kirchengebeten, Gott wolle die Fürsten und Obrigkeiten dahin leiten, dass sie gute christliche Ordnungen unter ihren Unterthanen aufrichten und erhalten möchten. Ich verstehe das, um in Aufrichtigkeit mitbeten zu können, auch in dem Sinne, dass Gott die Obrigkeiten daran verhindern wolle, christliche Gesetze zu geben, welche die Leute um ihrer Herzensstellung nicht tragen können. Ich halte es für eine Bekundung christlicher Weisheit, dass der Machthaber das „wer es fassen kann, der fasse es“ im Auge behalte und das Volk nach Massgabe desjenigen Ethos regiere, wie es jeweilig in ihm herrschend ist. Denn die gegenteilige Ordnung, auch wenn sie unmittelbar auf dem christlichen Ethos beruhete, würde in den meisten Fällen schädlich sein, d. h. die Leute nicht sowohl dem christlichen Ethos annähern, als entfremden. Ein Beispiel solcher Weisheit ist mir der alte Kaiser Wilhelm I., der nach einem jüngst veröffentlichten Briefe an seinen Minister v. Roon es ausspricht, dass er die fakultative Zivilehe seinerseits habe durchsetzen mögen, aber unter den gegebenen Verhältnissen sich für die obligatorische entschieden habe. Man berufe sich dagegen nicht auf die Beispiele wie die des alamannischen Gesetzes und deren etwaigen Nutzen. Man lasse

sich vielmehr warnen durch die schlimmen Reaktionen des unchristlichen Geistes nach Zeiten, da man bester Meinung christliche Ordnungen, Bräuche und Sitten wieder einführen wollte, nachdem in weiten Kreisen des Volkes die Wurzel solcher christlichen Lebensäusserungen nicht mehr vorhanden war. Man denke auch an den Aufstand in Ostindien, nachdem die Engländer durch ihre Gesetzgebung die religiös-nationalen Gefühle der Eingeborenen verletzt hatten.

Genug der Beispiele, um damit vorzubereiten, worauf es an dieser Stelle ankommt. Es kann für einen Studierenden besser sein, wenn er von vornherein einer schlagenden Verbindung beitrifft, als wenn er, vielleicht nur auf Befehl, einer christlichen sich anschliesst. Ich will einmal denen genugthun, welche das Duell unter allen Umständen für unerlaubt halten, und fragen: hätte der Vater des verlorenen Sohnes, als dieser ihn um sein Erbe anging und das Vaterhaus verlassen wollte, zu ihm sagen sollen: ich werde dich mit Gewalt verhindern, dies zu thun? Vielleicht wäre dann aus dem verlorenen kein geretteter Sohn geworden. Ich setze den Fall — ob er vorkommt, weiss ich nicht, seine Möglichkeit genügt — dass einer die christlichen Prinzipien, welche ihm das Duell verbieten, lediglich vor-schützt, um seine natürliche Feigheit, seinen Mangel an Mannesmut darunter zu verbergen. Ich würde den andern, der bereit ist, mit der Waffe für seine Ehre einzustehen, sittlich höher achten. Es gibt eben Stufen innerhalb des natürlichen Ethos, und die, welche um

ihre Mannesehre zu kämpfen bereit sind, stehen nicht auf der untersten. Fehlt es noch an den Motiven, welche einem Christen das Duell verbieten, so wird man mit rationellen, dem gemeinen Menschenverstand, den Prinzipien der Aufklärung entnommenen Gründen nicht viel ausrichten. Am wenigsten durch Berufung auf das Verbot der Obrigkeit, welches ja auch für den Christen nicht das durchschlagende Motiv ist. Denn auch ein Christ wird gelegentlich in den Fall kommen, mit gutem Gewissen einer bestehenden Ordnung zuwiderzuhandeln. Es müsste denn buchstäbliche Korrektheit für ihn der Rücksicht auf die Sache vorgehen. Das staatliche Verbot hat bisher deswegen nicht entscheidend zu wirken vermocht, weil die Staatsgewalt, das bürgerliche Recht nicht die geeigneten Mittel darbieten, die für nötig gehaltene Reparation der verletzten Ehre zu verschaffen. Es gibt eben Dinge, Verletzungen, die nicht durch einen Injurienprozess ins Gleiche gebracht werden können. Es gilt vielfach, und nicht ohne Grund, für unrecht, der eignen Ehre nachteilig, sich behufs der Reparation an die Obrigkeit zu wenden. Denn auf Retribution kommt es im gegebenen Falle ja gar nicht an, und das Motiv der Rachsucht, welches man mit Recht beim Duell verurteilt, ist hier keineswegs ausgeschlossen. Der Makel bleibt so um so leichter auf dem Beleidigten haften, als das Vorgehen keine Bethätigung von Mannesmut und Mannesehre ist oder zu sein braucht. Und darauf kommt es ja, sei es mit Recht oder mit Unrecht, dem Kämpfen-

den an, durch Einstehen mit der Waffe sich als Mann dem Gegner zu bewähren. Es steht nach christlichem Urteil ebenso fest, dass dies keine Restitution der Ehre nach dem für uns zuoberst giltigen Massstab ist, wie das andre, dass diese Mannesehre ein edles, ja das edelste unter den irdischen Gütern ist, für welches einzustehen der Mühe wert ist. Und die, welche den Beleidigten auf den „geordneten Rechtsweg“ verweisen, sollten eben bedenken, dass damit nichts gethan ist — dass es anderer Gerichte als der hier bestehenden bedürfte, um das Duell wirksam zu verhüten.

Ich will den Faden dieses vielbesprochenen Themas nicht weiter spinnen. Je mehr ein Student der Theologie in seiner christlichen Einsicht und Lebensführung vorwärts kommt, um desto entschiedener wird er das Duell verwerfen und der Beteiligung daran sich entziehen. Es ist Ausdruck von Mannesmut, einem besseren als dem im Zweikampf bewährten, wenn er um seines christlichen Glaubens willen jede Provokation zum Duell ablehnt, gleichwie er andererseits vor jeder Beleidigung sich hüten, zur Zurücknahme einer solchen bereit sein muss. Aber das gilt unter der gegebenen Voraussetzung. Widerwillige unter christliche Normen zu beugen, erregt Widerspruch und bewirkt leicht das Gegenteil von dem, was man beabsichtigt. Denn es gibt kein zarteres Gebiet als das sittliche, wo auch der liebe Gott nicht mit Zwang vorgeht, sondern die von ihm gewollte Freiheit respektiert. Allmählichkeit der Entwicklung ist heilsam: Nichts ist verhängnis-

voller, als wenn Leute mit grosser Entschiedenheit der christlichen Grundsätze, die aber mehr künstlich ihnen aufgepfropft sind, anfangen und dann um des Missverhältnisses willen mit ihrem thatsächlichen inneren Sein lax werden und sich davon abwenden. Ich könnte Beispiele in dieser Beziehung anführen; aber auch nach der andern Seite hin, dass entschieden christlich gesinnte Männer, die mit grossem Segen im geistlichen Amte wirkten, als Studierende nur allmählich, aber mit wachsender Klarheit und in gesundem Fortschritt durch diese Verhältnisse sich durchgearbeitet haben. Denn dass es Gott den Aufrichtigen gelingen lässt, gilt auch hier, und die Aufrichtigkeit auf der niederen sittlichen Stufe hat die Präsumtion für sich, dass sie zu einer höheren weiterführt. Daneben kann ja auch der Fall eintreten, dass inmitten eines gottentfremdeten, der Welt zugewandten Lebens eine gewaltsame Bekehrung sich vorbereitet und durchsetzt. In diesem Falle kann selbstverständlich keine Rede mehr davon sein, dass der so Herausgerissene an den freieren, auf der Grenze des Erlaubten, oder gar — wie beim Duell — jenseit dieser Grenze gelegenen, studentischen Gebräuchen sich betheilige. Sittliche Gefahren gibt es freilich für ihn auch, und er soll ja nicht wähnen, dass die christliche Lebensentwicklung vollendet sei mit dem eingetretenen Bruch, der schroffen Entgegensetzung von Welt und Christentum. Wenn man den stumpfsinnigen Urteilen zu wehren hat, die in der Regel aus den Kreisen nicht bloss der Weltkinder, sondern

auch der Anfänger im christlichen Leben wider einen solchen ergehen, so wird man ebenso entschieden letzteren zu warnen haben vor geistlichem Hochmut und Sichersein, die oft gefährlicher sind als jener Wandel im Zwielficht und in unzureichender Erkenntnis. Nach meiner Erfahrung aber sind solche Fälle gewalt-samer Bekehrung jetzt seltener als früher: in den meisten unsrer Theologie-Studierenden, soweit sie mit ernsteren Gedanken ihrem Studium sich zuwenden, findet der umgekehrte Weg statt, von einer mehr noch weltlichen Gesinnung zu allmählich wachsender Entschiedenheit in Erkenntnis und Leben. Die durch die Taufe in sie hineingelegten Keime des neuen Lebens, vielleicht durch fromme Erziehung und Unterweisung gepflegt, oder doch erhalten geblieben unter dem darübergelagerten Schutt und Eis der Gymnasial- und ersten Studentenzeit, brechen sich allmählich Bahn, die Dissonanz kommt zum Bewusstsein, und — wenn die Entwicklung günstig verläuft — löst sich allmählich auf bei vorschlagendem Grundton christlichen Glaubens.

V.

Mitte und Ende des Universitätsstudiums.

Auch hier will ich die Ausnahmefälle zunächst dahingestellt sein lassen. Zumeist verlebt der junge Student die ersten Semester, wenn nicht allzu kümmerliche äussere Verhältnisse ihn niederdrücken, in *dulci jubilo*; der Unterschied von dem eingengten Gymnasialleben ist doch gar zu reizend, um nicht genossen werden zu sollen; die neuen Eindrücke sind fast betäubend; man lässt sie auf sich einwirken, ohne sich noch viel Rechenschaft darüber zu geben und sich mit ihnen sehr auseinander zu setzen. Aber wenn die Mitte des akademischen Studiums herankommt, wird es einem doch je länger je mehr bewusst, wie so gar kurz diese Studienzeit ist, auch wenn sie nicht durch das leidige Militärjahr und die vollends unleidlichen Einberufungen nach Vollendung desselben noch weiter verkürzt würde. Der Gedanke an das Examen, an das zu erreichende Lebensziel ist es wohl bei Allen, der sich allmählich regt und der leichtfertigen oder doch unbefangenen

Stimmung einen Dämpfer aufsetzt. Bei ernsteren Gemütern tritt auch die Erwägung hinzu, ob sie in der Lage sein werden, einer Gemeinde zu leisten, was das Amt von ihnen fordert. Denn es bedarf doch keiner allzugrossen Gewissenhaftigkeit, um sich darüber Gedanken zu machen, ob die theologische Ueberzeugung, zu der man gelangt, ob der geistliche Fonds, den man erwirbt und besitzt, berechtigten Ansprüchen genügen werde.

Dazu kommt, dass nun doch bei der systematischen Theologie, deren Studium in dieser Zeit beginnt, die Frage sich gleich anfangs in den Vordergrund stellt, welcher „Richtung“ in der Theologie man sich anschliessen solle. Einer übeln Gewohnheit muss ich dabei gedenken, die nicht selten das Studium der systematischen Theologie unfruchtbar macht. Man verbringt die ersten Semester ohne viel Sorgen und Herzweh, aber auch ohne viel zu lernen, in fröhlichem Studententum, im Genusse heiteren Studentenlebens; und nun tritt man, etwa an einer andern Universität, der man sich zuwendet um den Abhaltungen des Verbindungslebens zu entgehen, nach unzulänglicher Vorbereitung in die systematischen Fächer hinein. Der verhältnismässig bessere Fall ist noch der, dass man, seiner Schwachheit und ungenügenden Vorbereitung sich bewusst, das Studium aufschiebt und das Versäumte vorerst nachzuholen sucht. In diesem Falle kann es geschehen, dass man erst im 6., 7. Semester sich der systematischen Theologie ernstlich zuwendet. Oder

aber — und das ist wohl der häufigere, zugleich der schlimmere Fall — man folgt der Ordnung der Semester, und weil nun eben Dogmatik und Ethik an der Reihe sind, so hört man dieselben, aber ohne zu wirklichem Verständnis und innerer Verarbeitung fähig zu sein. Das Bedenkliche dieses Verfahrens tritt insbesondere dann hervor, wenn die Fakultäten, die man nacheinander besucht und hört, hinsichtlich ihrer Glaubensstellung und theologischen Richtung auseinander gehen und wenn unvermittelt die verschiedenen Materialien der Lehre neben- und übereinander zu liegen kommen. Es gehört eben schon recht viel dazu, unter diesen Gegensätzen sich einigermaßen zurecht zu finden, und das Gewöhnlichste wird wohl sein, dass Recht behält wer zuletzt das Wort hatte. Jugendliche Leichtfertigkeit hilft zeitweilig darüber hin; aber in dem Masse als die Gewissenhaftigkeit wächst, wird auch das Unleidliche des Zustandes empfunden. Sachlich angesehen dürfte es in der That besser sein, wenn einer gründlich in die Wege einer dem Glauben entfremdeten Theologie eingeführt wird und sich ihr hingibt, als wenn die Elemente der verschiedensten Richtungen unverdaut neben einander liegen. Denn wenn der innere, geistlich-sittliche Fonds sich noch einigermaßen behauptet, so kann gerade bei gründlicher Einsicht in eine gottverlassene Theologie ein sicheres Urtheil gewonnen werden über die Unmöglichkeit, dem eigenen geistlichen Bedarf zu genügen und dereinst eine Gemeinde mit gutem Erfolg und gutem Gewissen

zu weiden. Wer solch einen Einblick nicht gewinnt, der schwankt nun unsicher hin und her und verfällt der Gefahr der Gesinnungslosigkeit, die um so schlimmer ist, je mehr man sich an sie gewöhnt.

Es muss dem, der an das Studium der systematischen Theologie herantritt, zum Bewusstsein kommen, dass die Beteiligung der eigenen Person hier von vornherein eine andere ist, als bei den mehr historischen und exegetischen Disziplinen. Man kann die Bilder der kirchlichen Vergangenheit an sich vorüberziehen lassen und mit Interesse dabei verweilen, ohne dass eine innerliche Erregung, ein Appell an die Stellung der eignen Person zu den Mysterien des christlichen Glaubens damit verbunden sein müsste; man kann sich die bunte Mannigfaltigkeit der kritischen Anschauungen und der exegetischen Versuche hinsichtlich der H. Schrift vortragen lassen, „zu einstweiliger Kenntnissnahme“, wie denn niemand, nähme er's auch noch so ernst, über die hier sich darbietenden Probleme sofort ins Klare zu kommen vermag: aber wenn sich's nun darum handelt, den Glaubensbesitz zu fixieren, welcher die Frucht unsers geistlichen und theologischen Studiums sein soll, wenn der Glaubensbesitz, welchem der Lehrer Ausdruck gibt, in Wechselbeziehung tritt mit dem des Hörers, da wird die persönliche Beteiligung doch in anderer Weise wach gerufen, und es wäre unnatürlich, ja überaus bedenklich, wenn einer dabei sitzen wollte wie etwa beim Vortrag eines philosophischen Systems. Freilich kann die Schuld dabei auch

an dem Lehrer liegen. Von ihm ist zu verlangen, dass er es seinen Schülern unmöglich mache, die Sätze der Dogmatik und Ethik wie die getrockneten Blumen eines Herbariums zu betrachten und hinzunehmen. Man wird wohl, was ich hier meine, von der Ethik am ehesten gelten lassen, dass sie nämlich, indem sie das Bild des christlich-sittlichen Lebens zeichnet, ganz von selbst eine Frage an den Zuhörer stellt, die Frage, wie sein eigener sittlicher Stand sich dazu verhalte: aber weniger vielleicht darf man bei der Dogmatik auf Zustimmung hoffen, zumal wenn sie nach dem hergebrachten Schema abgehandelt wird, mit Beifügung einer Geschichte der verschiedenen „Anschauungen“ und weiterhin einer eignen Epikrise. Da stellt sich nicht sofort ein Verhältnis zwischen dem eignen Glaubensbesitz und dem Glaubenskompex heraus, und das kritische Begucken und Benagen der einzelnen Glaubenslehren lässt die Seele leer oder beschäftigt nur jene oberflächlichen Geister, welche meinen, dass durch solche Operationen man zu einer Glaubensüberzeugung komme. Ich bin doch der Meinung, dass dem Dogmatiker nicht minder wie dem praktischen Geistlichen das Bewusstsein innewohnen müsse, dass er Verwalter über Gottes Geheimnisse sei (1.Kor.4, 1), nur in höherer oder meinetwegen tieferer Weise. Es macht einen jammervollen Eindruck, wenn er an diesen Mysterien wie an einem corpus vile herumschneidet, um seine Geschicklichkeit im Sezieren dabei zu zeigen und seine Schüler dazu anzuleiten. Es ist ja recht viel

Menschliches in der Dogmatik, denn wir tragen den Schatz in irdenen Gefässen und wollen das nie vergessen; aber traurig wäre es doch, wenn der dogmatische Vortrag nur die Empfindung erweckte, dass es sich hier um eine Garnitur von Präparaten handle, die man zu prüfen und unter denen man für sich auszuwählen habe. Beim Eintritt in das Lehrgebäude der Dogmatik soll es dem Hörer zu Mute sein, wie wenn er in einen Dom eintrete, vor dessen überragender Grösse und Majestät ihm zunächst die Lust am kritisieren vergeht. Die Macht der christlichen Ideen, der Gottesgedanken, die in Thatsachen sich verkörpert haben, wie sehr auch Menschengedanken, ja menschliche Irrtümer dabei sich einmischten, muss auf ihn einwirken, ihn niederdrücken und erheben, ehe es nur zur Beurteilung kommt. Lernen, lernen soll man zuerst, seine Schuhe ausziehen auf dem heiligen Boden, nicht aber mit vorwitzigem Munde drein reden und nach den eignen kurzen Gedanken die Heiligtümer Gottes kritisieren. Denn um auf irgend welchem Gebiete recht zu kritisieren, bedarf es eines kongenialen Geistes, der erst zur entsprechenden Höhe hinaufgezogen worden ist; sonst gleicht er dem Schuster vor dem Gemälde des Apelles. Als Goethe nach Italien kam, kritisierte er zunächst gar nicht, sondern „machte grosse, grosse Augen.“ Dadurch hat er hinterher auch das Kritisieren gelernt.

Auch hier setze ich voraus, dass ein junger Theolog, welcher in seinem Studium bis zur systematischen

Theologie vorgerückt ist, ein gewisses Mass von christlicher Ueberzeugung oder doch Sehnsucht nach christlicher Ueberzeugung mitbringe. Soviel darf man ihm zutrauen und von ihm fordern, dass er von dem Christentum einen innerlich heilenden und rettenden Einfluss erwartet, dass er nicht gleichgültig und gesinnungslos dem Zentrum der Theologie sich zuwendet. Damit ist nicht gesagt, dass sein Glaubensbesitz schon ein grosser oder dass er bereits zu einer innerlichen Entscheidung gekommen sein müsse. Aber eine suchende, eine aufrichtig suchende Seele muss es sein, die in einem Lebensverhältnis zu ihrem Gotte steht, zu ihm redet, seiner wartet. Die Dogmatik und ebenso die Ethik sind ja zunächst nicht dazu da, Glauben zu wecken oder christliches Leben zu erzeugen; sie zeigen nur, was der Inhalt und Zusammenhang des christlichen Glaubens, was die Art und der Fortschritt des christlichen Lebens sei. Aber doch wird, wenn dem aus dem Munde eines solchen Ausdruck gegeben wird, der selbst im Glauben steht und die Konsequenzen für sein Leben daraus zieht, es auch mitten unter den wissenschaftlichen Untersuchungen an einem Hauche des Lebens nicht fehlen, welcher der suchenden Seele belebend entgegenkommt und sie zugleich innerlich fördert. Vorschnelle Entscheidungen, wie sie ja bei der raschzugreifenden Jugend vorkommen, sollen damit nicht empfohlen werden; man kann in seinem Glaubensleben und in seiner theologischen Erkenntnis wachsen, ohne über die jeweiligen Probleme der systematischen

Theologie noch im Klaren zu sein oder gar abzuschliessen, und es thut nicht gut, wenn nach vor-schnellem Abschluss man zu Retraktionen sich ge-nötigt sieht.

Das grösste Hindernis, welches zur Zeit einem gedeihlichen Studium der systematischen Theologie sich entgegenstellt, ist die Unterordnung der theologischen Erkenntnis unter die jeweiligen übliche, natürlich-philosophische. Es ist ja für jeden, welcher Augen hat zu sehen, offenbar, dass nicht sowohl die materialistische, darwinistische, atheistische Weltauffassung, sondern die allmählich beliebt gewordene Kantische, antimetaphysische Erkenntnislehre das Hemmnis ist, welches auch ernster Gesinnte, von der Macht des Glaubens Erfasste, dem kirchlichen Bekenntnis, ja vielmehr dem gemein-christlichen Dogma entfremdet. Jene, die materialistisch Gesinnten, studieren nicht Theologie, oder man darf doch erwarten, dass sie bald wieder davon loskommen. Ich verkenne dabei durchaus nicht, dass der Einblick in den Zusammenhang, in die Uebergänge der organischen Schöpfung, wie sie die Darwinistische Richtung und Forschung in bewundernswürdiger Weise an den Tag gebracht hat, für viele auch ernster Gesinnte eine Versuchung werden kann. Die jungen Leute, auch unreife Gymnasiasten, strömen herbei, wenn es gilt, von dieser Lehre etwas zu erschnappen. Es ist wie ein Zaubertrank, den sie einnehmen, eine Art magischer Berückung, wenn man sie sehen lässt, wie alles so ganz von sich selber geworden, ohne Beihilfe einer

höhern Hand. Ein ungeheurer Aufwand von Phantasie hilft dabei den fehlenden Entwicklungsreihen nach. Die kundigsten Naturforscher sprechen es aus, dass eine überaus beschränkte Anzahl von Fällen, und solche wiederum nur innerhalb eines engbegrenzten Gebietes es seien, wo man von Thatsachen, von wirklichen Beobachtungen vollzogener Uebergänge reden könne. Logisch und spekulativ betrachtet, sagt man dort, ist diese Deszendenztheorie vorzüglich; aber angesichts der geringen Anzahl thatsächlicher Beweise, nämlich wirklich beobachteter Variabilität der Spezies, ist sie eine ganz kolossale Hypothese. Es mag hier am Platze sein, einige Aeusserungen des berühmten Naturforschers Agassiz in Erinnerung zu bringen, welche die vorliegende Frage berühren: „Ich finde es unmöglich, schreibt er (Louis Agassiz's Leben und Briefwechsel, Berlin 1886, S. 225), die biologischen Erscheinungen, welche auf der Oberfläche unsrer Erde vor sich gegangen sind und noch vorgehen, nur der Wirkung physikalischer Kräfte zuzuschreiben. Ich glaube, dass sie sowohl in ihrer Gesamtheit als einzeln dem direkten Eingriff einer schöpferischen Macht zuzuschreiben sind, welche frei und in selbständiger Weise handelt . . . Ich habe versucht, diesen beabsichtigten Plan in der Organisation des Tierreichs anschaulich zu machen, indem ich zeigte, dass die Verschiedenheiten bei den Tieren nicht eine greifbare Kette bilden, einer Reihe von physikalischen Erscheinungen entsprechend, die durch dasselbe Gesetz zusammenverbunden sind, sondern sich viel-

mehr als die Phasen eines Gedankens darstellen, welcher auf ein bestimmtes Ziel ausgeht. Ich glaube, wir wissen genug von vergleichender Anatomie, um auf immer den Gedanken an eine Umwandlung der Organe eines Typus in die eines andern aufzugeben. Die Metamorphosen verschiedener Tiere, besonders die der Insekten, die so oft als Stütze dieser Annahme angeführt werden, beweisen durch die Beständigkeit, mit der sie sich in unzähligen Arten wiederholen, gerade das Gegenteil. Haben wir nicht in der Beharrlichkeit dieser Metamorphosen, die für jede Art eine verschiedene ist und sich jährlich in hunderttausenden von Arten wiederholt und dies, seit die gegenwärtige Ordnung der Dinge auf Erden herrscht, immer gethan hat, den sichersten Beweis, dass die Verschiedenheit der Typen nicht äusserlichen, natürlichen Einflüssen zuzuschreiben ist? Ich habe diesen Gedanken durch alle Klassen des Tierreichs verfolgt. Ich habe auch versucht, die direkte Einwirkung einer schöpferischen Macht in der geographischen Verbreitung der organischen Wesen auf der Oberfläche der Erde nachzuweisen, wo die Arten genau begrenzt sind . . . Die Reihe von Reptilien, z. B. in der Familie der Eidechsen, zeigt fusslose Formen, Formen mit rudimentären Füßen, dann solche mit aufeinanderfolgend grösserer Anzahl von Zehen, bis wir auf scheinbar unmerklichen Stufen die Gattungen *Anguis*, *Ophisaurus* und *Pseudopus*, die *Chamaesaurier*, *Chirotes*, *Bipes*, *Seps*, *Scincus* und endlich die eigentlichen Eidechsen erreichen. Man sollte

meinen, dass diese Formen jedem vernünftigen Menschen als die Umwandlungen einer einzigen Urform erscheinen müssten, da die Abweichungen sich so nahe berühren; und doch verwerfe ich jede solche Annahme und finde, nachdem ich den Sachverhalt gründlich studiert habe, darin einen entschiedenen Beweis der Erschaffung aller dieser Arten. Es darf nicht vergessen werden, dass die Gattung *Anguis* Europa angehört, *Ophisaurus* Nordamerika, *Pseudopus* Dalmatien und der Kaspischen Steppe, *Seps* Italien u.s.w. Nun frage ich, wie so getrennte Teile der Erde sich vereinigt haben könnten, um eine fortgesetzte Reihenfolge zu bilden, welche jetzt so auffallend verteilt ist, und ob der Gedanke dieser Entwicklung aus einer andern Quelle, als aus einem schöpferischen Plan stammen könnte, der sich in dem Raume offenbart? Dieser selbe Plan, diese selbe Beständigkeit in der Anwendung von Mitteln zu einem bestimmten Zweck, kann noch deutlicher bei dem Studium der fossilen Ueberreste der verschiedenen Schöpfungen erkannt werden. Die Arten aller Schöpfungen sind materiell und genealogisch so verschieden von einander, als diejenigen der verschiedenen Punkte der Erde. Ich habe hunderte von Arten verglichen, welche für identisch in verschiedenen aufeinanderfolgenden Schichten gehalten worden waren — Arten, welche immer zum Beleg eines, wenn auch noch so indirekten Uebergangs von einer Gruppe von Arten in eine andere angeführt werden — und ich habe immer deutliche spezifische Unterschiede zwischen ihnen

gefunden Die Annahme einer Hervorbringung neuer Arten durch die vorhergehenden ist eine ganz willkürliche, welche allen gesunden physiologischen Begriffen widerspricht. Und doch ist es wahr, dass, im ganzen genommen, sich eine Stufenreihe in den organischen Wesen der aufeinanderfolgenden geologischen Formationen offenbart und dass Ziel und Zweck dieser Entwicklung die Erscheinung des Menschen ist. Aber diese Aneinanderreihung aller aufeinanderfolgenden Wesen ist keine materielle; einzeln betrachtet zeigen diese Gruppen von Arten keine Verwandtschaft durch Zwischenformen, die genetisch von einander abstammen. Der Zusammenhang zwischen ihnen wird nur bemerkbar, wenn sie als ein Ganzes betrachtet werden, welches einer schöpferischen Macht entspringt, der alle das Dasein verdanken.“

Dies die Worte eines der Sache vollkommen mächtigen, hervorragenden Naturforschers, welcher in seiner Weise die Thatsachen vollkommen anerkennt, worauf der Darwinismus seine Hypothese stützt und dennoch andere Konsequenzen daraus zieht. Ich weiss wohl, was Darwin gegen jene Auffassung bemerkt: die Annahme solch eines gemeinsamen Planes, eines Schöpfungsplanes, welcher dieser Verwandtschaft, diesen Uebergängen, dieser Einheitlichkeit inmitten der Mannigfaltigkeit zu Grunde liege, sei keine wissenschaftliche Erklärung. Das Wissenschaftliche liegt also wohl darin, dass man um jeden Preis die Einwirkung aller schöpferischen Macht ausschliesst. Aber seid ihr dazu wirklich

im stande? Wäre nicht das angebliche Hervorgehen dieser einheitlichen und doch so unendlich mannigfachen Organisation aus unbewussten Trieben so bodenlos wunderbar und zugleich so unglaublich, wie wenn jemand aus der Mannigfaltigkeit und Einheitlichkeit eines gothischen Bauwerks dessen Durch-sich-selbstgeworden sein, statt nach dem Plane eines Baumeisters, behaupten wollte? Wenn man wissenschaftlich nur ein Verfahren nennt, bei welchem alle Teleologie von vornherein ausgeschlossen ist, so müsste als Triumph der wissenschaftlichen Erklärung dies angesehen werden, dass das Vernunft- und Sinnlose sich, ohne zu wissen wie, zu Vernünftigem und Sinnvollem gestaltet, während doch bei den menschlichen Bildungen, in dem uns zugänglichen Reiche der Zwecke, das Gegenteil der Fall ist. Wir wollen uns doch durch die Keckheit der Behauptungen, welche gerade auf diesem Gebiete uns entgentreten, nicht imponieren zu lassen. Ed. von Hartmann hat in seiner Philosophie des Unbewussten einmal in recht drastischer Weise der Erstarrung Ausdruck gegeben, welche den Menschen überkommt, wenn er sich in das Rätsel des Nicht-nicht-seins versenkt. Woher dies alles, warum dies alles? Hier gibts auch nicht einmal einen Versuch, ein Atom von eurer „wissenschaftlichen“ Erklärung. Ihr sollt euch dessen nicht rühmen gegenüber denen, die, statt nur zu erstarren und stumpf in dies Mysterium hineinzuschauen, eine Erklärung in dem Schöpfungsgedanken, in der Setzung eines schöpferischen Gottes suchen. Denn wir

thun es nicht willkürlich, sondern weil wir zweifellos und unwillkürlich von dem Endlichen dieses Weltganzen, in welches wir uns einordnen, zu dem Unendlichen, Absoluten hingetrieben werden. Es ist nicht wahr, dass man damit aus dem Zusammenhang der „wissenschaftlichen Erklärung“ heraustrete; denn unser ganzes menschlich-endliches Leben stützt sich auf diese Unendlichkeit. Der Unterschied unsers spezifisch-menschlichen Lebens von dem Leben des Tieres, mögt ihr ihn sonst erklären wie ihr wollt, fällt ohne diese Basis dahin. Wie sollte es denn unwissenschaftlich sein, wenn wir, darauf hingeleitet durch unser gesamtes menschliches Sein, nun auch für die Welterklärung davon Gebrauch machen, da unsre intellektuelle Thätigkeit ohne jene Basis und ohne diesen Abschluss ebenso haltungslos in der Luft schwebt, wie unser sonstiges gesamtes Leben? Wir haben ein auch wissenschaftliches Recht, über jenen blossen Stupor in Anglotzung des Unbegreiflichen hinauszugehen und eine Erklärung, wenngleich eine andersartige Erklärung in der Schöpfungsthatsache und in dem Schöpfer zu suchen. Aber lassen wir dieses erste Unbegreifliche — wie steht es denn mit den Anfängen des organischen Lebens: habt ihr uns da eine „wissenschaftliche Erklärung“ zu bieten? Wir sind jetzt weiter als je davon entfernt, ohne die Annahme eines „Zufalls“ die Entstehung einer Zelle zu erklären. Und dass die Hereinziehung eines Zufalls, und zwar gerade an dem alles bedingenden Anfangspunkt der Lebensentwicklung den Eindruck einer

„wissenschaftlichen Erklärung“ mache, wird niemand behaupten. Wo die Elemente, aus denen die erste Zelle sich zusammengesetzt hat, herkommen, wissen wir nicht, dafür gibt es keine „wissenschaftliche Erklärung“. Nun tritt also der „einmalige Zufall“ der Urzeugung ein, zu dessen Erklärung die Wissenschaft uns ebenfalls keinen Vorschub leistet. Nur das Staunen wird grösser, nicht das Verständnis, wenn man bedenkt, was alles in diesem ersten organischen Gebilde an Inhalt beschlossen ist. Diese ungezählte Reihe von Organismen, diese Fülle, dieser Reichtum, diese Schönheit — wenn man nur den Flügel eines Schmetterlings unter dem Mikroskop betrachtet — diese Sinnigkeit der Anordnung, dieses Ineinandergreifen, dieser Fortschritt vom Einfacheren zum Zusammengesetzten und Komplizierteren: dieses alles, mag's nun im Kampf ums Dasein oder durch Zuchtwahl, durch Anpassung u. s. w. sich realisiert haben, muss doch als in dem ersten Anfang potentiell gesetzt angenommen werden, weil es sonst actu nicht hätte daraus hervorgehen können. Dies alles mithin hangend in letzter Instanz an dem „einmaligen Zufall der Urzeugung“, wovon Ed. v. Hartmann mit Recht bemerkt: „die Wunder werden nicht dadurch erklärt, dass man sie aus einem unendlich wunderbareren ‘Urwunder’ ableitet und dieses als selbstverständlich und keiner Erklärung bedürftig gelten lässt“. Oder wäre es vielleicht leichter, „wissenschaftlicher“, den Zufall sich mehreremal wiederholen zu lassen, damit so die Entwicklung beschleunigt

würde? Nun, dann käme, wie Hartmann mit Recht bemerkt, nur noch eine grössere Merkwürdigkeit hinzu, nämlich diese, „dass jener Zufall stets in einer Weise eintrat, welche die Dauer jener Produkte in sich schloss“. Warum gerade immer dieser Eine Zufall und immer mit derselben Wirkung? Denn nun muss man weiter annehmen, dass, „wenn einmal durch jenen Urzeugungszufall organisches Leben in irgend einer der uns bekannten Gestalten geschaffen war, die so gegebenen Umstandskombinationen wirklich ausreichten, um mit alleiniger Hilfe der unorganischen materiellen Kräfte sich selbst und dadurch den vitalen Funktionen ihren Fortbestand zu sichern“ (vgl. überhaupt meinen Aufsatz „Wandelungen“ in der N. K. Zeitschr. I (1891), 285 ff.).

So liegen die Dinge hier thatsächlich, und nur im Vorübergehen will ich hinzufügen, was ich a. a. O. ebenfalls ausführlicher konstatiert habe, dass nach dem Urteil der ersten Auktoritäten auf dem Gebiete der Anthropologie von irgendwelchem thatsächlichen Beweis der Herstammung des Menschen von den Affen keine Rede sein kann. „Im Augenblick können wir sagen, dass unter den Leuten aus alter Zeit sich keine gefunden haben, die etwa den Affen näher gestanden als wir“. . . . „Wir haben vergeblich jene Zwischenglieder gesucht, welche den Menschen mit dem Affen direkt verbinden sollen: der Vormensch, der eigentliche Proanthropos, ist noch nicht gefunden“ (Virchow).

Also wenn man diese Lage der Dinge nüchtern

betrachtet, ist es schwer zu verstehen, wie ein junger Theolog, in welchem ein Rest oder ein Anfang lebendiger religiöser Gesinnung ist, dadurch in seiner Hingabe an die Heilswahrheit und im Studium derselben könnte gehemmt werden. Es wäre auch bei den andern kaum verständlich, mit welcher Zähigkeit man an jenen Theorien und Hypothesen hängt, wenn man nicht um jeden Preis den Gedanken an Schöpfung, Schöpfungsplan, Teleologie u. s. w. als „unwissenschaftlich“ fernzuhalten entschlossen wäre. Lieber das exorbitanteste Wunder, wie kein zweites in der gesamten Heilsgeschichte sich findet, festhalten, wenn nur nichts „Mystisches“, nichts Göttliches dabei vorkommt. Es muss sich alles von selbst so gemacht haben wie es ist, wenn auch für keinen Verstand, weder einen natürlichen noch einen christlichen, einleuchtet, wie es sich so gemacht haben könnte.

Für den Theologen also, der nur von dem Eingreifen des Göttlichen in das Endliche, von dem Innenwirken desselben in letzterem lebt, kann in dieser Sachlage kein Hindernis des Studiums gefunden werden. In Wirklichkeit ist die Wendung, welche die systematische Theologie neuerdings genommen, vielmehr aus jenem unseligen Einfluss zu erklären, welchen, wie schon vor alters, die jeweils herrschende Philosophie ausübte. Freilich so, dass die bezeichnete naturwissenschaftliche Richtung, ja vielmehr der in der gesamten modernen Welt herrschende Gegensatz gegen alles Transzendente, „Metaphysische“, für diese Philo-

sophie massgebend war. Dass solch ein Einfluss von der allgemeinen Stimmung aus, die in den Naturwissenschaften ihren präzisesten Ausdruck fand, auf die Philosophie und von da weiter auf die Theologie geübt ward, kann einen Geschichtskundigen nicht wohl als Novum befremden; verwunderlich ist nur, dass es gebildete Theologen gibt, welche sich anstellen, als ob diese antimetaphysische Philosophie nun ein für allemal die herrschende und allseits anerkannte bleiben werde. Mit grosser Naivität stellen sie an alle Vertreter der Theologie die Anforderung, prinzipiell die Realitäten des Glaubens so zu behandeln, als ob diese antimetaphysische Philosophie unbestritten recht hätte und die Theologie als Magd derselben einfach ihren Weisungen folgen müsste. Das Beispiel Ritschls ist für diese Sachlage charakteristisch und instruktiv. Nachdem zuvor vielfach so geredet worden war, als habe die Metaphysik in der Theologie überhaupt nichts zu suchen, bezeichnete es Ritschl (Theol. u. Metaph. 1881, S. 38) als „eine unüberlegte und unglaubliche Behauptung“, dass er „alle Metaphysik aus der Theologie ausscheide“. „Denn wenn ich in der Theologie wissenschaftlich befähigt bin, und das ist mir im allgemeinen noch nicht bestritten worden, so werde ich eine Erkenntnistheorie befolgen, welche in der Bestimmung der Erkenntnisobjekte sich nach einem Begriff vom Dinge richten, also metaphysisch sein wird.“ Sonderbar ist es freilich, dass die Erkenntnislehre sich hier nach der Metaphysik richten soll, nicht die Meta-

physik nach der Erkenntnislehre. Mir scheint das eine Konfusion zu sein. Indessen die Entscheidung darüber will ich den Philosophen überlassen. Bedeutungsvoll für uns ist jedenfalls dieses, dass „nach dem Begriff vom Ding“, welchen der „wissenschaftlich befähigte“ Theolog gemäss der „Erkenntnislehre“, die er „befolgt“, konzipiert hat, sich für ihn sein Verhältnis zu den Objekten des dogmatischen Erkennens „richtet“. Ist also dieser wissenschaftliche Mann zufällig Kantianer oder kommt es gelegentlich so zu stehen, dass die Kantische Philosophie die herrschende ist, so wird dadurch von vornherein über das Mass der Objektivität entschieden, welches der Theolog den geistlichen Realitäten zuzuschreiben hat. Ob er bei der Erscheinung oder bei der subjektiven Vorstellung stehenzubleiben oder über diese hinauszugehen, zum Wesen der Dinge an sich vorzudringen habe, hierfür empfängt er Weisung von seiner Erkenntnislehre: er darf letzteres thun, so lange eine platonische oder ihr ähnliche Erkenntnislehre gäng und gäbe ist; wenn aber der Kantianismus oder eine ihm verwandte Richtung obenauf gekommen ist, wirds ihm verboten. Das nennt man dann Unabhängigkeit der Theologie von der Philosophie.

Man wird hieraus nun wohl erkennen, warum ich früher den angehenden Theologen das Studium der Philosophie so dringend empfohlen habe. Wahrlich nicht, damit sie sich eine Erkenntnislehre oder gar eine Metaphysik zurechtmachen sollen, wornach sie nun die theologischen Probleme zu bearbeiten hätten.

Sondern damit sie aus der Philosophie, insbesondere aus der Geschichte derselben, lernen möchten, wie und auf welchem Wege die verschiedene Stellung des erkennenden Subjektes zu den Objekten zu stande kommt und wie dieselbe im Laufe der Zeit sich abwandelt. Dadurch werden sie bewahrt vor jener Verantheit, wie sie gerade bei der unreifen Jugend sich häufig findet, dass man bei irgend einem Weltweisen den Stein der Weisen zu finden sich einbildet und dann in der Regel von der fortschreitenden Bewegung sich überholt sieht. Denn wenige haben, wie seinerzeit Daub, die Geisteskraft und Beweglichkeit, den weiteren Entwicklungen gleichmässig zu folgen.

Gerade weil in der Gegenwart die Philosophie lange nicht mehr die Rolle spielt, wie am Anfang dieses Jahrhunderts, kann es geschehen, dass die wenigen Brocken, welche unsre jungen Leute auflesen, etwa über den Unterschied von Seinsurteilen und Werturteilen, oder über die Endlichkeit des Erkenntnisprozesses u. s. w. ihnen imponieren und wie ein Evangelium erscheinen. Historisch-philosophische Bildung kann davor bewahren. Zudem, wie ich anderwärts ausgeführt habe, scheinen wir jetzt auf dem Wege zu sein, wo die eine Zeitlang verschmähte Metaphysik ihre Rechte wieder geltend macht, und wo nun wohl allmählich auch die verwunderliche antimetaphysische Sicherheit der Theologen, soviele ihrer in das Schlepptau der Philosophie sich nehmen lassen, erschüttert sein wird.

Wie dem aber auch sein möge, jedenfalls möchte

ich denen, welche an das Studium der systematischen Theologie herantreten, dringend empfehlen, dass sie sich die Einfalt des christlichen Glaubens, wie gering auch das jeweilige Mass desselben sei, nicht durch philosophische Künste verwirren lassen. Es gibt keinen christlichen Glauben, der nicht in der Hingabe an Gott in Christus dasjenige, woran er sich hingibt, als objektiv-real setzt. Keine Erkenntnislehre, von woher sie sonst stamme, kann ihn in dieser Setzung irre machen, er müsste denn sich selbst aufgeben. Man mag die sittliche Seite und Wirkung des Glaubens noch so sehr betonen, wie sie denn in der That für die Vergewisserung des Glaubens grundwesentlich ist, niemals kann die Setzung der obersten Glaubensrealität in ein sachliches Abhängigkeitsverhältnis zu dieser sittlichen Erfahrung treten oder gar als blosses Postulat derselben angehängt werden. Niemals verträgt es der Glaube, dass der Erscheinung Gottes sein Wesen gleichgesetzt und insofern dessen Transcendenz aufgehoben werde. Das ist ihm ebenso unmöglich, wie wenn man die ansichseiende Subjektheit des wirkenden und in solcher Wirksamkeit erscheinenden Menschen auf diese Erscheinung reduzieren wollte. Den Wesensunterschied Gottes von der Kreatur, von dessen Setzung der Glaube lebt, entnimmt er — ich will gegenüber obstinatem Unverstand, wie er neuerdings wieder hervorgetreten, dies nochmals betonen — nicht aus irgend einem allgemeinen Gottesbegriffe, wie ihn der natürliche Mensch oder die Metaphysik irgend einer philosophischen

Schule sich konstruiert hat, sondern er entnimmt ihn *ex propriis*, aus jener Erfahrung des Heilsgottes, der ihm zum Leben, zum geistlichen Leben verholfen hat und von dessen Gemeinschaft er lebt. Wenn ich diesen Wesensunterschied nach hergebrachter dogmatischer Weise mit dem Ausdruck der Absolutheit Gottes bezeichnete, der aus dem philosophischen Sprachgebrauch her stammt, so habe ich nicht unterlassen zu sagen, dass seine Genesis diesmal direkt aus der spezifisch-christlichen Erfahrung stamme; daher denn die Annahme, dass er aus der natürlichen Erkenntnis oder aus philosophischer Metaphysik herübergenommen und der theologischen Gotteslehre zu Grunde gelegt sei, eine bewusste oder unbewusste Fälschung ist.

Als eben diesen mithin, wie der Glaube Gott erfasst hat, muss ihn die Theologie setzen, wenn sie anders Glaubenserkenntnis sein soll. Die Beziehung Gottes auf den Glauben, der Wechselverkehr mit Gott im Glauben trägt eine Fülle von Merkmalen des göttlichen Wesens in sich, welche schon der Glaube und weiterhin die Glaubenserkenntnis in einem Subjekte, in einer diesen Merkmalen entsprechenden Persönlichkeit zusammenzufassen genötigt ist. Insofern geht der Glaube allemal über die blosse Erscheinung als solche hinaus. Er würde Gott verlieren, wenn er ihn nicht als ein an-sich-seiendes Subjekt auffassen dürfte, dessen diese Erscheinung und Wechselwirkung ist. Der Theologie kommt es zu, jene Aeusserungen des göttlichen Subjektes gemäss den menschlichen Denkformen in der

Einheit desselben zusammenzufassen, wobei die prinzipielle Voraussetzung, wiederum eine solche des Glaubens, zu Grunde liegt, dass das menschliche Wesen an sich und in seiner Erneuerung dem göttlichen nicht schlechthin inkongruent sei. Ja vielmehr, es liegt dieser Zusammenfassung in Form der menschlichen Erkenntnis die Thatsache zu Grunde, die als solche im Glauben erfahren wird, dass in jenen mannigfachen Manifestationen und Bezeugungen des göttlichen Subjektes die Einheit desselben zugleich sich abpräge, in Wirklichkeit und insofern wahrnehmbar, wenngleich noch nicht für die Erkenntnis vermittelt. Dabei bleibt es immer an dem, dass nur auf dem Wege solcher Ein- und Wechselwirkung es zu einer Erfahrung und Erkenntnis des an-sich-seienden Gottes kommt; dass mithin die Theologie es mit einem An-sich Gottes, welches auf einem andern Wege erkennbar wäre, nicht zu thun hat. Eben darin beruht es, dass die Theologie keine spintisierende Wissenschaft ist, die aus freier Hand, von selbstgefundenen Begriffen aus, das göttliche Wesen zu erfassen sucht, etwa nach der Regel der Widerspruchslosigkeit oder nach der Regel, dass dem Denknöthwendigen die Wirklichkeit entspreche, sondern eine durch und durch positive Wissenschaft, die nur mit gegebenen Grössen rechnet, indem sie das Verhältniss dieser gegebenen Grössen untereinander zum Verständnis bringt.

Der Erkenntnisprozess als solcher ist für den Menschen überall der gleiche und folgt den nämlichen

Gesetzen. Die Modifikation, welche er erleidet, liegt in den Objekten. Es gibt Objekte, welche dem natürlichen, gottentfremdeten Menschen gar nicht oder doch in verzerrter Gestalt nahetreten, so dass der Erkenntnisprozess mit Notwendigkeit irregeht. Dadurch dass wohl einzelne Strahlen, einzelne Seiten in die Perzeption hineinfallen, aber ohne entsprechende Verbindung mit anderen Seiten, welche nicht wahrgenommen werden, oder mit dem Ganzen, das verborgen bleibt, tritt eine Verrückung desselben ein, um so unausbleiblicher, je mehr die menschliche Erkenntnis bestrebt ist, die fehlenden Stücke nach der Analogie der sonstigen natürlichen Erfahrung zu ergänzen. Dadurch geschieht es, dass die Vernunftthätigkeit, indem sie die geistlichen Objekte bearbeitet, Unvernünftiges zu Tage fördert, aus den Wirklichkeiten der geistlichen Welt Figmente macht, die nirgend als in dem subjektiven Hirn ihren Ort haben.

Es ist ein grosser Unterschied zwischen den Objekten der physischen und der geistlichen Welt, welche erstere dem Gebiete der Notwendigkeit, letztere jenem der Freiheit angehören. Aber es verhält sich nicht so, dass darum bei jenen die Subjektivität, die subjektive Selbstentscheidung hinsichtlich ihrer Setzung ausgeschlossen sei und nur bei diesen Platz greife. Wohl herrscht hier der Zwang der Thatsachen, der uns nötigt, die Realitäten als solche anzuerkennen. Aber doch nur, weil wir mit unserm Leben, mit unsrer Organisation in das Ganze dieser physischen Welt ein-

geordnet, auf die Wahrnehmung derselben angelegt sind: die so geartete Subjektivität ist die Voraussetzung solchen Zwanges. Ist diese Organisation an irgend einer Stelle durchbrochen, ist z. B. unser Auge nicht zu adäquater Wahrnehmung der Farben eingerichtet, so fällt der Zwang hinweg, mag die Wirklichkeit beschaffen sein wie sie wolle. Die Wirklichkeiten innerhalb der geistlichen Welt, die Objekte, welche dieselbe konstituieren und auf uns einwirken, sind nun nicht minder real wie jene physischen, und ohne entsprechende Subjektivität ist auch hier von einer wirklichen Perzeption und Vergewisserung derselben nicht die Rede. Aber das Gebiet der Freiheit, und zwar der speziellen geistlichen Freiheit, auf dem man sich hier bewegt, bedingt den Unterschied. Und darin liegt die besondere Schwierigkeit, welche an diesem Orte dem Verständnis sich darbietet. Indessen steht doch für die Erfahrung fest, dass die Analogie des Denkens, welche auf physischem Gebiet das Verständnis ermöglicht, auch hier nicht vermisst wird. Und ebenso, mag immerhin die Weise der Kongruenz nicht sofort auffindbar sein, dürfen wir behaupten, dass der Gebrauch der dort herrschenden Freiheit sich der Regel, der Folge von Ursache und Wirkung keineswegs entzieht. Die Freiheitsbewegung, die Art der Selbstentscheidung ist, nachdem einmal dem Subjekt die Welt der geistlichen Objekte sich erschlossen hat, in ihrem Verlauf, ihrer Ordnung nicht wesentlich verschieden von dem Gebrauch, welchen der natürliche

Mensch innerhalb des ihm zuständigen Gebietes von seiner Freiheit macht. Ueberall entscheidet sich, welchem Gute der Mensch sich zuwendet, nach der Stellung, welche er demselben unter der Gesamtheit der Güter anweist, und die Freiheit der Wahl geht auf diese dem Subjekt anheimgestellte Wertung zurück. Mag hier immerhin ein im letzten Grunde unberechenbares Moment hereinspielen, wodurch das wahrgenommene Gut seinen höheren oder niedrigeren Wert bekommt, und mag hierin schliesslich die Freiheit als nicht weiter zerlegbare bestehen, so ist doch der formale Prozess der Freiheitsbewegung und der daran weiter angeschlossenen Lebensbethätigung wesentlich der gleiche; die Folge von Ursache und Wirkung wiederholt sich in ihrer Weise hier ebenso wie auf physischem Gebiet, und eben dadurch wird der Verlauf dem menschlichen Verständnis zugänglich.

Der Dualismus ist der Tod aller wissenschaftlichen Erkenntnis. Wer eine unübersteigliche Schranke aufrichtet zwischen dem Endlichen und dem Unendlichen, der Erkenntnis des einen und des anderen, zwischen der Vergewisserung auf physischem und jener auf ethischem oder geistlichem Gebiet, zwischen Pistis und Gnosis, Glaubenserkenntnis und theologischer Erkenntnis, der ist in einem prinzipiellen Irrtum befangen und eben dadurch unfähig, zu wirklicher Erkenntnis vorzudringen. Zu Grunde liegt dabei nicht selten eine Art von Feigheit, dass man nicht wagt, die geistliche Erkenntnis als gleichberechtigt neben die natürliche

einzusetzen. Um dieser nicht unbequem zu werden und von ihr sich nicht inkommodieren zu lassen, sagt man, die erstere sei doch eine ganz andere als die natürliche; man könne sich ruhig allen Entdeckungen und Lehrsätzen derselben hingeben, ohne in Konflikt mit der Glaubenserkenntnis zu kommen. Das ist eine Selbsttäuschung, die auf die Länge nicht vorhält, und die am wenigsten bei denen verfangen wird, welche man durch solche Konzessionen gewinnen will.

Ihr, die ihr mit Gewinn und Erfolg in die systematische Theologie eintreten wollt, lasst euch durch solche Vorspiegelungen nicht irreführen. Sie sind guter Meinung ersonnen, als Beruhigungsmittel inmitten der schneidenden Gegensätze des natürlichen und des christlichen Bewusstseins, aber sie geben das Christentum preis, indem sie es vor dem feindlichen Andrang zu retten suchen. Lasst eure erste Sorge die sein, dass ihr euch der geistlichen Objekte wirklich bemächtigt, dass ihr in aufrichtiger Busse eurer Sünde und in lebendigem Glauben der Sündenvergebung in Christo innewerdet; dann wird die Erkenntnis von selbst nachfolgen, und wenn sie in Kollision tritt mit den Aussagen des natürlichen Bewusstseins, so werdet ihrs ertragen können. Denn jene Thatfachen des geistlichen Lebens sind es, von denen nun unsre menschliche Subsistenz bedingt ist, und die wir darum viel weniger aufzugeben im stande sind als die natürliche Gewissheit. Hält man uns eine Theorie entgegen, wornach alles Endliche immer nur durch Endliches bedingt sei

und man darum auch bei Erklärung endlicher Dinge und Verhältnisse immer zunächst auf endliche Kausalitäten hingeführt werde, so widersprechen wir dem auf Grund unsrer Glaubenserfahrung, wonach,* wenn gleich immer durch endliche Media, der unendliche, ewige Gott uns in Christo unmittelbar nahegetreten ist. Auch für den natürlichen Menschen wird es dabei bleiben, was Schleiermacher mit Recht als die Grundlage aller Religion bezeichnete, dass neben und inmitten der Bedingtheit von Endlichem ein schlechthiniges Abhängigkeitsgefühl ihn mit dem Unendlichen, Göttlichen in unmittelbare Beziehung bringt. Und wenn das einmal der Fall ist, so werden wir auch, auf Grund der spezifisch-christlichen Gotteserfahrung, über die von Schleiermacher aufgerichtete Schranke hinausgehen und Gott nach Massgabe solcher Erfahrung zu erkennen versuchen dürfen. Es ist nicht wahr, dass das Absolute, nämlich der absolute persönliche Gott, der in unser persönliches Leben hineingewirkt und uns zu andern Menschen gemacht hat, bloss ein „Grenzbegriff“ für uns sei und bloss negativ sich bestimmen lasse. Das anzunehmen wäre der Tod aller Dogmatik, mag man dabei immerhin von subjektiven religiösen Empfindungen, Gemütszuständen, Wahrheiten u. s. w. reden. Die ganze h. Schrift, auf ihrer ersten bis zur letzten Seite geht von der Grundvoraussetzung aus, dass solche Objektivität des Göttlichen seine thatsächliche Präsenz und Erfassbarkeit bestehe, und ein Bruch hiermit ist nicht ein solcher mit einer philosophischen Doktrin,

sondern mit der Offenbarungsurkunde selbst und mit den Grundprinzipien des darauf basierten, ihr kongruenten Glaubens. So lange man daher Dogmatik in der Kirche getrieben hat, nämlich eine Dogmatik, welche das historisch-gegebene Christentum für sich massgebend sein liess, hat man jene Grundvoraussetzung geteilt: nur mit dem Christentum selbst wird man diese Behandlung der Dogmatik aufgeben.

Von hier aus ist den angehenden Theologen der Weg gezeigt, auf dem sie der systematischen Theologie, zunächst der Dogmatik, sich bemächtigen sollen. Es gibt ja keine grössere Unwahrheit als die römisch-katholische Meinung, dass vermöge des unfehlbaren Lehramtes Irrtum in der Lehrentwicklung der Kirche vermieden worden sei. Würde nicht in der römischen Kirche das Gewissen der Kleriker von vornherein unter den Gehorsam der kirchlichen Auktorität gebeugt und dadurch korrumpiert, so wäre es unbegreiflich, wie ein redlicher, frommer Mensch bei solchen Unwahrheiten es aushalten könnte. Ein ehrliches, protestantisches Gewissen braucht Zeit, um sich in die That-
sache hineinzufinden, dass solche Schlangenwindungen und Verdrehungen mit wirklicher Ueberzeugung sich verbinden können. Aber wenn wir dieses offen aussprechen und hinzufügen, dass uns ein Irrtum auf unsrer Seite lieber, weil sittlich unschädlicher, erscheint, als die tendenziöse Hinterziehung der Wahrheit auf jener, so wollen wir doch nicht in das entgegengesetzte Extrem verfallen und wollen uns die Wahrheit nicht nehmen

lassen, welche dort in karikiertem Gestalt vorliegt. So gewiss wir an Einen Herrn Jesum Christum glauben und durch diesen Einen selig zu werden hoffen, so gewiss kennen wir auch nur Einen Leib des Herrn, die una sancta catholica ecclesia, die Gemeinschaft der an Christum Gläubigen, welche durch alle Zeiten der kirchlichen Entwicklung, der Spaltungen und Lehrstreitigkeiten sich hindurchgezogen hat bis auf diesen Tag und der wir angehören, so gewiss wir Christi eigen sind. Wir verschmähen die schlechte Nutzanwendung, welche in neuerer Zeit vom Standpunkte eines blinden Patriotismus aus zu gunsten der Union von der una sancta gemacht worden ist — das ist eine ähnliche Verdrehung der Wahrheit, wie dort die katholische — aber um so entschiedener bleiben wir dabei, die Einheit der Gemeinde Jesu Christi, der ecclesia proprie dicta, unbeschadet der konfessionellen Scheidungen und ihrer Berechtigung, zu vertreten und für die dogmatische Arbeit zu verwerten. Es ist ein kurzsichtiges und zugleich dem Glauben widersprechendes Verfahren, wenn man, statt diese Einheit im Sinne zu behalten, die kirchlichen Entwicklungen unter gewisse Schlagworte bringt und in dieses Prokrustesbett alles hineinzwängt: da thut sich dann eine Kluft auf zwischen der alten Kirche und der Periode der Reformation, an welche die Reformatoren nicht gedacht haben. Redet man von einer neuen, höheren Entwicklungsstufe, welche mit der Reformation erreicht worden sei, so verfälscht man nicht selten diese vollkommen richtige

Thatsache, indem man Gegensätze erfindet, die zwischen dem Glauben der alten Kirche, z. B. den ökumenischen Bekenntnissen derselben, und den Tendenzen Luthers obgewaltet hätten. Man arbeitet damit den Anklagen der römischen Polemiker in die Hände und verletzt den evangelischen Glauben selbst, welcher mit der Einheit der Kirche steht und fällt.

In der alten Kirche, ja auch in der mittelalterlichen liegen die Keime, aus denen darnach die Differenz der Konfessionen sich entwickelt hat. Wenn man altprotestantischerseits im apologetischen Interesse darauf aus war, Zeugnisse für die neuentdeckte evangelische Wahrheit dort zu finden, so war das freilich oft recht einseitig und irrig; aber doch keineswegs in höherem Grade, als wenn man neuerdings mit Gewalt all jene Glaubensäusserungen sofort im römisch-katholischen Sinne deutet, damit nun die evangelische Lehre sich reinlich von dieser kirchlichen Vergangenheit abhebe. Das Beispiel Augustins mag konkreter Weise belegen, was wir hier im allgemeinen behauptet haben. Es hat mir immer einen peinlichen Eindruck gemacht, wenn ich den Eifer bemerkte, mit welchem neuerdings die Differenz zwischen dem Augustinischen Rechtfertigungsbegriff und dem evangelischen hervorgehoben ward. Nun müsste man ja allerdings mit Blindheit geschlagen sein, wenn man diese Differenz, und natürlich gar nicht bloss in dem Wortbegriff von *iustificare*, nicht bemerkte. Aber ist denn damit die innere sachliche Verwandtschaft aufgehoben? Die Betonung der alleinigen Gnade,

wodurch wir gerecht werden, ist es, worin wir Augustin als unser eignes Fleisch und Blut erkennen, und dieses, das Entscheidende, bleibt uns bei aller Verschiedenheit des Justifikationsbegriffs. Es ist mir ganz aus der Seele geschrieben, was ein so vorsichtig abwägender Historiker wie Hermann Reuter in seinen trefflichen Augustinischen Studien (Gotha 1887) in dieser Hinsicht äussert. „Die in den Jahren 1830—70 viel gebrauchten Phrasen ‘Augustin ist der Vater des evangelischen Protestantismus, Pelagius der des Katholizismus’ werden heutigen Tages wohl noch selten gelesen. Die Unhaltbarkeit derselben ist seitdem anerkannt — aber auch die *particula veri* in jenen Sätzen. — Die deutsche Reformation ruht zuhöchst auf dem ‘evangelisch-Neuen’, was Luther erlebt — gelehrt hat, auf Originalem, nicht auf Entlehntem. Aber richtig bleibt doch, dass der historische Luther den ausdrücklichen Selbstbekenntnissen gemäss Augustiner (im dogmatischen Sinne) gewesen ist in einem Grade, dass man sagen muss, niemand könne beweisen, dass er, was er geworden, ohne Augustin geworden. — Ich muss bitten, mich nicht missverstehen zu wollen. Nicht das ist die Meinung, Luther wäre durch unsers Autors Schriften zum Reformator ausgebildet, — wie könnte diese Ausbildung überhaupt durch Bücher bewirkt werden! sondern der Augustinismus sei ein Mittel der Deutung der Erfahrungen seines religiösen Selbstbewusstseins. Das kann ja evident bewiesen werden, nicht bloss durch Erinnerung an seine eignen Erklärungen, sondern

auch durch Analyse mancher seiner und Melanchthons Schriften. Dass der letztere Augustins Theologie hie und da idealisiert, ist ebenso gewiss als das andere, dass er und Luther, durch jene partiell beherrscht, die neue Lehre mit dem alten Augustinischen Begriffsapparate verarbeitet haben. Aber darin haben beide nicht geirrt, dass sie dort ächt Evangelisches zu erkennen meinten. Die Methode, Stellen dieser Art als nicht in Betracht kommende Inkonssequenzen zu eliminieren, durch Vergleichung mit dem Katholischen in dieses umzudeuten, habe ich schon oben S. 55 verurteilt — den nach meiner Meinung richtigen Massstab angedeutet. Wir haben ein Recht, uns zu freuen über die herrlichen Bekenntnisse in betreff des Heilswertes des Kreuzes Christi, der Gnade Christi, der Natur des Glaubens, der Macht der Sünde, der Leugnung der mittlerischen Stellung der Priester, des allgemeinen Priestertums u. s. w., der Auktorität der heiligen Schrift, des Wesens der Kirche, wie dasselbe in dem 'zweiten Kirchenbegriff' (s. S. 250) enthüllt ist, und nicht zu trauern über den partiellen Konsensus, welchen keine noch so künstliche Interpretation wird stören können. Soll denn wirklich dieses oder jenes, weil wir es bei Augustin lesen, darum 'katholisch' gemeint, weil es in der Apologie der Augsburgerischen Konfession sich findet, darum evangelisch sein? — Das wäre doch in der That ein Urteil einer nichts weniger als kritischen Wissenschaft" (S. 512 ff.).

Wenn man Widersprechendes, Auseinanderklaffendes

bei Augustin findet, so freue ich mich auch darin des Urteils von Reuter (514), dass ein Auseinandergehen (selbstverständlich nicht jedes Auseinandergehen) der Intentionen eines Theologen ihm ein Beweis für den Reichtum des Geistes, für das Ringen und Arbeiten zu dem Zweck, den Gehalt des christlichen Glaubens zu erheben, sei — für den Tiefsinn des Christen, der sich nicht genügt in seinen „Werken“, auch nicht in seinen wissenschaftlichen. Und es ist schliesslich sehr wahr, wenn Reuter am Schlusse seiner Untersuchungen (516) hinzufügt, Augustins Name werde aller Irrungen, aller Härten, aller Widersprüche der Lehre ungeachtet im Bereiche beider Konfessionen mit Bewunderung gepriesen werden, wenn der der meisten seiner Kritiker längst vergessen ist.

In der That, wir Evangelischen, in deren Hauptbekenntnis die Worte zu finden sind, in doctrina ac ceremoniis apud nos nihil esse receptum contra scripturam aut ecclesiam catholicam, quia manifestum est, nos diligentissime cavisse, ne qua nova et impia dogmata in ecclesias nostras serperent (Epil.), wären doch in einer recht schlimmen Lage, wenn wir nicht überall in der Kirche, zumal in der alten, den Pulsschlag des gleichen evangelischen Lebens, immerhin in verkümmertem und unzureichendem Ausdruck, wiederfänden. Wem nicht bei der Lektüre Augustins, trotz seiner rhetorischen, akuminösen, in die Bahnen der korrumpierten katholischen Kirche einlenkenden Wendungen das Herz aufgeht, dem fehlt es an dem Sen-

sorium für das ökumenische Luthertum, er kommt von ihm ab, gerade indem er eine höhere Stufe der Entwicklung in ihm sucht und findet. Wer uns nachweisen will, dass doch Luther und die Reformation nur in uneigentlichem Sinne, nicht voll und ganz, zu den ökumenischen Symbolen der alten Kirche sich bekannt hätten, von dem wissen wir uns innerlich in demselben Masse geschieden, in welchem wir auf die Einheit der Kirche Gewicht legen. Es ist mir ganz aus der Seele geschrieben, wenn Reuter (513) die spitzfindigen, gekünstelten, der einfachen historischen Wahrheit widersprechenden Untersuchungen von Kattenbusch (über Luthers Stellung zu den ökum. Symbolen, Giessen 1883) desavouiert und jener outrierten und geistlosen Systematik, wonach man die Kirchen unter gewisse Grundgedanken „reinlich“ verteilt (z. B. „das Eigentümliche der griechischen Kirche sei darin zu sehen, dass sie in und mit der Theologie — Trinitätslehre — und Christologie das ganze Christentum behandelt habe“) die andersartigen Thatsachen entgegenhält (496). Die Dinge verlaufen in der Wirklichkeit gar nicht so glatt, als es der systematisierenden und rubrizierenden Theologie erscheint, und manche in Wirklichkeit vorhandene Grundgedanken treten in gewissen Zeiten und Kreisen nur darum nicht so oft und so deutlich hervor, weil andere Glaubenspunkte zeitgeschichtlich in den Vordergrund des theologischen Interesses gerückt waren. Man soll das Recht der geschichtlichen Inkonsequenzen stehen lassen, die ja auch im individuell persönlichen Leben

ihre hohe Bedeutung haben gegenüber der Sucht, gewisse richtige Beobachtungen über hervorstechende Charakterzüge eines Zeitalters oder einer Gemeinschaft mit steifer und unhistorischer Konsequenz durchzuführen.

Aber wie dem immer sei, jedenfalls darf man von einem evangelischen Theologen, welcher noch von der Einheit des Leibes Christi weiss und nicht in schlechten lutherischen Partikularismus sich verrannt hat, erwarten, dass er gleichwie im Leben so in der Lehre die Spuren des Einen seligmachenden Glaubens allenthalben in der Kirche wahrnehme. Es gibt kein Zeitalter in der christlichen Kirche, aus welchem dem aufrichtig und weitherzig evangelischen Christen nicht heimatliche Klänge entgentönten, ohne dass er um deswillen das Sensorium für die mancherlei Dissonanzen zu verlieren braucht. Denn auch die Wahrheiten, welche die Reformation und die evangelische Kirche neu hervorgezogen und wieder ans Licht gestellt hat, tragen in ihrer Weise und nach Massgabe ihrer geschichtlichen Bedingtheit ein zeitliches Gewand an sich und decken sich insofern nicht mit der absoluten Heilswahrheit. Mit ganzer Seele hänge ich an dem lutherischen, an dem paulinischen Lebenssatz von der Gerechtigkeit allein aus Gnaden durch den Glauben, diesem letzten und einigen Trost im Leben und im Sterben; aber um deswillen weise ich doch diejenigen nicht als Fremde und Feindselige zurück, die in Johanneischer Weise ihre Seele stillen in der Gemeinschaft mit Gott, dessen Liebe uns in Christo zu sich gezogen, ohne

dass der Gegensatz zwischen Glauben und Werken, der Gegensatz zwischen Menschlichem und Göttlichem sich mit gleicher Stärke bei ihnen hervordrängt. Denn es hängt von den Lebenserfahrungen des Christen ab, ob ihm jener Gegensatz so deutlich ins Bewusstsein getreten ist, ob nicht für ihn die Eine göttliche Gnade und Gabe, von der er lebt, beides zusammenschliesst, sein Glaubens- und sein Heiligungsleben. Es kann nicht leicht jemand stärker als ich gegen die Knechtschaft unter den Mönchsgelübden, zusamt der gesamten Gewissensvergewaltigung in der römischen Kirche, sich auflehnen, und die uns hierin von der römischen Kirche erworbene Freiheit erachte ich für das edelste Kleinod unsrer evangelischen Kirche. Aber ich kann dabei nicht vergessen, wieviel aufrichtig fromme Seelen, vor denen ich mich tief demütige, in den Klöstern sich um ihrer Seelen Seligkeit abgemüht haben, und es freut mich, auch in dieser Hinsicht Luthers Urteil mir aneignen zu können: *nam et haec evangelicae libertatis pars est, posse se subdere voto et legibus; et lex Dei non est ex fide, ait apostolus, utique nec ex libertate et contra evangelium, et tamen libere sub ea vivimus. Multi ergo liberi sub votorum servitute fuerunt* (Br. an Melanchthon vom 9. Sept. 1521, bei de Wette II, 45 ff.).

Ich wünschte, dass der Beginn des Studiums der systematischen Theologie von solcher Gesinnung und von dieser Erkenntnis aus erfolge, und immerhin halte ichs für möglich, dass eifriges Studium der Exegese

und der historischen Theologie hierfür einigermaßen die Bahn bereitet haben. Freilich sind meine Hoffnungen in dieser Beziehung nicht sehr gross; denn nicht bloss läuft man bei solcher Aussprache Gefahr, von den Heissspornen innerhalb der bestehenden Parteien attackiert zu werden, welche — sei es nun rechts oder links — das Luthertum und sein Verständnis allein gepachtet haben, sondern auch die jungen Leute, die Anfänger sind der Natur der Sache nach immer mehr geneigt, „konsequent“ einen einmal eingeschlagenen Weg zu verfolgen und die ganze Welt nur von diesem Wege aus zu beurteilen. Aber der geistliche Kosmos ist viel grösser, als dass ihr ihn von eurem „Standpunkte“ aus vollkommen zu würdigen vermöchtet; die Geheimnisse des Reiches Gottes und die verwickelten Gänge der allmählichen kirchlichen Erkenntnis fügen sich nicht leicht in die enge Schablone eurer paar „Anschauungen“. Nur der wird mit Frucht in die Hallen der systematischen Theologie eintreten, der sich durch sie nicht die Aussicht versperren lässt in die weiten Gefilde des kirchlichen Lebens, und dessen Prinzipien hoch und weittragend genug sind, um auch das Entlegene und Disparate in seiner Eigenart erfassen zu können. Es ist gar nicht nötig, dass darunter die Geschlossenheit und Festigkeit der dogmatischen Systematik Schaden leide. Im Gegenteil ist es die Probe für die richtige systematische Anlage, dass in dem weitangelegten und festgefügtten Bau all die mannigfachen, scheinbar heterogenen Momente der

Wahrheit Platz finden und am gegebenen Orte sich einreihen.

Ich hoffe, dass ich die Anforderungen nicht zu hoch stelle, und will man sie nicht als Forderungen annehmen, so mag man sie als Wünsche gelten lassen: ich möchte, dass wer dem Studium der systematischen Theologie sich widmet, einigermaßen in den Geist vergangener Zeiten eingedrungen sein möge, dass er mit den apostolischen Vätern, vielleicht mit Tertullian, jedenfalls mit Augustin Bekanntschaft gemacht habe. Augustins Konfessionen, Stücke wenigstens aus *de civitate Dei*, die schön und bequem geschriebene Schrift *de doctrina christiana*, wie pflegen diese in die Seele einzudringen und den Horizont zu erweitern! Auch von der Theologie des Mittelalters möchte ich die Anfänger der systematischen Theologie etwas kosten lassen, weniger zwar von der strengen Scholastik, die das jugendliche Gemüt in geringerem Masse anspricht, als von der Mystik, deren tiefe Innigkeit der religiös gestimmten Seele überaus wohlthut, so dass ich mir gar keinen wirklichen Theologen, vor allem auch einen praktischen Theologen, denken kann, der nicht Freude und Erbauung daran finden müsste. Die Schriften von H. Eckart und Tauler sind ja nicht schwer zu erreichen, und wer auch nur ein wenig in diese Welt sich eingetaucht hat, wird einen bleibenden Eindruck und Gewinn davontragen. Sollte wirklich einer steif und stumpf genug sein, um Thomas a Kempis nicht auf sich einwirken zu lassen, etwa um deswillen, weil hier neben

der evangelisch-begründeten Weltentsagung die ebenso begründete Weltbeherrschung nicht genügend zum Ausdruck gekommen ist? Oder sollte er, gerade wenn der Geist der Reformation ihn schon erfasst hat, nicht mit demselben Wohlbehagen sich in die „deutsche Theologie“ versenken, wie seinerzeit Luther, unangesehen die Differenzen, welche deren Grundanschauungen von denen der Reformation unterscheiden? Es ist ja zur Zeit verpönt, noch wie früher von „Reformatoren vor der Reformation“ zu reden, und ich traue mir soviel dogmatischen Verstand zu, dass ich die Unterschiede auch sehe; aber ich würde den jungen Theologen beklagen, der, etwa um seines ausgeprägten Luthertums willen, keine verwandte Saite in sich mitklingen hörte, wenn er sich in das Ringen und Kämpfen jener vorreformatorischen Theologen vertieft. Bekannt ist, wie hoch Luther den h. Bernhard gehalten hat, so gewiss ihm der Unterschied zwischen dessen und seinen eignen Anschauungen nicht entging. Die Glut der Liebe, die Versenkung in die Person des Erlösers, das dadurch bedingte Zurücktreten des eignen Ich kann nicht anders als das evangelische Gemüt anziehen, auch wenn dieses auf anderen Wegen zur Selbstverleugnung und zur Hingabe an Christum gekommen ist. Und wie sehr man auch den — früher nicht genug beachteten — Unterschied zwischen der Anselmischen und der nachmaligen evangelischen Versöhnungslehre betonen möge, keinenfalls wird man den Einfluss in Abrede stellen können, welchen dieselbe auf die

evangelische Theologie ausgeübt hat. Ich kann es daher nur empfehlen, dass die Studierenden schon während der Universitätszeit, indem sie der systematischen Theologie sich widmen, Bekanntschaft mit Anselms berühmtem Büchlein *cur Deus homo* machen. Sie finden darin auf der einen Seite echt evangelische Gedanken, begründet auf lautere Frömmigkeit, und bekommen zugleich einen Einblick in die üble rationalistische Weise der Scholastik, dieser immerhin noch sehr zahmen Scholastik, wo man mit allen möglichen und unmöglichen Gründen die kirchliche Lehre zu begründen suchte. Gerade um der Gegenwart willen, wo dieser Rationalismus, wo die Einmischung philosophischer Motive in die Theologie eine sehr deutliche Rolle spielt, aber auch wegen des erneuerten Kampfes über die Versöhnungslehre dürfte das Studium Anselms nicht ohne Gewinn sein.

Als selbstverständlich setze ich voraus, dass kein Theologie-Studierender die Universität verlässt, ohne die eine oder die andere Schrift von Luther gelesen zu haben. Er ist unvergleichlich, und keiner von allen, die man von der Apostel Zeit an nennen möge, auch Augustin nicht, reicht an ihn heran. Er greift so an das Herz, dass es bis in seine Tiefen erregt, erquickt, fortgerissen wird. Was ihm diese Wirkung sichert, das ist nicht bloss die Unmittelbarkeit und die Gewalt evangelischer Empfindung und Erkenntnis, sondern zugleich das deutsche Element, die überwältigende deutsche Rede. Es ist, als ob hier die Quintessenz des

Evangeliums mit der Quintessenz deutschen Geistes in einer Weise sich verbunden hätte, die jedem deutschen Manne, wenn nicht der Hass gegen das Evangelium in ihm lebt, das Herz abgewinnen müsste. Man hat, wenn man Luther reden hört, das Gefühl: hier bist du heimisch, hier vernimmst du Klänge aus dem Vaterhaus — in dem Manne hat in wunderbarster, nie widergekehrter Weise sich zusammengefasst und ausgedrückt, was unsre deutsche Art ausmacht, die Gabe und auch deren Schranke. Zu dieser Gabe rechne ich allerdings auch den ehrlichen deutschen Manneszorn, der herausflammt ohne zu schonen und zu berechnen, und nur die Kehrseite ist der kräftigen inneren Empfindung und Ueberzeugung; statt des heimlichen Intriguierens und Stechens, womit kleinliche und schwächliche Seelen sich begnügen, weil sie den Mut nicht haben, Auge in Auge dem Feinde gegenüberzutreten. Wobei ich freilich die Schranke jener Gabe, oder soll ich lieber sagen: den Ueberschuss, die Exuberanz derselben nicht übersehe. Aber der Fehler in excessu ist mir lieber als der in defectu.

Es sollte das Trachten jedes Theologie-Studierenden von Anfang an sein, in den Besitz von Luthers Werken zu kommen, wie das früher in der That bei einer nicht geringen Anzahl der Fall war. Es ist ein Jammer, dass die verhältnismässig billige Erlanger Ausgabe nach mehr als zwei Menschenaltern noch immer nicht fertig ist: ich glaube, die Opfer, welche man durch schnelle Vollendung des Ganzen gebracht hätte, würden

sich gelohnt haben. Jedenfalls ist sie die einzige, die man dem Studierenden zum Ankauf empfehlen kann, trotz der unscheinbaren, ja unwürdigen Gestalt und sonstiger Mängel; denn die Walchsche Ausgabe, die ja sonst die vollständigste ist und auch manche interessante Zugaben bietet, kann schon wegen der Uebersetzung der lateinischen Schriften nicht auf gleiche Linie gestellt werden und steht wenigstens jetzt noch sehr hoch im Preise. Es ist schade, dass die Amerikaner sich mit einem blossen Abdruck von Walch begnügt haben, statt an ihrem Teile zur Herstellung einer kritisch gesichteten, wirklich genauen und äusserlich würdigen Ausgabe beizutragen, wie sie nun endlich in der Weimarschen Edition zu erscheinen begonnen hat. Für den Privatmann freilich, für die Mehrzahl der evangelischen Pfarrer, vollends für den Studierenden ist sie zu teuer.

Aber auch wem es einstweilen unmöglich ist, Luthers Werke im Ganzen sich anzuschaffen, der wird ohne Schwierigkeit eine Reihe kleinerer, separat herausgekommener, besonders der ersten Reformationsschriften, erlangen und lesen können. Wie gesagt, ich würde es im höchsten Masse beklagen und für einen dauernden Schaden ansehen, wenn ein Theologie-Studierender von der Universität abginge, ohne wenigstens einige von Luthers kleinen Schriften gelesen zu haben. Und ich füge dazu auch die Lektüre einiger Briefe, in denen die Unmittelbarkeit seines Glaubens- und Empfindungslebens, die Urwüchsigkeit und Gewalt seiner Sprache

in überwältigender Weise hervortritt. Ich nenne beispielsweise den bekannten von Borna am 5. März 1522 an den Kurfürsten Friedrich geschriebenen, die von Koburg an Melanchthon zum Augsburger Reichstag, und den unvergleichlichen Brief an Fr. Mykonius vom Sonntag nach Epiphaniä 1541, als dieser ihm seine Krankheit gemeldet hatte. Ich sollte meinen, wer nur einen einzigen solchen Brief gelesen hätte, würde keines Wortes der Verteidigung bedürfen vor Anklagen, wie sie roher Fanatismus wider Luther ersonnen hat.

Gegenüber der überwältigenden Kraft, mit welcher Luthers Worte auf den nur einigermaßen empfänglichen Leser eindringen, treten ja Melanchthons Schriften sehr zurück; man muss für den Humanismus Sinn haben, den Humanismus nach seiner edelsten, dem Evangelium zugewandten Seite, um mit innerem Wohlbehagen seinen Ausführungen zu folgen. Aber gleichwohl scheint es mir wünschenswert, auch erreichbar, dass ein Theologie-Studierender, womöglich in dem Jahre, da er der systematischen Theologie sich widmet, Melanchthons Loci, natürlich in der ersten Auflage, durchlese. Wir haben treffliche Separatausgaben, zumal die mit erläuternden Anmerkungen ausgestattete von Plitt-Kolde, welche diese Lektüre erleichtern. Sie wird insbesondere auch dazu nützlich sein, für die Künsteleien und Verdrehungen, denen neuerdings die schlichte evangelische Lehre ausgesetzt worden ist, einfältige und aufrichtige Gemüter unzugänglich zu machen.

Jedenfalls aber, wenn für Melanchthons Loci keine Zeit bliebe, muss ich darauf dringen, dass die Bekenntnisschriften unsrer evangelisch-lutherischen Kirche, thunlichst schon in den früheren Semestern, zum Gegenstand eindringenden Studiums gemacht werden. Ich kann mir nicht leicht einen Studierenden denken, der nicht möglichst bald ebenso in den Besitz einer guten Ausgabe der symbolischen Bücher (welche wie die Müllersche beide Texte, den deutschen wie den lateinischen, enthält) wie in den einer guten kritischen Ausgabe des N. T. sich zu setzen versuchte. Hier lernt er, in der Augsburgischen Konfession und in der Apologie, Melanchthon von seiner besten Seite und ebenso Luther in seinem die Quintessenz der evangelischen Wahrheit erschliessenden Catechismus maior kennen. Je unbefangener er dieser Lektüre sich hingibt, um desto mehr wird er gesichert sein vor dem Versuche, ein paar Stellen dieser Bekenntnisse herauszuziehen, um dadurch eine der evangelischen Kirche feindlich entgegenstehende Lehre begründen zu helfen. Es ist ein schlechter Kunstgriff, wenn man Stellen der Melanchthonschen Bekenntnisse, in welchen gegenüber dem römischen Vollkommenheitswahn die evangelische Vollkommenheit betont wird, oder Stellen des grossen Katechismus, wie z. B. „Was heisst einen Gott haben? Antwort: ein Gott heisst das, wozu man sich versehen soll alles Guten“ u. s. w., hervorzieht, als habe man damit eine vergessene Wahrheit wieder entdeckt, um daraus Gegensätze zu konstruieren, die nicht vorhanden

sind. Keinem einigermaßen bewanderten evangelischen Theologen sind diese Wahrheiten unbekannt geblieben, und jedermann hat sie als solche anerkannt, ohne doch sie um deswillen mit der sonstigen evangelischen Lehre in Widerspruch zu bringen.

Wünschenswert wäre es immerhin, wenn auch die übrigen Bekenntnisschriften, die Schmalkaldischen Artikel und die Konkordienformel, noch während der Universitätszeit in den Kreis der Lektüre aufgenommen würden. Denn sich darauf verpflichten zu lassen, wie das ja nicht selten bald nach dem theologischen Examen geschieht, ohne sich auch nur einigermaßen mit ihrem Inhalt bekannt gemacht zu haben, ist doch recht wider-
natürlich. Und selbst wo das nicht der Fall wäre, dürfte ein evangelischer Theolog darauf hingewiesen sein, beizeiten auch das abschliessende lutherische Bekenntnis kennen zu lernen. Wohl weiss ich, dass es Theologen gibt, die es wie mit Gänsehaut überläuft, wenn man auch nur den Namen der Konkordienformel nennt: sie ist das möglichst wenig gelesene und das bestgehasste Bekenntnis unsrer Kirche. Vielleicht könnte es scheinen, als redete ich *pro domo*, wenn ich hier der Konkordienformel empfehlend gedenke. Indessen die Zeit, wo ich dem Studium derselben mich hingab, liegt lange genug hinter mir, um ein unbefangenes Urteil zu ermöglichen. Das darf ich sagen: ich habe Respekt bekommen vor der Arbeit unsrer Alten, als ich mich in den Abyssus der damaligen Kontroversen vertiefte und die zähe Energie wahrnahm, womit sie

trotz der immer wieder gehemmten und scheiternden Versuche ihr Vorhaben durchführten. Wenn ich das ansehe und mit den Kräften vergleiche, welche zur Zeit ein neues Dogma in Aussicht nehmen, so steigert sich mir der Respekt vor jenen und sinkt die Besorgnis vor diesen. Gewiss, es war nicht mehr jene frische, vom ersten Feuer des reformatorischen Gedankens durchglühte Bewegung, wo die Augsburgerische Konfession als Flagge über dem kühn dahinsteuernenden Schiffelein der evangelischen Kirche zu wehen begann, mit dem stolzen Worte als Aufschrift: ich rede von deinen Zeugnissen vor Königen und schäme mich nicht (Ps. 119, 46); es war nicht mehr die Zeit, wie damals, wo der kleine Katechismus Luthers, genial herausgeboren aus seinem frommen und kindlichen Herzen, seinen Siegeszug durch die evangelische Welt antrat — es waren geringere Zeiten, von Argwohn und Misstrauen zersetzt, wo nicht selten die Personen den Sachen nicht mehr gewachsen waren und persönliche Interessen in übler Weise sich hervordrängten: aber um so mehr muss man die Männer respektieren, welche inmitten dieser vermehrten Schwierigkeiten das schier unmöglich scheinende Werk mit Daransetzung aller ihrer Kraft, ja auch mit zeitweiliger Aufopferung ihres Rufs und Namens wieder aufnahmen und durchsetzten. Fanatiker und Doktrinäre waren sie nicht, denn im ersteren Falle würden sie nicht mit so grosser Besonnenheit vorgegangen sein, und im andern hätten sie die unausgeglichenen Gegensätze, wie sie in dem Bekenntnis vor-

liegen, abzuschleifen und theoretisch zu vereinigen gesucht. Aber zum Aerger ihrer hochweisen Kritiker, deren Scharfsinn jene unüberbrückten Klüfte, freilich nicht zum ersten Male, entdeckt hat, liess man die Thesen und Antithesen mit ihren Ecken und Kanten stehen, weil man wusste, dass ein Bekenntnis lediglich auszusagen hat, was in dem Glaubensbewusstsein allmählich ausgereift ist und sich konsolidiert hat, unangesehen die Frage, ob die Lehrsätze glatt zusammengehen. Und wenn man lernen will, wie innige Frömmigkeit, wie der ursprüngliche Hauch der Reformation sich mit der Schärfe des dogmatischen Urteils verband, so wird auch in dieser Hinsicht die Lektüre und das Studium der Konkordienformel nicht ohne Gewinn bleiben.

Ich wage nicht zu sagen, dass etwa noch in der Zeit des akademischen Studiums man auch die Bekenntnisse der andern Konfessionen, der reformierten, der römischen und griechisch-katholischen, sowie der Sekten sich näher ansehen solle. Dazu wird man wohl in der Regel keine Musse finden; denn der Student ist dermalen weniger zu Haus beschäftigt als früher. Aber ich möchte im Vorübergehen es den jungen Theologen anraten, doch wenigstens in ihrer Kandidatenzeit oder nach Uebernahme des Amtes auch dieser Lektüre sich zu widmen und sich nicht mit Heften oder Büchern über Symbolik zu begnügen. Zumal der Unfug neuerdings einreisst, dass man in der Symbolik systematisiert und alles auf den oder jenen Grundgedanken reduziert.

Dem wird man am besten entgehen, wenn man unmittelbar an die Bekenntnisse der andern Kirchengemeinschaften herantritt, den Hauch der Religiosität, der ihrer keinem völlig abgeht, auf sich wirken lässt und mit evangelisch-gereiftem Urteil die Irrwege, die sie eingeschlagen haben, verfolgt. Da wird man bemerken, dass doch diese Lehraussagen aus verschiedenen Quellen sich speisen und dass man ihnen nicht gerecht wird, wenn man den Blick für solche Mannigfaltigkeit und „Inkonsequenz“ verliert. Jedenfalls aber ist es von einem gereiften und durchgebildeten evangelischen Theologen nicht zuviel verlangt, wenn man ihm zumutet, die nun einmal bestehenden konfessionellen Differenzen nicht bloss von Hörensagen, sondern urkundlich kennen zu lernen. Für den lutherischen Theologen ist das von Wert nicht bloss um der insolenten Art willen, mit welcher neuerdings wieder römische Theologen gegen die evangelische Lehre auftreten und uns Unkenntnis ihres Glaubens vorwerfen, sondern auch mit Rücksicht auf die Streitigkeiten mit den Reformierten, denen oft nicht mehr klar bewusst ist, wie doch ihre Bekenntnisschriften in manchen Stücken anders geartet sind als die in ihren Kreisen gegenwärtig zumeist herrschende Doktrin.

Ganz unerlässlich ist für das gedeihliche Studium der systematischen Theologie, sich bis zu einem gewissen Grade der Dogmatik des 16. und 17. Jahrhunderts zu bemächtigen. Es gab eine Zeit, und sie liegt doch nur einige Dezennien hinter uns, da galt es den

jungen lutherischen Theologen für eine Ehrensache, die Theologie ihrer Väter kennen zu lernen. Wie man Luthers Werke in seinen Besitz zu bringen suchte, so freute man sich, irgend eines der alten Dogmatiker habhaft zu werden und ihn zu studieren. Das ist jetzt anders geworden. Nicht einmal die wissenschaftlichen Vertreter der Dogmatik erachten es noch für nötig, sich mit diesen lutherischen „Scholastikern“ noch viel zu beschäftigen. Konnte es doch einem so gelehrten Manne wie Ritschl begegnen, dass er (in der 1. Aufl. von *Rechtf. u. Vers.* III, 51) von Chemnitz behauptete, er sei nicht der Meinung, dass die Gerechtigkeit Christi das Objekt der Anrechnung sei. Nachdem ich diesen krassen Irrtum (in der *Erlanger Zeitschr. f. Prot. u. Kirche* 1874, II, S. 260) aufgedeckt und als solchen nachgewiesen, hat er ganz stillschweigend, ohne Dank und ohne Lohn, den Passus gestrichen. Und wenn nun das schon einem Gelehrten wie Ritschl und bei einem Dogmatiker wie Chemnitz passieren konnte, wie leicht wird es erst bei seinen gläubigen Schülern und bei der verrufenen Periode hinter Joh. Gerhard vorkommen!

Man darf getrost auch hier das Wort anwenden: *nulla ars habet osorem nisi ignorantem*. Ich brauche mich nicht auf das bekannte Wort von Lessing über den Wert jener altlutherischen Dogmatik zu berufen. Ich behaupte, dass, wer mit religiösem Sensorium, mit einem durch die Reformation gebildeten Verständnis ausgerüstet an die Lektüre von Chemnitz, insbesondere seines *Examen Conc. Trid.*, herantritt, dem das Herz

aufgehen müsse über den frischen evangelischen Geist, über den Hauch unmittelbarster in der Schrift und in der Erinnerung an Luther lebender Frömmigkeit, die gründliche Gelehrsamkeit, den glänzenden Scharfsinn, die verhältnismässig auch noch reine und fließende Sprache. Wenn irgendwo, so wird man hier dessen inne, dass der Uebergang von der ersten reformatorischen Periode zur zweiten, zu den Epigonen, keineswegs durch einen Abfall bezeichnet ist, sondern dass nach einer Zeit geistlicher Produktion nun ganz naturgemäss eine Periode der Reproduktion sich einleitete, wo man das im unmittelbaren Leben Errungene geistig zu verarbeiten und sich zum Verständnis zu bringen suchte.

Gewiss, es ist für den Ungewohnten eine harte Speise, die ihm in der scholastisch-verfestigten Dogmatik des 17. Jahrhunderts geboten wird. Es ist den Theologen jener Zeit der Vorwurf nicht zu ersparen, dass sie unbesehen die Formen der aristotelischen Philosophie, die doch keineswegs nur Formen, sondern zugleich inhaltlich bedingt waren, in die Theologie herübernahmen und mit Hilfe derselben sie bearbeiteten. Zu ihrer Entschuldigung kann man ja freilich sagen, dass sie damit nur thaten, was neuerdings wieder von jener Seite geschehen ist, wo man sonst die Ausscheidung der Metaphysik von der Theologie auf die Fahne geschrieben hat. Aber das ist doch nur eine Entschuldigung, keine Rechtfertigung. Man hätte ein Gefühl dafür sich erhalten dürfen, dass diese allmählich ausgeprägten philosophischen Denkformen kei-

neswegs einwandfrei seien, dass ihre Anwendung auf die Theologie nicht ohne Einwirkung auf deren Inhalt sich vollziehe, dass mithin die solchergestalt geprägten Lehrsätze mit nichten der reine Ausdruck des ins Bewusstsein erhobenen, begrifflich erfassten Glaubensinhaltes seien. Richtig war darin jedenfalls die Voraussetzung, dass die Erkenntnisarbeit überall die gleiche sei und nicht etwa auf dem Gebiete des Glaubens anders verlaufe als sonst. Die *materies rei* ist verschieden und die Art ihrer Perzeption; auch die Mischung, in welcher Endliches und Unendliches dabei begegnet. Aber nachdem die Perzeption geschehen und in dem Masse als sie geschehen, verlaufen die Erkenntnisprozesse gleichmässig; und die Schwierigkeit, dass die von Endlichem abgezogenen, darum zunächst auch nur auf Endliches anwendbaren Kategorien nun hier auf Unendliches bezogen werden, ist doch der Theologie nicht allein eigentümlich. Unser ganzes, auch das natürliche Leben bewegt sich innerhalb des von Unendlichem durchdrungenen Endlichen, und darum kann auch der natürlichen, insbesondere der philosophischen Erkenntnis das Problem dieses Ineinanders nicht erspart werden.

Ich habe viel an der Weise unsrer alten Dogmatiker auszusetzen; aber zu wünschen ist immerhin, dass man sie erst lese und verstehe, ehe man sie tadelt. An solchen Punkten, wie z. B. bei der Lehre über die Accidenzialität der Erbsünde, der Unveränderlichkeit Gottes, dem Satisfaktionsbegriff, dem Verhältnis zwischen

Geist und Leib, hätte es ihnen zum Bewusstsein kommen müssen, dass eine Verschiebung, eine ungünstige Modifikation des Glaubensinhaltes durch die hergebrachte Erkenntnislehre eintrat, und dass darunter die evangelische Freiheit, die freie Ausgestaltung des Glaubens zur entsprechenden Erkenntnisform Schaden litt. Wenn man das Misstrauen erwägt, welches durch die vielen Lehrstreitigkeiten in den Gemütern der rechtgläubigen Theologen erweckt worden war und zum Teil selbst schon auf der falschen Hineinfassung des Glaubens in die hergebrachten Lehrformen beruhte, so wird man begreifen, wie nun die Wacht, welche jene Theologen über die Rechtgläubigkeit hielten, sich auf beides zugleich bezog, den Inhalt und dessen Fassung, und dass daraus eine beklagenswerte Unfreiheit und Starrheit sich ergeben musste. Man hatte den Blick verloren für die Freiheit, zu welcher das Wesen und der Besitz des evangelischen Glaubens den Menschen erhebt, nicht bloss hinsichtlich seiner Persönlichkeit überhaupt, sondern insbesondere auch hinsichtlich seiner Erkenntnis. Der evangelische Christ lebt als ein Kind im Hause Gottes, nicht wie ein Knecht; und weil ihn Gott freigemacht hat, ist er der peinlichen Furcht enthoben, welche überall mit gesetzlichem Wesen sich verbindet. Irrt er auf seinem Wege — und an Irrungen wird es nicht fehlen — so trägt er vermöge seiner evangelischen Stellung das Vermögen der Korrektur in sich und findet sich wieder zurecht. Ohne Zweifel, die evangelische Wahrheit, wärs auch in steifer,

gesetzlicher Form, zu haben, ist besser, als sie überhaupt nicht zu haben: dieser Gedanke bewegt mich oft, wenn ich unreife Tadler über unsre Väter, unsre alten Dogmatiker, herfallen und sie kritisieren sehe. Ich fühle dann immer unwillkürlich den Trieb, mich auf die Seite unsrer ehrwürdigen Alten zu stellen. Aber ein Ideal ist jene gesetzliche Gebundenheit, jene Verfestigung in traditionelle Erkenntnisformen, nicht, und wer den sachlichen Wert der alten Dogmatik zu schätzen weiss, der hat auch ein Recht, sie zu tadeln.

An sich ist es vollkommen begründet, wenn der Dogmatiker aus den Thatsachen des Glaubens logische Konsequenzen zieht und damit das Glaubensmaterial erweitert. Denn ich sagte schon oben: der Erkenntnisprozess ist überall der gleiche, und auf allen Gebieten der Erfahrung ist die Weise dieses Vordringens zulässig und geboten. Aber man soll allerdings dessen eingedenk bleiben, dass ein Unterschied ist zwischen den Thatsachen selbst und den daraus gezogenen Konsequenzen. Unsre Alten haben es daran fehlen lassen. Sie kamen dazu, auf diesem Wege durch die Konsequenzen den Thatsachen selbst Gewalt zu thun. Man kann das z. B. bei der Lehre von der Inspiration erkennen. Da legte man die zweifellose Thatsache, dass die h. Schrift Gottes Wort und inspiriert sei, zu Grunde, und konstruierte daraus eine Theorie, welche den Thatsachen ins Angesicht schlug. Und das im Namen der Frömmigkeit. Gottes Wort, Gottes Geist ist lauter und kein Stäubchen darf daran haften. Es

muss alles fehlerfrei sein bis in die hebräischen Vokalzeichen hinein. Aber unser Herr Jesus Christus, in welchem keine Sünde war und in dessen Munde kein Betrug erfunden, hatte auch keine Gestalt noch Schöne; er konnte nicht durch diese sündige und befleckte Welt gehen, ohne dass der Schmutz der Welt auf ihn gefallen wäre. Ein mit glühender Liebe an seinem Herrn hangender Jünger wie Petrus konnte so schwach werden, dass er aus Furcht vor den Juden momentan seine Ueberzeugung verleugnete (Gal. 2), und Paulus bekennt, sich nicht mehr genau aller derer zu erinnern, die er getauft habe (1. Kor. 1, 16). Man muss also doch eine Grenze ziehen, wieweit die Infallibilität der Apostel reiche, und die zog man dort infolge schlechter Konsequenzmacherei nicht.

Begreiflich war man nun auch nicht in der Lage, mit freiem, ungetrübtem Auge die Unvollkommenheit, die Ergänzungsbedürftigkeit der bisher gewonnenen dogmatischen Bestimmungen anzuerkennen. Man suchte die Schwierigkeiten, welche in der Lehre sich darboten — ich erinnere nur an das *genus auchematicum* in dem Kapitel vom Idiomenaustausch — um so mehr zu verhüllen und zu vertuschen, je mehr der Widerspruch der Gegner sich darauf richtete. Man legte die Schrift so aus, dass sie das Beweismaterial für die dogmatischen Lehrsätze darbot, und die Auslegung erreichte ja in den meisten Fällen ihren Zweck; aber eine gewisse Enge und Gebundenheit, eine Begrenzung des geistigen Horizontes war die Folge, so dass man die

Fülle und die Mannigfaltigkeit der Schriftzeugnisse übersah und alles unter eine Schablone brachte. Man verlor den Blick für die Wahrheit auch auf gegnerischer Seite, wo ja vielfach die Widersprüche ein Anzeichen dafür sind, dass die Kirche und die kirchliche Theologie in gewissen Punkten nicht, wie sichs gebührt, ihres Amtes gewaltet. Man hatte kein Auge mehr für die auf anderen Gebieten aufkommende und sich durchsetzende Wahrheit, man versäumte es, die positiven Beziehungen zwischen ihr und dem religiösen Leben aufzufinden und gelten zu lassen; man stand zuletzt isoliert da in einer dem ursprünglichen evangelischen Glauben fremdgewordenen Welt.

Man mag als Beispiel das Verhältnis der Orthodoxie zu der eindringenden Mystik, zu dem aufkommenden Pietismus betrachten. Nach beiden Seiten hin fehlte es vielfach an dem klaren Urteil, was darin recht und gut, und was dem evangelischen Glauben heterogen sei. Wie könnte man sich sonst die übertriebene, abstossende und ungerechte Zurückweisung von Männern wie Jakob Böhme und J. Arndt erklären, in deren Theorien und Bestrebungen, neben ihren Verirrungen und Einseitigkeiten, Wahrheitsmomente genug enthalten sind? Wie den hässlichen, mehr und mehr ins Extrem geschobenen Kampf gegen Speners und Franckes Pietismus? Aber auch hier werden wir nicht verurteilen, ohne zu entschuldigen. Die Fortschritte der Kirche und der Theologie bewegen sich vielfach in Gegensätzen, und die Gegenwart beweist, wie die-

selbe Ungerechtigkeit gegen Mystik und Pietismus auch bei höchst aufgeklärten, über die alten Orthodoxen weit hinausgeschrittenen Theologen sich findet. So wenig ich erwarten kann, dass die angehenden Theologen sich schon während der Universitätszeit mit solchen Mystikern und Theosophen beschäftigen, so würde ich doch jeden beklagen, der nicht irgend einmal, wenn sich Gelegenheit darbietet, Bekanntschaft damit machte und seine Seele den Lebensströmen öffnete, welche von dort, immerhin in ungleicher Mischung, hervorquellen. Wer nicht für Mystik, Kontemplation, Theosophie ein Sensorium hat, der wird ein trockner Geselle, dem im Amte leicht Frische und Tiefe ausgeht.

Ich habe die Mängel unsrer älteren dogmatischen Theologie hervorgehoben, um das Recht zu gewinnen, ihr Studium dringend denen zu empfehlen, welche den systematischen Disziplinen mit Erfolg sich widmen wollen. Wie man in der Regel jedem, der sonst auf Bildung Anspruch macht, es anmerkt, wenn er die altklassischen Sprachen und Litteraturen nicht hat auf sich einwirken lassen, so fühlt man es jedem, der in der systematischen Theologie ein Urteil haben will, ab, wenn er nicht bei unsern alten Dogmatikern in die Schule gegangen ist. Solche Schärfe der Auffassung, solch ein Sensorium für einschleichende Irrtümer, solche Präzision des Ausdrucks findet man sonst nicht weiter, und gegenüber der saloppen, zweideutigen, unklaren, auch wohl im Trüben fischenden Ausdrucks- und Darstellungsweise vieler Späteren thut es wohl und ist von

Gewinn, sich darin zu üben. Ich wenigstens gestehe, dass ich seinerzeit in Quenstedts Theologia didactico-polemica geschwelgt habe und nie vergessen werde, was ich ihm in jener Hinsicht verdanke. Und es ist nicht wahr, was man wohl öfter hört, dass diesen Alten unter dem stählernen dogmatischen Panzer nicht ein warmes evangelisches Herz geschlagen hätte. Man darf nur genauer draufmerken, um des Gegenteils inne zu werden. Das ist der ungeheure Unterschied, welcher trotz der scholastischen Aehnlichkeit unsre alten Dogmatiker von den mittelalterlichen Scholastikern trennt. Disputiersucht, Freude an dialektischen Exer-tien und Haarspaltereien, wie dergleichen hier nicht selten begegnet, ist dort keineswegs bräuchlich. Die dogmatische Theologie des 17. Jahrhunderts war ebenso wie die des 16. wesentlich Bekenntnistheologie: der Gedanke, mit Aufbietung aller geistigen Kräfte festzuhalten und zu verteidigen was man überkommen und errungen hatte, beherrschte sie, und es erklären sich daraus auch zum Teil die Mängel wissenschaftlichen Fortschritts, wie sie oben hervorgehoben wurden. Man schob lieber schwierige und ungelöste Fragen zurück, als dass man mit dem Risiko einer neuen Kontroverse sich darauf eingelassen hätte; man fürchtete sich aus demselben Grunde, eine andere, vielleicht treffendere, Ausdrucksweise, als die überlieferte, zu wählen. Unter dem Bilde von Joh. Fecht an der Spitze seiner *Lectiones theologicae* stehen die Worte aus 2. Kor. 5, 13: *εἴτε ἐξέστημεν, θεῷ· εἴτε σωρονοῦμεν, ὑμῖν*. Ich er-

innere mich wohl, wie mir dieses die Lust zur Kritik minderte, als ich zuerst mit diesem hitzigen Orthodoxen und Antipietisten mich beschäftigte.

Dass nun unsre jungen Theologen während ihrer Studienzeit diese alten Dogmatiker selbst studieren sollten, dies zu verlangen wird niemand in den Sinn kommen; höchstens würde ich ausgewählte Abschnitte aus Chemnitz und das gut geschriebene, selbständig gearbeitete Büchlein von Joh. Bened. Carpzov, *liber doctrinalis theologiae purioris*, Braunschweig 1767 zur Privatlektüre empfehlen. Von grossen Forderungen nach dieser Seite abzustehen, wird durch das Vorhandensein hinreichender Auszüge aus den alten Dogmatikern, besonders bei H. Schmid, die Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche, erleichtert. Für die bei weitem grösste Zahl der Theologie-Studierenden wird es das allein Mögliche und auch das Genügende sein, wenn sie dieses gründliche und bewährte Werk gleich beim Beginn des dogmatischen Studiums sich zum Begleiter wählen. Denn eine eingehende Kenntnis jener alten Dogmatik, die schon um der Terminologie willen die Basis und der Ausgangspunkt der neueren Dogmatik ist, darf keinem erlassen werden, welcher einen wirklichen Einblick in den Verlauf dieser Wissenschaft und ein eignes, wohl begründetes Urteil darüber sich erwerben will.

Ich verkenne dabei keineswegs, dass dieses Schöpfen aus sekundären Quellen, dieses Lesen von Auszügen, dieses Einprägen von festgewordenen Formeln an sich

nicht beitragen kann, Begeisterung und Liebe für jene Gattung von dogmatischer Litteratur zu erwecken. Solche Sammlungen und Uebersichten sind der Natur der Sache nach nur Herbarien, deren getrocknete Pflanzen nicht wohl das frische Bild des Lebens reproduzieren können. Wirklich kennen und lieben lernen wird man die Alten nur durch eigne Lektüre. Dann wird man finden, dass auch in ihnen Leben ist, wenn auch selbstverständlich in verschiedenem Masse. Schlimm ist es auch, dass bei dem Ueberblick über die Lehre der altlutherischen Dogmatik die geschichtliche Entwicklung ihrer Phasen zurücktreten muss, daher es leicht den Anschein gewinnen kann, als wäre der lebendige Fluss der Lehre gleich anfangs in Stagnation und Erstarrung gekommen und hätte man in diesen festgeprägten Formen ein völlig kongruentes Bild des geschichtlichen Werdens. Wir bedürften noch eines Werkes, welches — freilich nicht durch die Brille gegenkirchlicher Anschauung — die Entwicklung und die Uebergänge von der einen Periode zur andern, insbesondere von der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zur zweiten und von da in das 17. Jahrhundert hinein zur Darstellung brächte. Das im übrigen frisch und anziehend geschriebene Werk von Kahnis (der innere Gang des deutschen Protestantismus) und das umfassendere von Dorner (Geschichte der protestantischen Theologie) können hiefür nicht wohl genügen, ersteres weil die hier in Frage stehende Periode doch nur im Fluge behandelt wird, letzteres wegen

des ewigen Dreinredens, womit der Autor die vorgeführten theologischen Erzeugnisse begleitet. Zumal hier die Einwirkung der Subjektivität sich auch darin zeigt, dass vielfach und in Form eines von persönlichem Standpunkt aus gegebenen Referates, nicht mit eignen Worten, die Vertreter der Theologie zur Darstellung kommen. Ich bekenne mich in diesem Betracht doch verhältnismässig mehr zu der verpönten Hegelschen Methode, wo man, statt dreinzureden, wie ein Schulmeister die einzelnen Erzeugnisse zu kritisieren und mit roten Strichen zu versehen, die Dinge aus sich selbst entwickeln und eben dadurch die Kritik sich vollziehen lässt.

Ueber die folgende Periode des Pietismus und der sich anschliessenden Wolffschen Theologie kann, wer auf dem Gebiete der neueren Dogmatik sich mit selbständigem Urteil bewegen und nicht gedankenlos herrschenden Strömungen folgen will, ungleich schneller, ja ohne viel rechts und links zu sehen, hinweggehen. So hoch man die praktische Thätigkeit dieser pietistischen Theologen werten mag, deren Einflüsse wie ein Spatregen das allmählich dürrgewordene Land befeuchteten und lange noch in der rationalistischen Zeit für fromme Seelen einen Halt bildeten, so unfruchtbar war ihre Thätigkeit auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Theologie. Der Gedanke, dass alle Theologie zu praktischem Zwecke dienen müsse, statt mit leeren Formeln sich zu beschäftigen, hatte eine Verkehrung der richtigen Sachlage zur Folge: eine lebensvolle

Theologie ist nicht die, wo man allerorten suspiria einschiebt und immer auf die praktische Verwendung reflektiert, sondern die aus dem Grunde des Glaubenslebens hervorwächst und darum auch von diesem Glaubensleben Zeugnis ablegt, die aber zugleich frisch und freudig sich in die Mysterien des Glaubens hineinwirft, um sie erkenntnismässig zu durchdringen. Denn gegenüber der banausischen Auffassung der Dogmatik, wie sie in manchen Kreisen herrscht, mag es betont sein, dass dieselbe zunächst nicht dazu da ist, den Glauben zu verbreiten, sondern den Glauben, welchen die Kirche jeweilig hat, zur Erkenntnis zu bringen, mags wohl oder übel geraten. So jämmerlich es ist, wenn die Glaubenswurzel der systematischen Theologie verloren geht und sie mit Schattenbildern statt mit Realitäten hantiert, so widerwärtig ist es, wenn man vom Standpunkt eines, immerhin geistlichen, Utilitarismus aus die Aufgabe und den Horizont der systematischen Forschung verkürzt. In dieser Hinsicht berührt sich sonderbarerweise die neueste Ritschlsche Theologie mit dem ihm sonst so verhassten Pietismus.

Soll man aus der Zeit der kirchlichen Auflösung im 18. Jahrhundert den jungen Theologen eine sie fördernde, gerade auch nach der dogmatischen Seite hin fördernde Lektüre empfehlen, so wüsste ich keinen andern zu nennen, als den unvergleichlichen Friedrich Christoph Oetinger, dessen Theologie Auberlen (die Theosophie F. Ch. Oetingers in ihren Grundzügen, Tübingen 1847) in trefflicher Weise zusammengefasst hat.

Es ist ein charakteristisches Zeichen für die Geistes-Richtung und -Armut der neueren Zeit, dass jene Schrift von Auberlen meines Wissens keine zweite Auflage erlebt, Oetingers Theosophie überhaupt verhältnismässig wenig in die gegenwärtige theologische Entwicklung eingegriffen hat. Es ist mir immer rührend gewesen, dass ein so kindlich frommer und dabei geistig so hochstehender Theolog wie Richard Rothe sich kein lieberes Plätzchen wünschte und wusste als zu den Füßen Oetingers. Indessen auch über Rothe sind ja unsere Epigonen bald zur Tagesordnung übergegangen. Nun wohl, die Scandala der Lehre Rothes, die ihn mitveranlassten, sich an den ihm verwandten Oetinger anzuschliessen, teile ich nicht. Aber ich sage: der Mann mit so und so viel Scandalis hat mehr Gehalt, als die meinetwegen orthodoxen oder heterodoxen Figuren, die ja nur auf recht gebahnten Wegen gehen mögen und vor aller Verstiegtheit in metaphysische Probleme sich hüten. Das ist Theologie, die aus dem Leben gezeugt ist, nicht leere Begriffe, sondern saftstrotzende Konzeptionen, die sich nun auch belebend in die Adern des Lesers ergiessen und ihn aus der öden, unfruchtbaren Gedankenwelt emporheben. Ich könnte mir keine bessere Verwendung eines Ferienabschnittes denken als die Vertiefung in jene wunder-same Welt der Theosophie, aus welcher niemand, auch wenn er keine Anlage zur Theosophie hat, ohne Bereicherung seines christlichen Lebens und seiner Theologie hervorgehen wird.

Gern hätte ichs schon auch, wenn unsre jungen Theologen, und wärs erst nach der Zeit ihres akademischen Studiums, einen unmittelbaren persönlichen Eindruck von der Eigentümlichkeit des Rationalismus bekämen. Sie würden dadurch leichter in der Gegenwart sich orientieren. Keiner von der jüngeren Generation hat ja wohl noch so einen echten Rationalisten alten Schlages gekannt. Und ausser der Wolffschen Theologie, die ganz verschollen ist, wird wohl in der Gegenwart nicht leicht etwas weniger gelesen als Röhrs Briefe über den Rationalismus, oder Wegscheiders und Bretschneiders dogmatische Lehrbücher. Ich habe meinerseits noch Pastoralkonferenzen erlebt, in denen jedesmal ein Abschnitt aus Bretschneiders Dogmatik vorgelesen ward. Sie kommen uns ja jetzt recht nüchtern und trocken vor, diese alten Rationalisten mit ihrem vernunftgemässen Christentum, und auch recht komisch in ihrem Eifer gegenüber der aufkommenden monistischen Theologie und dem Auftreten Schleiermachers. Sie meinten nun die Vernunft für alle Zeiten gepachtet zu haben, und siehe, da kamen Leute, die von dieser Vernunft nichts mehr wissen wollten und doch auch auf Vernunft Anspruch machten. Es ist ganz ergötzlich, in Röhrs Predigerbibliothek den Ingrimms zu sehen, der sich dagegen Luft machte. Wie es etwa gegenwärtig Theologen gibt, welche sich nicht darein finden können, wenn die Geschichte über ihren erneuerten Kantischen Dualismus hinausgeht. Aber bei alledem lag auf den Angesichtern

dieser ehrlichen Rationalisten noch ein Schein von der Abendröte des Glaubens, die nun allmählich immer mehr verblasste; es waren in ihrer Art fromme Leute welche wirklich an die väterliche Güte Gottes glaubten und ihre Hoffnung auf die Vorsehung Gottes setzten. Ihr Gebet war ein aufrichtiges und ernstliches; sie übten das Bittgebet nicht minder, wie das Dankgebet, und waren dessen gewiss, dass Gott, wenngleich nicht auf supernaturale Weise, durch Fügungen seiner Weisheit und Güte Gebet erhöere. Wer sie kennen gelernt hat, verliert den Respekt vor dem neuauftauchenden Rationalismus mit seinen gewundenen Phrasen, mit seinen künstlichen Konstruktionen, mit seinem Mangel an Unmittelbarkeit und Frische.

Auch dies ist ja freilich mehr nur ein frommer Wunsch, wenn ich den Anfängern in der systematischen Theologie einen Eindruck wünschte von der gewaltigen Geistesbewegung, welche durch die monistische Philosophie in die Theologie hereinkam. Der Einfluss hiervon, auf wissenschaftlich-theologischem Gebiet, war viel grösser als der Einfluss Kants. Die theologischen Systematiker nach Kant führen zumeist in ihrer früheren Weise mit ihren „vernünftigen“ Gottesbeweisen und ihren Beweisen für die Unsterblichkeit der Seele fort, als ob Kant nicht die Fäden durchschnitten hätte, woran diese Argumentationen sich fortspannen. Und vollends in der Praxis der Pastoren machte sich der Kantianismus in seiner Eigenart sehr wenig geltend. Die Vernunft der Rationalisten fand

es durchaus begreiflich, dass das Ding-an-sich eben als solches dem Menschen zugänglich sei und dass auch der religiöse Glaube in Form der Erkenntnis und nicht bloss des Postulats an Gott herankomme. Höchstens lehrte man die Bauern nach Massgabe von Kants Kritik der Urteilskraft in den neuen Gesangbüchern singen: „Hoch über mir dein Sternenhimmel und dein Gesetz, o Heiligster, in mir erhebt den Geist vom Erdgetümmel, hebt ihn anbetungsvoll hinauf zu dir“ (s. Altenburger Gesangbuch Nr. 270), wiewohl der alte Kant dies wohl schon als Heteronomie würde bezeichnet haben. Philosophische Uebungen begegnen ja ab und zu auch in den rationalistischen Gesangbüchern: „Gott, ich kann denken, ich gewinne, weil ich zu einem Geiste ward, durch die Empfindung meiner Sinne Gedanken tausendfacher Art . . . Ich kann sie sammeln und verbinden, sie trennen, wie es mir gefällt; die Welt empfinden, mich empfinden, mich unterscheiden von der Welt“ (Jb. Nr. 267). Indessen sind solche Lieder wohl selten gesungen oder gelesen worden, und man blieb bei jenem Mittelmass von religiöser Gesinnung und Erkenntnis stehen, wie es dem damaligen *sensus communis* am meisten zugänglich, aber freilich zugleich unfähig war, dem Stoss irgend einer stärkeren religiösen oder geistigen Bewegung zu widerstehen.

Ganz unvergleichlich gegenüber dieser Welt von Trivialitäten war der freilich titanenhafte Versuch, nun endlich einmal die Scheidewand zu durchbrechen,

welche zumal bei Kant in peinlichster Weise die Bemächtigung der Objekte, sei es Gottes sei es der Welt, in ihrem An-sich-sein verhindert hatte. Einen Eindruck davon möchte ich gern auf die jungen Theologen gemacht sehen, zumal in der Gegenwart, wo man stupiderweise auf jene Geistesheroen hinabzublicken pflegt. Ich versichere euch, sie hatten mehr Verstand in ihrem kleinen Finger, als mancher ihrer Kritiker in seinen dicken Lenden. Wenn alles, was immer wir sind und uns umgibt, von dem Christen auf Gott zurückgeführt werden muss, aus dem Brunnen seiner schöpferischen Kraft stammend, seinen Stempel an sich tragend, so liegt darin ein unverjährbares Recht des Monismus, nicht in dem Sinne schlechter Identifizierung Gottes und der Kreatur, wohl aber in dem Sinne einer das Universum durchwaltenden Gleichartigkeit, die es dem Menschen erst ermöglicht, den Werken Gottes und ihrem Schöpfer selbst nahezukommen. Niemals wird sich, so schwer immer der Gegenbeweis sein möge, die Vorstellung halten können, dass jene Gleichartigkeit nur aus der Brille der Subjektivität sich erkläre, womit der Mensch alles ihn Umgebende und auf ihn Einwirkende betrachte. Soll ich aber ein Werk aus dieser Periode nennen, so möchte ich, da es doch wohl vergeblich sein würde, auf Schelling und Hegel nach religionsphilosophischer Seite zu verweisen, am liebsten Marheineke anführen, mit seinen leicht zu bewältigenden „Grundlehren der Dogmatik“ vom Jahre 1819. Diese noch ganz aus der ersten lebensvollen

Periode der Schellingschen Philosophie herkommenden „Grundlehren“, im Unterschied von der zweiten Auflage (1827), wo der Geist verduftet und von leerem Schematismus verdrängt war, haben einen ganz eigentümlichen Reiz, wo man immer den Monismus durchfühlt, ohne dass er doch zu vollem Ausdruck kommt. Man steht wie in einem Helldunkel und die mysteriöse Sprache gibt immer neuen Anlass, der Sache nachzudenken, zumal ein Hauch wirklichen religiösen Lebens das Ganze durchzieht.

In anbetracht dieses, doch sehr gemässigten Monismus, dürfte der Gewinn, welchen der junge Theologe aus solchen Schriften wie jener Marheinekés zu ziehen vermag, nicht zurückgestellt werden gegenüber dem Ertrag, welchen das Studium Schleiermachers ihm einzubringen vermag. Denn der schlechte Kantische Dualismus ist zwar bei Schleiermacher durchbrochen, aber keineswegs überwunden. Diesen Dualismus haben wir als einen Todfeind des Glaubens und der Theologie zu bekämpfen. Aber allerdings, während ich bisher nur von Wünschenswertem gesprochen, muss die Beschäftigung mit Schleiermacher als unumgänglich für alle diejenigen bezeichnet werden, welche einen Einblick in die gegenwärtige systematische Theologie und ein selbständiges Urteil darüber gewinnen wollen. Denn es bedarf keines Beweises, dass die Einflüsse und Anstösse, welche Schleiermacher auf die seinerzeitige Theologie ausgeübt, in der Gegenwart so oder anders, positiv oder negativ, anziehend oder abstossend, noch fort-

wirken, und dass kein Systematiker sich denselben völlig hat entziehen können. Es ist, um diesen Einfluss auf sich wirken zu lassen, wohl am besten, wenn man von der Beschäftigung mit dem Rationalismus vulgaris zu ihm übergeht. Gegenüber solcher Enge und hausbackenen Verständigkeit diese Weite des Blickes, diese Unmittelbarkeit der religiösen Empfindung, diese Fähigkeit des Wiederanknüpfens an das kirchliche Dogma und die kirchliche Lehre, dieser eminente, seine rationalistischen Gegner weit überragende Scharfsinn, diese dialektisch gebildete Gedankenbewegung und Sprache, diese unvergleichliche Gabe der Organisation und Konstruktion! Wer hier nichts für die systematische Theologie lernen könnte oder wollte, der sollte das Studium derselben von vornherein aufgeben. Und wenn auch Schleiermacher dem Hegelianismus feindlich gegenüberstand, gleichwie dieser jenem, so wird man doch von beiden Seiten her ein Verständnis für systematischen Aufbau und Zusammenhang sich verschaffen können, dessen man gerade heutzutage ganz besonders bedarf. Man wird dann von vornherein den Geschmack verlieren an derjenigen Behandlung des Glaubensinhaltes, wo man denselben sozusagen portionenweise vorlegt, kritisch daran herum-schneidet und präpariert und dann eine andere Portion in Arbeit nimmt, um dasselbe Spiel mit ihr zu beginnen. Wer bei dieser Art der Behandlung nicht den Geschmack an Dogmatik verliert, der muss recht unverwüstliche Konsumtionsorgane haben. Es gibt freilich recht stumpf-

sinnige und von der Natur verwahrloste Leute, denen man schwer eine Ahnung davon beibringen kann, dass ein wirkliches, höheres Verständnis nur ein systematisch-zusammenhängendes sei, nicht ein Betasten, Befühlen, Kritisieren und Zusammenstellen des einzelnen. Ob die versuchte Konstruktion des Ganzen in seiner organischen Einheit jeweilig eine zutreffende ist, was man nur in sehr beschränktem Masse dort zugestehen wird, ist zunächst gleichgültig. Es gilt, die Forderung sich klar zu machen und Beispiele ihres Vollzugs sich vorzuhalten: das kann man an jenen Systematikern lernen. Man muss es um so mehr lernen, als man sich der Sache gar nicht entäussern kann, auch wenn man es wollte. Denn der Drang nach Einheitlichkeit der Erkenntnis, wie umfassend oder gering sie sei, ist dem Menschen angethan und ist identisch mit dem Drang nach systematischer Erkenntnis. Bei denen, welche sich in einer Art von Geistesverwirrung dagegen auflehnen, geht es dann her, wie bei denen, welche auf exakter Erforschung des sinnlich-Wahrnehmbaren fussend die Philosophie herabsetzen. Diese Leute philosophieren nämlich auch, aber wie! sie thun es ohne Bewusstsein und darum in wüster, unverständiger Weise. So systematisieren jene unbewussterweise und wider Willen auch, aber als Blinde, die gleichwohl einen Weg suchen. Die wohlfeile und triviale Entschuldigung, dass jene ganze Systematik einen künstlichen, der Natur der Dinge inadäquaten Charakter an sich trage, spricht eine Beobachtung aus, die kein Verständiger leugnet, die aber

nur ein Unverständiger zum Nachteil der systematischen Thätigkeit überhaupt ausbeuten wird.

Ohne Zweifel, ich kann mir keinen der systematischen Theologie in fruchtbarer Weise hingegebenen Theologen denken, der nicht irgendwie Schleiermacher und andererseits die monistisch gerichteten Dogmatiker hierfür ausnutzte. Und auch in praktischer Beziehung wird er Gewinn davon ziehen, wenn es ihm zum Bewusstsein kommt, dass Schleiermachers Begründung der Religion eine Thatsache ausspricht, welche bei allen sonstigen Mängeln fort und fort und unabhängig von allen religionsphilosophischen Theorien sich bewähren wird und diejenige Seite des Menschenwesens erschliesst, vermöge deren er niemals aufhören kann, irgendwie „Religion“ zu haben. Es ist ja ein grosser Irrtum Schleiermachers, eine Folge seiner schlechten Konstruktionsweise, dass er meinte, von dieser allgemeinen Zeichnung der Religion aufsteigen zu können bis zum Christentum; wie ja immer und immer wieder die Religionsphilosophen zur Annahme einer solchen Gradation geneigt sind. Aber wir wollen bei allem Widerspruch gegen diese schlechte, der historischen Wirklichkeit widersprechende Konstruktion die Wahrheit nicht übersehen, welche jener Verallgemeinerung des Begriffes von Religion zu Grunde liegt und nicht selten von streng christlichen Theologen verkannt wird. Wo und wie immer der Mensch mit dem Unendlichen, alles Bedingenden, Absoluten in Berührung kommt und sich von ihm bedingt fühlt, da findet sich eine religiöse Erregung, deren

Wahrheit innerhalb ihrer Schranke wir auch bei Pantheisten und Materialisten anerkennen wollen. Wenn daher in neuester Zeit Philosophen wie Volkelt ohne Unterschied Pantheisten und Theisten gleichmässig Religion zuschreiben, so wollen wir dem nicht ohne weiteres widerstreben, aber um so energischer exzipieren, dass man diese Arten von Religion einander gleichsetze und die Exklusivität, die Einzigkeit des christlichen Glaubens damit aufhebe. Es wäre ein gar übles Ding, wenn dem christlichen Theologen jemals aus dem Sinne käme, dass in keinem andern Heil sei als in dem Namen Christi.

Wir wollen den angehenden Theologen nicht verhehlen, dass beim Studium Schleiermachers sie durch recht viel Spreu sich werden durchzuarbeiten haben. Wir sind jetzt alle viel realistischer geworden und geben keinen Deut mehr auf schöne Konstruktionen, die aus freier Hand entworfen werden. Wie viel unnützes Gerede findet sich nach dieser Seite hin in den ersten Abschnitten der Glaubenslehre, über die verschiedenen Arten und Entwicklungsstufen der verschiedenen frommen Gemeinschaften! Und wenn man nicht ohne Befriedigung den engen Anschluss der Dogmatik (und Ethik) an die Kirche in ihrem jeweiligen Bestand wahrnehmen wird, insbesondere aber die Hereinstellung der Person des Erlösers in den Mittelpunkt des christlichen Glaubens, so macht doch die unausgesetzte Verschiebung und Umsetzung gerade der spezifisch - christlichen Begriffe, die dialektische Be-

mühung sie anzuerkennen und doch etwas anderes bedeuten zu lassen, einen peinlichen Eindruck, der um so mehr von der Lektüre Schleiermachers abzuschrecken geeignet ist, als die Schwierigkeit der Diktion wesentlich damit zusammenhängt. Diese dialektischen Uebungen, namentlich in Schleiermachers Glaubenslehre, können immerhin für den jungen Theologen, der sich mühselig durch sie hindurcharbeitet, den Erfolg haben, dass er dadurch einen Vorschmack erhält und gerüstet ist zum Verständnis ähnlicher Vorgänge, die in der neueren Theologie begegnen. Auch daran mag der junge Theolog seinen Scharfsinn üben, dass bei genauerem Aufmerken sichs als Täuschung herausstellt, als ob Schleiermachers Theologie, ja sogar auch schon sein Glaubensbegriff, unabhängig sei von seiner philosophischen Grundanschauung. Er kann dadurch um so leichter auf die Schliche derer kommen, die in der neuesten Zeit durch die proklamierte Scheidung von Theologie und Metaphysik den Unerfahrenen Sand in die Augen streuen und Reklame für ihre Theologie zu machen suchen.

Das Beste, was sich bei Schleiermacher findet, der mystische Zug, welcher mit dem Hindurchwirken des Urbildes Christi in seiner Gemeinde gesetzt ist und welcher mit der aufrichtigen Frömmigkeit des Mannes zusammenhängt, ist neuerdings gerade durch Ritschl, dem Schleiermacher gar nicht sehr sympathisch war, zurückgewiesen worden. Er witterte einen Zusammenhang zwischen Pietismus und Mystik mit Schleiermacher,

und das musste ihm Schleiermacher ebenso entfremden, wie die Thatsache, dass eine nicht geringe Anzahl positiv gesinnter Theologen von ihm ausgegangen war. Aber eben dieses ist für uns ein Grund, Schleiermacher hochzuhalten als den Anfänger einer erfolg- und segensreichen Bewegung in Kirche und Theologie, welche bis in die Gegenwart hinein sich fortgesetzt hat. Denn der subjektive Ausgangspunkt des dogmatischen Systems, wie er bei Schleiermacher sich findet, wird der Theologie, wenn sie sich und ihre Aufgabe recht versteht, niemals wieder verloren gehen dürfen, wie anders immer sich derselbe auch für uns gestalten möge und wie gänzlich verfehlt bei Schleiermacher die Lostrennung der subjektiven religiösen Erkenntnis von der Erkenntnis der Glaubensobjekte selbst, insbesondere der transcendenten, sein möge. Ebenso werden wir, zumal in der Jetztzeit, wo nicht bloss die natürliche Ethik sich durchaus von jedem religiösen Einfluss losgesagt hat, sondern auch auf theologischem Gebiete ähnliche Bestrebungen sich finden, um so mehr der bleibenden Wahrheit uns zu erinnern haben, welche in Schleiermachers strikter Verbindung des christlichen Ethos mit dem christlichen Glauben gelegen ist. Denn von dem Augenblicke an, wo der christlichen Theologie das Bewusstsein dieser Verbundenheit verloren ginge, würde sie das Grundwesen des Christentums preisgeben. Man mag auch an Schleiermacher lernen, dass das System und insbesondere die Gotteslehre in bedenklicher Weise pantheistisch geartet sein kann,

ohne dass mit diesem theoretischen Fehlgriff schon das wirklich religiöse Leben, wodurch die Theorie thatsächlich rektifiziert wird, dahinsinkt. Und welchen offenen Blick hatte sich Schleiermacher für die mannigfachen Verhältnisse des natürlichen Lebens bewahrt, in die er vermöge seiner universalen Richtung eindrang, um sie mit der Eigenart des christlichen Ethos in Beziehung zu setzen. Mag man hinsichtlich der Art und Ordnung, wie diese natürlichen Lebensverhältnisse in Schleiermachers Lehre von der christlichen Sitte systematisch vorgeführt und untergebracht werden, noch so sehr von ihm differieren, mag man es überhaupt als eine wesentliche Verfehlung seiner Theologie ansehen, dass er das richtige Verhältnis zwischen Natürlichem und Uebernatürlichem nicht gefunden hat, so wird es doch für alle Zeiten und für alle Fälle der theologischen Ethik obliegen, das ganze Gebiet des Natürlichen der Grundanschauung des Christentums und den spezifisch ethischen Gesichtspunkten desselben unterzuordnen; gegenüber der in der profanen Publizistik sich häufig hervordrängenden Meinung, dass die christliche Lebensanschauung sich lediglich auf ihr eignes Territorium zu beschränken und in die sozialen und öffentlichen Verhältnisse des natürlichen Lebens sich nicht einzumischen habe.

Es ist nicht not, weiter in Einzelheiten sich einzulassen. Das Gesagte wird genügen, um zu erweisen, dass ohne das Studium Schleiermachers von einem wirklichen Verständnis und einer selbständigen Be-

urteilung der systematischen Theologie nicht die Rede sein kann. Dafür ist gesorgt, dass es jetzt keine unmittelbaren Schleiermacherianer geben kann, weder der Sache noch der Form nach. Die Zeiten haben sich so geändert, dass beides als unmöglich erscheint. Es ist ein Gewinn, dass wir alle viel realistischer geworden sind und nach Thatsachen fragen, statt nach dialektischen Exerzitien und Konstruktionen; und die manierierte Sprache, deren Schleiermacher namentlich in seinen kleineren Schriften, wie in den Monologen, sich bedient, wird schwerlich noch für jemand ein Gegenstand der Nachahmung sein. Aber eben darum, weil nach dieser Seite keine sonderliche Gefahr vorliegt, kann man sich für das historische Verständnis der dogmatischen Entwicklung diesem Studium um so unbefangener hingeben.

Schwieriger ist es nun freilich, auf dem Gebiete der neueren und neuesten systematischen Theologie die rechte Auswahl zu treffen. Wem es daran liegt, einen direkten Ausläufer der Schleiermacherschen Grundanschauung kennen zu lernen, dem wird die Glaubenslehre von Alexander Schweizer, wer die Ausgestaltung der monistisch-Hegelschen Richtung in neuster Zeit verfolgen will, dem wird das Studium von Aloys Emanuel Biedermanns Dogmatik zu empfehlen sein. Bei allem inneren Widerspruch gegen die Grundanschauungen Schweizers, seine Konstruktion des Fortschritts von natürlicher Religion zu Gesetzes- und Erlösungsreligion, seine Christologie, seine Erlösungslehre u. s. w., fühlt

man sich doch hier auf dem Boden einer klaren, systematisch fortschreitenden Entwicklung, und die allenthalben erkennbare und doch gar nicht sich hervor-drängende Erudition, zumal auf dem Gebiete der reformierten Dogmatik, gibt den Eindruck der Sicherheit und Befriedigung. Keine Phrasen, keine schillernden Redensarten, kein gesuchtes Halbdunkel, sondern Offenheit, Ehrlichkeit, eine klare, edle, einfache Sprache. Wie denn an diesem Orte vorübergehend auch an die Schweizerschen „Zentraldogmen“ erinnert werden mag, ein Werk, dem an Kenntnis der reformatorischen und nachreformatorischen Theologie nicht leicht ein anderes gleichkommt, und das freilich die bewegenden Grundgedanken des Reformationszeitalters in einem andern Lichte erscheinen lässt, als wie dieses jetzt auf dem litterarischen Markte aufgesteckt wird. Deshalb möchte ich, wie wenig auch sonst mit den Ergebnissen der Schweizerschen Geschichtsdarstellung einverstanden, sie als Gegengift gegen die Ritschl-Harnacksche empfehlen; denn wenn es sich um das relative Recht handelt, so steht dieses zweifellos ungleich mehr auf jener als auf dieser Seite. Und was die Hauptsache ist: Schweizer, wenngleich verrannt in seine Prädestinationslehre, meint es ehrlich und flunkert nicht. Man wird dies mein Urteil vielleicht um so eher anerkennen, als Schweizer vordem, einer Kritik seiner Glaubenslehre gegenüber, harte Worte wider mich geredet hat. Was nun aber die andere, in der Gegenwart mehr zurückgetretene Seite der Dogmatik anlangt, die monistisch geartete,

so könnte es ja in gewisser Hinsicht vorteilhafter erscheinen, die von der links-Hegelschen Richtung ausgegangene „Glaubenslehre“ von David Friedrich Strauss zur Lektüre zu empfehlen, weil man hier die Konsequenzen des monistischen Standpunktes deutlicher übersehen kann als anderwärts. Indessen liegt doch diese „Glaubenslehre“ (so genannt wie *lucus a non lucendo*) schon so weit zurück, dass wichtige Erscheinungen der neueren Zeit gar nicht mehr zur Sprache kommen konnten, und dann hat die religiöse Gesinnungslosigkeit des Mannes etwas Widerwärtiges und Abstossendes. Deshalb würde ich mehr zu Biedermann raten, der bis zu seinem Lebensende sich an Schriftworten und P. Gerhardt'schen Liedern erbaute und der Gnade sich getröstete. In seiner „Dogmatik“ findet sich ernste, und zwar religiöse, Gesinnung, verbunden mit ebenso ernster und eindringender Gedankenarbeit. Es mag ja eine Selbsttäuschung sein — anders kann ich es nicht ansehen — dass er, zumal in der zweiten Auflage, die Konsequenz des Pantheismus von sich ablehnte und die subjektive Notwendigkeit, Gott als Persönlichkeit vorzustellen, als Argument für seinen Theismus anführte. Aber man kann auch hier wahrnehmen, was ich bereits früher hervorgehoben habe, wie oft verschiedene Strömungen in einem Menschen neben einander hergehen, und wie ein so energisch denkender Mann dazu kommen konnte, trotz seines religiösen Bedürfnisses und Empfindens, der monistischen Weltauffassung sich hinzugeben. Es war mir rührend, dass Biedermann

mir auf Anlass einer Rezension seines Werkes, worin bei Kritik seiner Christologie die Worte vorkamen: „die Hand von dem Manne, er ist für euch inkommesurabel“, brieflich erwiderte (d. d. 18. Nov. 1884): „Nein, weder das Herz — das wehren Sie mir nicht, noch auch die Hand lasse ich von dem Manne, und zwar gerade in dem Sinne nicht, in welchem Sie es mir verwehren wollen.“ Er führt dann unter anderm weiter aus: „Das Innere Jesu, das in seinem Sohnes- und Christus-Bewusstsein sich ausspricht und in seinem ganzen Sein und Thun mit solcher Energie sich bewahrheitete, dass es selbst durch die scheinbar absoluteste Widerlegung am Kreuz hindurch sich den Christusglauben an ihn siegreich errang und behauptete — dieses Innere Jesu ist mir das Höchste in der Menschheit, dessen inkommensurable Grösse dem religiösen Leben aller andern Menschenkinder gegenüber mir gerade mit durch die historische Thatsache ans Licht gestellt wird, dass sie einen solchen Glauben an ihn erzeugte, wie er als der apostolische im N. T. authentisch vor uns liegt, einen Glauben, der das evangelische Bild von ihm erzeugt hat.“ Und in einem anderen Briefe (vom 10. November 1884) schreibt er, es sei sein Bestreben, auch mit Theologen ganz anderen wissenschaftlichen und kirchlichen Standpunktes über alle Differenzen hinaus (oder zurück) innere Fühlung zu gewinnen und daraus zu lernen. „Diskussion über einzelne Punkte von ganz verschiedenem Standpunkt mag unfruchtbar sein und oft gegenseitig in die Luft

hinausgehen. Aber jenes innere Fühlungssuchen ist fruchtbar und führt oft auf eine Begegnung im innersten Heiligtum, wo man sie vorher, und in der gewöhnlichen theologischen Kontroverse, gar nicht erwartet hatte. Mein Streben nach theologischer Freisinnigkeit geht wahrlich mehr hierauf als bloss auf die theoretisch mir vielfach weit näherstehenden Theologen, wie z. B. Lipsius und Ritschl, und diese werden es vielleicht selbst anerkennen, dass Ihre (? ich habe nie spekuliert) und meine Spekulation, wie verschieden sie auch aussehen, doch oft über den Kopf ihres neokantischen Rationalismus zusammentrifft“. Ob freilich meine Empfehlung dieser umfänglichen und schwer geschriebenen Dogmatik von Biedermann mit ihren netto 1000 Paragraphen bei unsrer heutigen theologischen Jugend viel Anklang finden wird, ist mir zweifelhaft. Denn das ist eine starke Speise, die an die Konsumtionsfähigkeit einigen Anspruch macht und Studien voraussetzt, denen man zur Zeit weniger obliegt. Zudem sind viele von vornherein überzeugt, dass diese ganze Spekulation abgethan sei, und dass die Erkenntnislehre, soweit sie nicht gänzlich materialistisch sich gestalte, bis ans Ende der Tage bei Kant und Genossen stehen bleiben werde. Wozu dann noch „Metaphysik“ treiben?

Soll ich schliesslich noch in der Kürze der neueren und neuesten systematischen Theologie gedenken, so würde ich von den positiv und kirchlich gesinnten Dogmatikern am liebsten Martensen und Thomasius in den Händen der jungen Theologen und der nach der Universitätszeit,

wenngleich nicht zum Zwecke des akademischen Berufes, Weiterstudierenden sehen. Die lichte Klarheit, die edle Sprache, der weite Blick, die vornehme Eleganz Martensens, bei tiefer und warmer christlicher Erkenntnis, wie sie ja vor allem auch in seiner Ethik sich kundgibt, hat etwas überaus Anziehendes und Fesselndes; und wenn man etwa zuvor an Werken wie Biedermann sich müde gelesen und im Schweisse des Angesichts die Höhen der Spekulation erklimmen hat, ist einem bei Martensen zu Mute, wie wenn man nun auf anmutiger Bergeshalde stünde und mühelos in einem Gesamtbilde den Ertrag seiner Wanderung genösse. Solch einen freien, offenen Geist, wie sie ihn bei Martensen finden, brauchen unsre Theologen, damit nicht manche Gebiete, wie das der Mystik und der Spekulation, ihnen wegen prinzipieller Bornierung verschlossen bleiben. Aber auch über die mannigfachen Erscheinungen des kirchlichen Lebens, welche Martensen mit aufgeschlossenem, weitblickendem Geiste zu würdigen versteht, hinaus in die Gebiete des natürlichen Lebens, insbesondere das der schönen Litteratur, führt uns die hohe und edle Anschauung dieses Theologen, der es wohl verstanden hat, dass der Christ, der christliche Theolog sich nicht in einen Winkel zurückziehen und sein Auge vor den Mächten des natürlichen Lebens, die doch in engster Wechselwirkung mit denen des geistlichen Lebens stehen, verschliessen darf. Es wird ja nach dieser Seite hin viel gefehlt: entweder so, dass man im Gefühl des einzigen Wertes der christlichen Lebenshaltung keinen

Sinn mehr hat für die Bedeutung der weiten Gebiete, Strebungen und Interessen des natürlichen Lebens, oder so, dass man aus der Ecke heraus, in der man sitzt, nun räsonnierend über alles und jedes zu Gericht sitzt, was draussen in der Welt passiert, ohne zu bedenken, dass zum Verständnis desselben noch etwas mehr erforderlich ist als guter Wille und einige christliche Gedanken. Wenn unsre Pfarrhäuser, wie dringend zu wünschen ist, nicht bloss Stätten sein sollen, in welchen das heilige Feuer des welterlösenden Glaubens geschürt und gepflegt wird, sondern auch Stätten edler menschlicher Bildung, so werden die jungen Theologen insbesondere durch Martensens Schriften, seine Dogmatik und seine Ethik dazu angeregt werden.

Ein wesentlich anderes Interesse ist es, was mich neben Martensen insbesondere Thomasius erwähnen heisst. Hier fehlt ja jener universalistische Zug, welchen ich bei Martensen hervorhob, aber die *anima candida* des Christen, die Unmittelbarkeit und Einfalt des praktisch christlichen Glaubens ist es, welche seinen theologisch-wissenschaftlichen Auseinandersetzungen ihren eigentümlichen Reiz gibt. Wie Thomasius auf der Kanzel als Universitätsprediger — im besten Sinne des Wortes — Dogmatiker war, so war er praktischer Theolog und predigte in seiner Weise — aber ohne dabei der dogmatischen Aufgabe zu vergessen — auf dem Katheder. Der Gedanke konnte ihm gar nicht beikommen, dass zwischen beiden ein Strich zu ziehen sei, und ebendies gab seinen dogmatischen Vorträgen

bis zuletzt die innere Wärme und anziehende Frische. Während für den akademischen Lehrer gleichwie für den Prediger eine nicht zu unterschätzende Gefahr darin besteht, dass das oft Gesagte im Verlaufe der Zeit seine ursprüngliche Frische verliert, so hatte man bei Thomasius das Gefühl, als wäre es erstmalig in seinem Geiste geboren, und er konnte einen einfachen, durchaus nicht neuen Gedanken mit einer innern Bewegung, mit einer Wärme und mit einem Gewicht aussprechen, als komme er erstmalig den Hörern zu Ohren. Aber eben dieses sicherte ihm seine Wirksamkeit. Daneben verfügte Thomasius über eine ganz bedeutende dogmenhistorische Gelehrsamkeit, und er war unermüdlich, aus dem unerschöpflichen Borne der von ihm gründlichst durchforschten Lutherschriften seine Dogmatik zu bereichern und zu erfrischen. Was aber bei dieser Hereinziehung des kirchlichen Konsensus besonders ins Gewicht fällt, das ist der Sinn, in welchem es Thomasius that. Ihm war der Komplex der kirchlichen Dogmen nicht ein *corpus vile*, woran der Theolog anatomisierend herumzuschneiden habe, um sie in ihre Bestandteile zu zerlegen, sondern er erkannte die Kirche, unbeschadet ihrer Verirrungen und Zerspaltungen, als eine Einheit, die auch als solche in den Zeugnissen der verschiedenen Perioden zur Erscheinung komme, mag dabei immer das Gold der evangelischen Wahrheit mit viel unedlem Metall legiert sein. Die entgegengesetzte Anschauung, die Auflösung dieser kirchlichen Einheit, die Ablösung der reformatorischen

Glaubenserkenntnis von der früheren Entwicklung würde ihm als eine Schädigung des unmittelbaren Christenglaubens erschienen sein.

Ich will, indem ich Martensen und Thomasius hervorhebe, keineswegs die Verdienste anderer positiv gerichteter, mehr oder weniger kirchlich gesinnter Dogmatiker, wie Kahnis, Philippi, Vilmar, Dorner, verkannt wissen. Es handelt sich nur darum, was ich zunächst in den Händen von Studierenden, welche überhaupt zu solcher Lektüre kommen, sehen möchte. Keinen der genannten Dogmatiker wird ein junger Theolog ohne Gewinn studieren. Der Vorzug von Kahnis liegt zum Teil in dem, was zugleich seinen Mangel bezeichnet: er ist in erster Linie Historiker, nicht Systematiker. Ersteres wiederum nicht zunächst als Forscher, der mit minutiöser Akribie dem Einzelnen nachgegangen wäre, sondern durch sein Geschick präziser Zusammenfassung und Gruppierung. Denn er war *διδασκτικός* im eminenten Sinne des Wortes; sein Lehrtalent war unvergleichlich, mag man dabei immer hinzusetzen, dass diese Art präziser, wohlbehältlicher Formulierung nicht überall ohne Schädigung des mannigfachen, solcher Zusammenfassung widerstrebenden Inhalts geschehen konnte. Und die Hereinziehung der biblischen Kritik in die Dogmatik — wenigstens in der ersten Auflage derselben — war, wie man auch über die positiven Resultate denken möge, durchaus unwissenschaftlich. Philippi hat mit grossem Fleiss durch fünfundzwanzig Jahre hindurch die lutherische Dogmatik zu reproduzieren

und gegen die eingedrungenen häretischen Elemente zu verwahren gesucht. Mag es sein, dass dies mehr eine Restauration, als eine selbständige Reproduktion der kirchlichen Lehre war, dass auch eine gewisse Verfestigung in den hergebrachten Formen, eine allmählich gesteigerte Reizbarkeit aus dem Eifer für Reinerhaltung der kirchlichen Lehre erwuchs, immerhin muss man die Landeskirche glücklich preisen, deren Diener durch solch einen Lehrer unterwiesen worden sind. Denn was bedeuten diese oder jene auf dem Gebiete der systematischen Kunst gelegene Mängel gegenüber dem reinen, vollen und mannhaften Bekenntnis zur evangelischen Wahrheit! Vilmar hat durch die provozierende Art seiner Behauptungen viel Anlass zu Widerspruch, zu berechtigtem Widerspruch gegeben. Seine Charakterhaftigkeit brachte es mit sich, dass er auch das Wahre, welches er meinte, nicht selten in outrierter Form aussprach und dadurch die Gegner reizte. So z. B., wenn er von dem richtigen Gedanken aus, dass die Dogmatik kein System apriorischer Spekulation sei, sie nur in beschränktem Sinne, in der älteren Bedeutung des Wortes (= scientia) „Wissenschaft“ nennen will. Sie soll nichts anderes sein als eine Zusammenstellung der Formeln des Gemeinglaubens, „eine Unterweisung zur Unterweisung im Glauben zur Seligkeit“. Als ob es systematische Wissenschaft nur gäbe in jenem Sinne reiner, aus dem eignen Kopfe entnommener Spekulation und nicht jeder positive Thatbestand, wie in unserm Falle der des christlichen

Glaubens, ein objektives System wäre, dessen richtige, adäquate Darstellung eine Nachbildung in systematischer Form erforderte! Und als ob jene „Unterweisung“ weniger durch die Dogmatik erzielt würde, wenn sie mehr ist als eine bloße Zusammenstellung kirchlicher Lehren, wenn sie die innere Ordnung und Schöne der Glaubenswelt in adäquater Darstellung zu reproduzieren versucht! Es ist gar nicht schwer, Vilmar eine ganze Reihe von Irrtümern, zum Teil schweren und verhängnisvollen Irrtümern, nachzuweisen — ich erinnere nur an seine Lehre von der Kirche als gesetzlicher Institution, vom geistlichen Amt, von den Sakramenten — niemand, der der Sache kundig ist, wird diese, zumal erst von zweiter Hand nach dem Tode des Urhebers herausgegebene Glaubenslehre mit Herrn von Hodenberg die „Dogmatik der Zukunft“ nennen. Aber eins ist, was immer wieder zu dem Manne und seinem Buche heranzieht: seine Charakterhaftigkeit, mit welcher er den gassenläufigen Meinungen und Strebungen des liberalen Philistertums entgegentritt, die deutsche Kernhaftigkeit und lautere Frömmigkeit, der es für ein Geringeres galt, angefochten und herabgesetzt zu werden um der Treue willen gegen seinen himmlischen und seinen irdischen Herrn. Solche Männer soll man hoch halten; sie haben mit all ihren Irrtümern mehr geleistet als ihre klugen Gegner, und bei der Lektüre ihrer Worte ist es, als ob ein Stück ihrer überquellenden Kraft, ihres starken und lauteren Willens in die Seele des Lesers einströmte.

Ein Unrecht würde es sein, hier nicht auch mit einem kurzen Worte Dorners zu gedenken, dessen Dogmatik, am Abend seines Lebens erschienen, die reife Frucht seiner theologischen Entwicklung darstellt. Man kann sagen, dass die Weise Dorners den jungen Theologen eine Periode näher bringt, die zur Zeit hinter uns liegt, jene frühere mit der philosophischen Entwicklung zusammenhängende Periode, wo man die Spekulation mit der Dogmatik verband. Ich habe diese spekulative Richtung nie geteilt und lange vorher, ehe der Neukantianismus in die Theologie einbrach und gegen die Metaphysik anstürmte, es ausgesprochen, dass die Theologie, insbesondere die Glaubenslehre, schlechthin Erfahrungswissenschaft sei. Freilich eine Erfahrungswissenschaft, die es mit Gedanken, vielmehr mit Realitäten zu thun hat, welche durch die Erfahrung konstatiert über die Erscheinungswelt hinwegführen. Aber gegenüber dem wüsten Realismus der Gegenwart, dessen Grassieren nur der Widerschein ist einer die Geister überhaupt durchziehenden Stimmung, und welcher ebendarum auch in der Theologie sich festgesetzt hat, mag es heilsam sein, wenn ein junger Theolog sich einmal vertieft in die Gedankenwelt eines Theologen, welcher die mancherlei spekulativen Elemente in sich hereingenommen und theologisch verarbeitet hatte. Jedenfalls finden sie hier viel mehr Gedanken als bei jenen Neueren, die nur immer in Sorgen sind, dass man nicht über den historischen Christus hinausgreife auf dessen jenseitigen Ausgang,

und über die Thatsache der gegenwärtigen Beschaffenheit des Menschen zu seiner ursprünglichen Ausrüstung, und über die Liebesbethätigung Gottes in der Herstellung seines Reiches zu derjenigen Bestimmtheit seines Wesens, welche jene Liebe als göttliche Liebe sich bethätigen lässt. Es ist mir auch gar kein Zweifel, dass diese mehr spekulativ gerichtete Theologie gar nicht für immer vom Schauplatz abgetreten ist, da sie jedenfalls, wenn sichs um Vergleichung mit dem schlechten Realismus handelt, diesem an innerem Wert weit überlegen ist. Denn sie bezeichnet das echt menschliche, in dem Adel der Gottesebenbildlichkeit wurzelnde Streben, nicht gleich der vernunftlosen Kreatur bei den Erscheinungen stehen zu bleiben, sondern in die letzten Gründe alles Seins einzudringen. Wie gesagt, ich nehme mich dieser spekulativen Richtung nicht weiter an, da ich meinerseits die Theologie auf eine andere Basis stelle, und nur vergleichungsweise wollte ich den Wert und den Nutzen derselben gerade für die jetzt Studierenden hervorheben. Leider war bei Dorner die dogmatische Anschauung nicht das reine Resultat einfacher konfessioneller Verhältnisse, sondern berührt und durchzogen von jenem Geiste des Unionismus, dem Dorner sein lebenslang huldigte und dessen Natur es ist, jede theologische Schlichtheit und Unbefangenheit zu zerstören. Man braucht nur etwa Martensen und Dorner, diese eng verbundenen, theologisch sich so nahestehenden Dogmatiker miteinander zu vergleichen, um den Unterschied zu gewahren.

Martensen, mit der Union unverworren und dessen sich erfreuend, ohne irgend einem schroffen Luthertum sich hinzugeben, konnte in seiner freien geistreichen Weise dem Ausbau der Lehre, sei es der dogmatischen sei es der ethischen, sich widmen, während Dorner von vornherein durch seine kirchenpolitische Stellung dieser Unbefangenheit unwillkürlich entrückt war, wie er denn im Jahre 1867 lebhaft an den Bestrebungen des preussischen Oberkirchenrats teilnahm, die annektierten lutherischen Länder der preussischen Landeskirche einzuverleiben. Allerdings tritt, das muss man Dorner zugestehen, der tendenziöse Charakter der Theologie, welcher sofort mit der unionistischen Richtung gegeben ist, lange nicht in jener unverhüllten und abschreckenden Weise hervor, wie das z. B. in den „christlichen Grundwahrheiten“ von v. d. Goltz der Fall ist.

Es ist ja der Streit über Union und Konfession eines der traurigsten Kapitel in der Geschichte der neueren Theologie, und bei der Rückwirkung, welche von da aus auf die Dogmatik ausgeübt werden musste, mag es am Platze sein, hier ein Wort darüber einfließen zu lassen. Ich wünsche dringend, dass unsre jungen Theologen von jenen Streitigkeiten möglichst unbehelligt bleiben, wenn nicht die Lage der Dinge sie unmittelbar zur Befassung mit denselben nötigt. Wer mit gutem Gewissen in der Union es auszuhalten vermag, der soll ruhig darin bleiben, ohne sich viel Gedanken darüber zu machen. Nur sollen es theolo-

gische und kirchliche Motive sein, die ihn darin festhalten, nicht solche des preussischen Patriotismus oder sonstiger politischer Erwägung. Denn diese Verquickung, die leider nicht selten sich findet, ruiniert die kirchliche Einfalt, so dass man statt klar und sicher das kirchliche Interesse ins Auge zu fassen und danach zu handeln, nebenhin auf anderes schießt, auf die politischen Machthaber, auf deren Wünsche und Interessen, und dadurch sich bestimmen lässt. Die Thorheiten einer „Nationalkirche“, deren Gespenst immer wieder gelegentlich aus dem Grabe heraufbeschworen wird, liegen von jenen kirchenpolitischen Voraussetzungen aus nicht fern und sind vollends geeignet, jedes klare kirchliche Urteil zu verwirren. Ich weiss, dass man durch Opposition wider jene in der Gegenwart beliebten Gedanken sich leicht dem Vorwurf des Mangels an Patriotismus aussetzt. Indessen wird man sich desfalls damit trösten, dass jener Vorwurf ein recht alter ist und bereits die ersten Christen im römischen Reich ihn auf sich nehmen mussten. Wir werden in der Entwicklung des kirchlichen Lebens und auch der Theologie nicht eher vorwärts kommen, als bis die unselige Mischung kirchlicher und politischer Interessen aufhört, jene Mischung, welche ja mit einer gewissen geschichtlichen Notwendigkeit eingetreten ist, aber in der Gegenwart weniger Berechtigung hat als je. Das traurigste Beispiel der Verwirrung, welcher das theologische Urteil auch der tüchtigsten Männer infolge jener Mengung ausgesetzt ist, dürfte es sein, dass ein so ehrwürdiger, streng lutherisch

gesinnter Veteran aus der Erweckungszeit wie Wangelmann ein Buch wie die *Una Sancta* hat schreiben können. Wenn der Kampf gegen die Union neuerdings nachgelassen hat, wenn die lutherischen Vereine, welche früher nicht ruhen zu wollen erklärten, als bis die verkümmerten Rechte der lutherischen Kirche wieder anerkannt seien, nun doch ruhen und schweigen, so begreift sich dieses vollkommen daraus, dass der neuauftauchende und überhandnehmende Rationalismus beides, die Grundlagen der Konfession wie der Union, zu erschüttern und zu beseitigen im Begriffe ist. Was kümmert man sich noch darum, nachdem die ökumenischen Bekenntnisse der alten Kirche als Erzeugnisse des griechischen Geistes erkannt und ihrer kirchlichen Bedeutung entkleidet worden sind, nachdem der ganze Lehrinhalt der Augustana auf ein paar beiläufige Sätze über die christliche Vollkommenheit zusammengeschrunpft ist? Aus den Verhandlungen über das preussische Volksschulgesetz zu Anfang dieses Jahres konnte man sehen, was für Leute es sind, welche gegen den konfessionellen Religionsunterricht protestieren, und für die Union sich begeistern. Man sollte in der That einmal diesen Liebhabern der Union die Sätze vor die Augen stellen, welche unter Zugrundelegung derselben als kirchlich rezipiert zu gelten haben — sie würden zweifellos vor dieser Union einen ebensolchen Abscheu äussern wie vor der Konfession. Machen wir es uns doch klar und täuschen uns nicht über die Sachlage: positiver christlicher Glaube existiert

nur noch in kleinen Häuflein, die andern empfinden dessen Handhabung und Verkündigung in Schulen und Kirchen als Druck und Vergewaltigung, die Rede von christlichem Volk und Staat ist dermalen eine Thorheit, wenn sie es nicht immer gewesen ist.

Doch ich komme von dem Gegenstand meiner Erörterung wenigstens scheinbar ab. Ich wollte den Ueberblick und den Rat beendigen, welchen ich den angehenden Theologen hinsichtlich der systematischen Theologie zu geben beabsichtigte. Gleichwie die Dogmatik, ja die wissenschaftliche Theologie allenthalben vom Glaubensbesitz ausgeht, wo irgend sie es zu einem positiven Ergebnis bringt, so geht sie begreiflich als negativ gerichtete von dem Vakuum aus, welches in der allgemeinen religiösen Stimmung eingetreten ist. Insofern hängt, was ich hier weiter zu sagen habe, mit dem allerdings zusammen, wohin vorhin meine Rede abglitt. Das Vakuum ist eingetreten oder doch der Prozess der Evakuierung. Während man früher davon lebte, dass man mit Luther zu Christo sagen konnte: tu, Domine Iesu, es iustitia mea, ego autem sum peccatum tuum; tu assumsisti meum et dedisti mihi tuum: assumsisti quod non eras, et dedisti mihi quod non eram (Luther an G. Spenlein, am 7. April 1516), so reflektiert man jetzt darüber, ob man so sagen dürfe, oder ob man sich nicht damit zu begnügen habe, dass Christus der Repräsentant und Interpret der göttlichen Vaterliebe sei. Wie wenn man den Genuss der leiblichen Speise und die Nährkraft derselben

von der Reflexion darüber wollte abhängig machen, dass man verstehe, wie dieselbe in succum et sanguinem übergehe. An der Dreieinigkeit Gottes, wie spröde auch ihre kirchlichen Formeln sein mochten, hielt man fest, weil das Heilsbewusstsein unlöslich verbunden war mit dem Glauben an Vater, Sohn und Geist; dieses so geartete Heilsbewusstsein, dieses Innenleben in dem dreieinigen Gott ist der Gegenwart vielfach verloren gegangen. Vordem seufzten die Gläubigen: „meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott; wann werde ich dahin kommen, dass ich dein Angesicht schaue“; oder sie rühmten: „bei dir ist die lebendige Quelle, und in deinem Lichte sehen wir das Licht“; aber jetzt weiss man davon nichts zu sagen, man tröstet sich dessen nicht mehr, dass „wenn es erscheinen wird, wir ihn sehen werden wie er ist“ — das ist Mystik, Einbildung, Phantasie. Das einzig Reale ist die tägliche Plackerei in dem irdischen Berufe, und das Ziel der Vollkommenheit ist nicht das *βραβεῖον τῆς ἁνῶ κλήσεως τοῦ Θεοῦ ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ* (Phil. 3, 14), nicht das *πολίτευμα ἐν οὐρανοῖς*, von welchem her wir als Heiland erwarten den Herrn Jesum Christum, welcher umwandeln wird den Leib unsrer Niedrigkeit, gleichgestaltet zu sein dem Leibe seiner Herrlichkeit (3, 20, 21) — das sind ja alles eschatologische Vorstellungen des Apostels, mit denen die gegenwärtige Generation nichts mehr anzufangen weiss: nein, das Ziel der Vollkommenheit liegt tiefer, darin, dass man die Mühsal des täglichen Berufs erduldet, gottvertrauend

das Leiden erträgt und am Gebet festhält — freilich nicht so, dass man Gott mit Bitten zur Wegnahme des Uebels zu bestimmen sucht, sondern dass man ihm dankt und in christlicher Resignation ausharrt. Ja nicht an den erhöhten, jenseitigen Christus soll man sich wenden, damit er, der zur Rechten des Vaters erhöhte, barmherzige Hohepriester, sich unsrer Schwachheit annehme und uns bei dem Vater vertrete; sondern der „historische Christus“ ist es, von dem man sich „berühren“ und zu Gott führen lassen soll: es wird uns aber nicht gesagt, wie dieser historische Christus zu uns und wir zu ihm kommen, ausser durch die unsichere Ueberlieferung der Gemeinde, bei welcher man nicht weiss, wieviel in dem Feuer der Kritik von dem ganzen „geschichtlichen Christus“ noch übrig bleiben wird.

Ich bin mir der Schwierigkeit bewusst, die bei Besprechung der neusten Phase der systematischen Theologie mir entgegentritt. Bei der Stellungnahme, zu welcher ich der Theologie Ritschls gegenüber mich seit Erscheinen seiner Hauptwerke genötigt sah, wird man leicht auf die Meinung kommen, dass ich nur ein parteiisches Urteil darüber zu fällen in der Lage sei. Mags drum sein; ich bin mir wenigstens bewusst, die Entwicklung der systematischen Theologie soweit zu kennen, dass ich nicht von einem Winkel aus diese neue Erscheinung beurteile, von dem einseitigen Standpunkt unsrer altlutherischen Theologie aus, deren Schwächen ich mir niemals verhehlt habe. Und das

eine will ich vorausschicken, dass ich von niemand verlange, er solle unbesehen und ungeprüft diese neue Gestalt der Theologie verwerfen oder scheu an ihr vorübergehen; sondern er soll ihr frei und offen ins Gesicht schauen und auf Grund seines Glaubensbesitzes, seines evangelisch gebundenen Gewissens, gemäss der dadurch bedingten theologischen Erkenntnis sich mit ihr auseinandersetzen. Die Gefahren, welche an die Kirche geschichtlich herantreten, stehen in Gottes Hand; wenn sie heranziehen, so geschieht es nicht ohne Gottes Willen; die Kirche, die kirchliche Theologie hat die unausweichliche Aufgabe, in solcher Gefahr sich aufrechtzuerhalten und in solchem Kampfe zu lernen, sich zu bewähren; kein Theolog ist in solchen Zeiten zum Dienste in der Kirche geeignet, der nicht mit Bewusstsein an diesem Kampfe teilgenommen.

Freilich, es ist kein Geringes, was dabei gefordert wird, und um nicht von vornherein unerfüllbare Forderungen an die noch in der Ausbildung begriffenen Theologen zu stellen, muss ich sie genauer präzisieren und dadurch einschränken. Man muss bedenken, dass, wer dieser Theologie sich hingibt, mit dem Strome schwimmt; sie ist selbst das Ergebnis einer neuen Zeitrichtung, und eben daraus erklärt sich ihr Success. Die jungen Theologen, selbst unwillkürlich von jener Zeitrichtung berührt und erfasst, geben sich den Vertretern derselben in der Theologie um so leichter hin, je weniger sie ein historisches Verständnis von der Stelle besitzen, welche sie inmitten der Gesamtentwick-

lung der systematischen Theologie einnimmt. Ich, der ich nie zu Hofmanns Füßen gesessen, sondern seine Werke erst zur Hand bekam, als mein sechsjähriges Studium der Theologie hinter mir lag, erinnere mich wohl der Zeit, wo die jungen Theologen, seine Zuhörer sagten: wir lesen Hofmanns Schriftbeweis, damit haben wir alles, was wir bedürfen, wozu noch auf andre, ältere Erzeugnisse der Theologie Mühe verwenden! Das geschah auch infolge der Unfähigkeit, die Dinge historisch zu beurteilen und die Stelle zu erkennen, welche v. Hofmann inmitten des Ganzen einnimmt. Und auch hier war ein Zusammenhang mit der realistischen, antimetaphysischen Zeitströmung unverkennbar. Nur dass Hofmann eine im Glauben tiefgegründete Persönlichkeit war, welche sich nie zu der Flunkerei mit kirchlichen Ausdrücken verstanden hätte, deren Gehalt er nicht voll und ganz gebilligt. Seine historische Anlage und Begabung, verbunden mit der Zurückhaltung von philosophischen Studien, wirkte dazu mit, dass er auch als Schriftforscher bei den unmittelbaren Schrifthdata stehen zu bleiben für gut hielt. Und doch hat sein poetisch-theosophischer Zug, befördert durch das Studium J. Böhmes und durch Versenkung in die Romantik ihn vor der Oberflächlichkeit bewahrt, an der äusseren Erscheinung, an der Schale statt am Wesen hängen zu bleiben.

Doch ich bin nur beiläufig auf v. Hofmann gekommen, um eines Vergleiches willen, welchen weiter auszudehnen verfehlt und eine Misskennung des Erlanger

Theologen wäre. Ich wollte mit der Schwierigkeit rechnen, dass von dem gründlich auf das Studium der systematischen Theologie bedachten Theologen die Beschäftigung mit der Theologie Ritschls, die Auseinandersetzung mit ihm zu fordern, und dass doch diese Forderung schwer erfüllbar sei. Denn das Werk über „Rechtfertigung und Versöhnung“ vollständig und mit selbständigem Urteil während der Universitätszeit zu studieren, wird man nicht leicht einem zumuten dürfen, und noch weniger die „Geschichte des Pietismus“, aus welcher man über die letzten Motive der Ritschlschen Theologie im Grunde noch bessern Aufschluss erhält als aus ersterem. Es ist insbesondere der antisupernaturale Zug, die Negation eines unmittelbaren Verhältnisses zu Gott, der wunderbaren Gebetserhörung u.s.w., was in der „Geschichte des Pietismus“ oft recht drastisch hervortritt. Man könnte, um die hier vorliegende Schwierigkeit zu mindern oder zu beseitigen, auf das Religionslehrbuch Ritschls für Gymnasien hinweisen. Da habe man doch auf wenigen Seiten und in leidlich verständlicher Sprache das ganze „System“ in nuce beisammen. Ich bin nicht dieser Meinung. Ich erachte es für eine Herabziehung des Theologie-Studierenden von der ihm gebührenden Höhe, wenn er aus einem Lehrbuch für Gymnasien, auch wenn dasselbe für Gymnasien gar nicht passt, sich Aufschluss erholen soll. Wie ich es immer für eine Schmach angesehen habe, wenn unsre Studierenden das Lehrbuch der Kirchengeschichte für Gymnasien von Kurtz ihren Studien zu

Grunde legten. Bei unsern Studierenden, denen doch sonst Mangel an Ehrgefühl nicht vorgeworfen werden kann, sollte es eine Forderung des Ehrgefühls sein, ihre Studien nicht aus Gymnasialhandbüchern zu machen, so wenig man an der Lektüre derselben Anstoss nehmen wird. Zudem ist sachlich jenes Lehrbuch durchaus ungeeignet, in das Verständnis Ritschls einzuführen. Denn abgesehen von der vielfach gewundenen, willkürlichen, gezwungenen Ausdrucksweise Ritschls, welche überhaupt das Studium seiner Werke verleidet und den Ertrag desselben geringer erscheinen lässt als die darauf verwandte Mühe, liegt es in der Natur eines solchen Lehrbuchs, dass die eigentlichen Grundgedanken, die leitenden Motive, die letzten Konsequenzen nicht hervortreten, sondern mehr oder weniger verborgen bleiben. Solch ein Lehrbuch, welches an die Stelle anderer, kirchlich gerichteter Lehrbücher zu treten bestimmt ist, auch wenn es diesen Zweck nicht erreicht, muss doch darauf bedacht sein, an die hergebrachte Lehrform sich irgendwie anzuschliessen, und bringt daher das Eigenartige nicht zu unmittelbarem und rücksichtsfreiem Ausdruck. Ritschls Lehrbuch für Gymnasien mag man lesen, wenn man seine anderen wissenschaftlichen Werke gelesen hat, aber nicht anstatt derselben.

Aber wenn es nun während der Universitätszeit kaum möglich sein wird, ohne Hintansetzung von anderem die Hauptwerke Ritschls zu studieren, so ist es dagegen ausführbar, kleinere Schriften, wie z. B. die über „Theologie

und Metaphysik“ sich näher anzusehen, da hier wenigstens nach einzelnen Seiten hin die Grundgedanken zum Vorschein kommen und zugleich die Kampfweise Ritschls in charakteristischer Art zu Tage tritt. Im übrigen gibt es ja manche Darstellungen der Ritschlschen Theologie, die einstweilen als Surrogate dienen können, zunächst mehr objektive, wie die von dem verstorbenen württembergischen Pfarrer Ludwig Haug, „Darstellung und Beurteilung der A. Ritschlschen Theologie“ (Ludwigsburg 1885), wobei freilich die Beurteilung manches zu wünschen übrig lässt, sodann eine Reihe kleinerer Broschüren, in welchen teils Freunde und Anhänger jener Theologie, teils Gegner derselben sich darüber aussprechen. Es wird, um ein objektives Urteil zu ermöglichen, nötig sein, Aeusserungen aus beiden Lagern kennen zu lernen und miteinander zu vergleichen. Die Grundgedanken Ritschls kommen doch bei solcher Rede und Gegenrede mehr oder weniger zum Vorschein, wennschon es hinderlich ist, dass manche Modifikationen seiner Lehre, die für das Ganze von Wichtigkeit sind, erst in der zweiten und dritten Auflage von „Rechtfertigung und Versöhnung“, also kurz vor seinem Tode, hervortreten. Ich habe darüber in der Schrift „zur Theologie A. Ritschls“ (3. Aufl. 1891), und zwar in dem Abschnitt „die letzte Phase der Ritschlschen Theologie“ (S. 88 ff.) geredet.

Es ist ganz selbstverständlich, dass eine wissenschaftliche Beurteilung einer solchen historischen Erscheinung nur von dem vollzogen werden kann, welcher

das Ganze durchgearbeitet hat und der Sache gewachsen ist. Aber ein Missverständniß muß ich hier beseitigen, welches mir öfters entgegengetreten ist und gern von den Gegnern ausgebeutet wird. Wenn irgend eine Pastoralkonferenz über jene Theologie sich schlüssig macht und dabei sich ablehnend gegenüber den Sätzen Ritschls verhält — im Falle der Zustimmung würde das Urteil anders lauten — so spottet man wohl über die „naiven Gerichtsszenen“ solcher Konferenzen und spricht ihnen das Recht der Verurteilung ab. Das kann ja ganz richtig gemeint sein, und ein vorlautes, oberflächliches Urteil ist in allen Fällen zu verwerfen. Aber bei einigem geistlichen Verständniß werden wir den von stolzer Höhe auf die des Urteils unfähigen Pastoralkonferenzen, deren Glieder zum allergeringsten Teile die Akten des Streites gelesen haben, Herabsehenden nicht ohne weiteres ihren Willen thun und ein *noli me tangere* ihnen zugestehen. Noch gibt es gottlob einen Unterschied zwischen Glaube und Theologie, und wenn jene vornehmen Herren meinen, der praktische Theolog, der einfältige gläubige Christ dürfe ihre Theologie nicht anrühren und gar kein Urteil über sie haben, weil sie ihrer Gelehrsamkeit und ihren kritischen oder spekulativen Forschungen nicht gewachsen sind, so irren sie sich gewaltig. Wer mir meinen Glauben an den Sohn Gottes, an sein Verdienst und Erlösungswerk, an den darin mir kundgewordenen dreieinigen Gott nehmen will, wer die in schweren Kämpfen errungene Erfahrung unsrer Kirche von Sünde

und Gnade, von der gänzlichen Unfähigkeit des natürlichen Menschen und von der Wirksamkeit des heiligen Geistes bestreitet, wer mir den Trost verkümmert, dass unser erhöhter Heilmittler und Hoherpriester gegenwärtig für uns bittet und in persönlicher Gemeinschaft mit uns steht, den weise ich von mir, über dessen Lehre erlaube ich mir ein Urteil, auch wenn ich von der hohen Gelehrsamkeit nichts verstehe, mit welcher solche Gedanken verfochten werden. Die Pastoralkonferenzen müssten stumpfsinnig und des geistlichen Salzes bar geworden sein, wenn sie nicht unter allen Umständen dieses Grundrecht des Christen, geschweige des praktischen Theologen sich wahren wollten. Gewiss, man wird nicht jener dummdreisten und banausischen Art das Wort reden dürfen, wie sie mitunter in christlichen Winkelblättern sich findet, wo man kurzweg über alles meint aburteilen zu können, unangesehen, ob man etwas davon versteht, bloss auf Grund seines Christenbewusstseins. Es gilt hier wohl zu unterscheiden zwischen dem, was unmittelbar Sache und Setzung des Glaubens ist und was zwecks weiteren intellektuellen Verständnisses sich daran anschliesst. Vielleicht ist es nicht auf allen Punkten sofort klar, wo das eine aufhört und das andre anfängt, wie ja in Wirklichkeit auch zur Auffassung von Thatsachen die intellektuelle Thätigkeit schon mit in Anspruch genommen wird. Aber im allgemeinen werden wir damit ausreichen, wenn wir Thatsachen des Glaubens und Theorien über diese Thatsachen unterscheiden: von den ersteren leben

wir unser inneres Leben; mit den anderen suchen wir die Genesis und den Zusammenhang jener Thatsachen zu erforschen. Dieser Zusammenhang dehnt sich in dem Masse aus, als der Trieb des Verständnisses und das Verständnis selbst wächst, und die systematische Zusammenfassung und Gliederung ist das Ziel dieses Prozesses. Ich gebe zu, der Uebergang ist fliegend, und schon der einfältig Gläubige, als selbstbewusste Persönlichkeit, nimmt einen Anlauf zur intellektuellen Durchdringung und Verbindung. Aber damit ist der Unterschied nicht beseitigt, und der Ausgang von den Thatsachen des Glaubens bleibt derselbe.

Hierin also, meine ich, liegt die Möglichkeit, dass auch ein noch angehender Theolog, oder ein praktischer Geistlicher, welcher überhäuft mit Amtsgeschäften die voluminösen, nicht leicht zu lesenden Werke Ritschls nicht durchzuarbeiten vermag, innerlich klar werde über die Hauptfragen, um die es sich hier handelt. Was unsre Kirche in ihren Bekenntnissen niedergelegt hat, dass sind keine Theorien, sondern Thatsachen, als solche in Wort und Begriff gefasst, Thatsachen, auf welche die Kirche ihr geistliches Leben gründete, gleichwie sie andererseits durch Lebenserfahrung konstatiert worden waren. Der angehende, ungeübte Theolog, der aber mit dem Glauben seiner Kirche sich zusammengelebt hat, wird sich in dem gegebenen Falle ebenso verhalten, wie ein natürlich gesunder Mensch, dem man die Speisen entziehen will, mit denen er bisher sein physisches Leben erhalten

und gefördert hat. Er wird, was man ihm dafür bietet, entweder ohne weiteres zurückweisen, oder er wird sie wohl kosten, ihren Wert aber gemäss dem beurteilen, was bisher als nährende und erquickende Speise von ihm genossen wurde.

Es mag dazu noch eine andere Erwägung kommen. Man kann aus Harnacks Dogmengeschichte sehen, bis auf welchen Rest das ursprüngliche „Evangelium“ des Christentums hier reduziert wird. Die „Thatsachen“, an welchen der Glaube der Christenheit hängt, wurden erst allmählich gemacht; wie ja Strauss ebenfalls, nur auf einem etwas anderen Wege, diese Thatsachen innerhalb der gläubigen Gemeinde entstehen liess. Dass letztere, mythologisierende, Anschauung der Tod des Glaubens sei, bezweifelt wohl jetzt niemand mehr; es wird nun auf die Probe ankommen, inwieweit Gleiches auch von diesem reduzierten Evangelium auszusagen ist. Es ist ein Bedürfnis des Glaubens, worüber der Gläubige sich um so klarer wird, je weiter er in seinem Glauben gefördert ist, sich mit der gläubigen Gemeinde zusammenzuschliessen und als integrierenden Bestandteil derselben sich zu wissen. Wenn es daher kaum ein Passions- oder ein Osterlied in unsern Gesangbüchern gibt, welches man vom Standpunkt dieser Theologie aus noch mitsingen könnte, wenn Liederperlen wie die von Nikolai: „Wie schön leucht uns der Morgenstern“, oder „Wachet auf, ruft uns die Stimme“, oder Abendmahlslieder, wie „Schmücke dich, o liebe Seele“, vollends eschatologische Lieder, wie „Es ist

gewisslich an der Zeit“, „Jesus meine Zuversicht“, „Jerusalem, du hochgebaute Stadt“ u. a. nicht mehr Ausdruck der gläubigen Stimmung sein können, wenn man die sonntäglichen Perikopen nicht mehr predigen, den Katechismus Luthers nicht mehr lehren kann, ohne zu verschweigen, umzudeuten und zu korrigieren: dann, meine ich, müsste doch auch einem einfältigen Laien, geschweige denn einem jungen Theologen, der in der evangelischen Kirche sein geistliches Leben empfangen hat und für den Dienst dieser Kirche sich ausbilden will, hinreichend klar werden, dass es sich hier um entweder — oder handelt, entweder Zugehörigkeit zur evangelischen, ja zur allgemeinen christlichen Kirche, oder Gründung einer neuen, die von den Realitäten des bisherigen christlichen Glaubens bloss noch die Schattenbilder übrig hat. Im übrigen halte ich es nicht für möglich, die Periode des Rationalismus nochmals zu durchleben, mit ihren umgearbeiteten Gesangbüchern und Liturgien, deren Erneuerung doch schon an dem bessern Geschmack der Gegenwart scheitern würde. Es ist schon lange her, dass Ritschl meinte, das rechte Gemeindelied für die Feier unsrer Versöhnung durch Christus müsse überhaupt erst noch gedichtet werden — aber es ist bisher noch nicht geschehen, und die Stimmung scheint mir in jenen Kreisen nicht einmal soweit poetisch angehaucht zu sein als damals, wo Leute wie Diterich oder Demme in ihrer Weise Lieder korrigierten und dichteten.

Also ich meine, die Entscheidung liegt, wie Gleiches

auch vormal's geschehen, nicht auf dem Gebiete der gelehrten Theologie, sondern des praktischen Glaubens, auch für die Theologen. Aber darum will ich das Studium der Ritschlschen Theologie ihnen keineswegs widerraten haben oder als unnütz verwerfen. Ich stimme ganz bei und habe es in ähnlicher Weise selbst früher ausgesprochen, wenn Otto Pfleiderer in seiner „Entwicklung der protestantischen Theologie in Deutschland seit Kant“ (S. 228) die eigentümliche Bedeutung dieser Theologie darin findet, „dass sie der theologische Ausdruck und Spiegel des allgemeinen Zeitbewusstseins ist, nach seinen starken und berechtigten, wie freilich auch nach seinen schwachen und gefährlichen Seiten“. Darin liegt es vor allem begründet, dass ich das Studium dieser Theologie empfehlen möchte; denn ein rechter Theolog soll seine Augen aufmachen und seine Zeit kennen lernen, nicht aber bloss in der Zeit des 16. oder 17. Jahrhunderts leben. Ich habe gleich in meinen ersten Beurteilungen des Ritschlschen Hauptwerkes (in der Zeitschr. für Protest. u. Kirche 1871 u. 1874) darauf aufmerksam gemacht, in welchem Masse dort die positiven Ergebnisse hinter der historisch-kritischen Arbeit zurückstehen. Und das wird zweifellos der Charakter dieser Theologie bleiben, wie das die beiden zur systematischen Theologie gehörigen Werke Kaftans, über das Wesen und über die Wahrheit des Christentums, deutlich beweisen. Das Wesen dieser Theologie lässt sich als Verkürzung und Verseichnung bezeichnen, und daraus erklärt sich die Ge-

ringfügigkeit der positiven Resultate. Der jenseitige Hintergrund der Person Christi wird weggeschnitten, denn als präexistenter ist Christus für uns verborgen, und Christi Präexistenz kann für uns nicht Gegenstand der Nachbildung sein. Jesu gegenwärtige Herrlichkeit, sein königlich-hohepriesterliches Amt, seine Vertretung der Gläubigen bei dem Vater, seine geistleibliche Verbundenheit mit der Gemeinde wird eben um der Jenseitigkeit willen und wegen der mystischen Seite der Sache zurückgestellt. Es bleibt uns nur die historische Erscheinung Christi als Medium der göttlichen Offenbarung, und wenn wir fragen, durch welche Mittel nun in der Gemeinde diese Offenbarung sich fortsetze, wie dieser historische Christus in der Gegenwart fortwirke, so werden wir mit der Verweisung auf die natürlich-gemeindliche Thätigkeit abgespeist und hinsichtlich der supernaturalen Vermittelung zur Ruhe verwiesen. Der Hintergrund des göttlichen Subjektes der Liebe, welche in der Offenbarung des Erlösers und in der Gründung des Reiches Gottes sich bethätigt, bleibt verborgen und unzugänglich; hier wie sonst ist nur die Erscheinung etwas reales. Verborgen bleibt nun freilich, wenn gleich in einem andern Sinne, auch dies, wie etwas erscheinen könne, ohne dass etwas dabei erscheine, wie es ein Subjekt der Liebe geben könne, ohne dass man von diesem Subjekt reden dürfte, welches die Liebe erzeugt. Und gleichwie der jenseitige Hintergrund, so bleibt auch der jenseitige Vordergrund, die der Menschheit Gottes bevorstehende Vollendung ver-

borgen: die eschatologischen Vorstellungen der ersten Christengemeinde, die aber — wie es scheint — Christus selbst geteilt hat, existieren für die gegenwärtige Gemeinde nicht mehr.

Aber eben um dieser Verkürzung willen wünsche ich, dass unsre jungen Theologen die Werke Ritschls studieren. Denn sie werden dadurch heimisch in unsrer Zeit, welcher das Auge für das Transscendente, jenseits der Erscheinung Liegende mehr oder weniger verschlossen ist. Es wird dabei freilich öfter vorkommen, dass sie, weil selbst, obschon unbewusst, erfüllt mit dieser Richtung des Zeitgeistes, fortgerissen werden und vielleicht erst spät oder auch gar nicht zur Einsicht gelangen, warum diese Lehre ihnen so leicht einging und so wohl schmeckte. Aber auch auf diese Gefahr hin wünsche ich Theologen, die ihre Zeit verstehen und es begreifen, wie der Ritschlianismus so schnell sich verbreiten konnte. Ich wünsche nicht solche, die etwa Ritschl persönlich verdammen und ihn zum Ketzer stempeln: ohne Zweifel deckte seine Person sich nicht mit seinem System, und er war nicht der Urheber der Strömung, die in ihm sich kundgab. Aber da doch Zeitrichtungen in Persönlichkeiten sich verkörpern und zusammenfassen, so wird für immer sein Name damit verbunden bleiben, bei den einen, indem sie gedankenlos ihn als den Urheber jener Richtung hinstellen, bei den andern, indem sie zu verstehen suchen, dass gerade in unsrer Zeit solch eine Strömung und solch ein Repräsentant derselben hervor-

treten musste. Dass es daneben Anhänger und Vertreter der „Schule“ gibt, welche beschränkten Sinnes meinen, damit seien die Säulen des Herkules erreicht und der Stein der Weisen gefunden, ist etwas so Natürliches, dass man sich darüber nicht verwundern wird, wie denn der Eifer und die Sicherheit, womit sie ihre Sache vertreten, zugleich etwas Erheitern- des hat.

Aber das ist doch nur die eine Seite der Sache, und ich wünsche, dass man die andere darüber nicht verkenne. Keine historische Erscheinung auf dem Gebiete der Kirche und der Theologie ist umsonst da und soll umsonst da sein; denn ihr Aufkommen und ihre Gestaltung steht in Gottes Hand, welcher die Vollendung seiner Gemeinde damit intendiert, wenngleich unter Einrechnung menschlichen Fehls und Irrtums. Wie es sich späterhin gerächt hat, dass man die Periode des Rationalismus kirchlicherseits nicht besser ausgenutzt und die Wahrheitselemente desselben sich angeeignet hat, so würde es sich auch jetzt wiederum rächen, wollte man über den Ritschlianismus als Feind der evangelischen Wahrheit und der kirchlichen Theologie einfach zur Tagesordnung übergehen. Es liegt Wahrheit darin, die wir uns aufs neue wollen einschärfen lassen, so wenig sie selbst eine neue, der christlichen Erkenntnis unerhörte ist, dass wir in der dogmatischen Disziplin nicht von der natürlichen Theologie, sondern von der Offenbarung auszugehen haben; und nur dies wäre zu wünschen, dass Ritschl noch

viel energischer und durchgreifender diesen Gedanken verfolgt hätte, damit nicht seine Schüler das alte apologetische Verfahren erneuerten, den Menschen auf natürlichem Wege bis dahin zu führen, wo er den Entschluss fasst, der christlichen Wahrheit als der Lösung des Welträtsels sich hinzugeben. Aber freilich Ritschl konnte das nicht, weil er die supernaturalen Wirkungen des Geistes zurückstellte und insofern pelagianisch gerichtet war. Man soll, indem man jenen Anlauf Ritschls rühmend hervorhebt, zugleich anerkennen, dass derselbe Theolog, welcher wesentlich rationalistische Züge in sich vereinigte, in diesem Stücke einen Rationalismus auszufegen im Begriffe stand, welcher bereits bei den orthodox lutherischen Dogmatikern sich festgesetzt hatte. Und bis auf die neueste Zeit ist dieser rationalistische Sauerteig aus unsrer kirchlichen Theologie nicht ganz ausgefegt. Nicht minder ist der Zusammenhang mit der realistischen Richtung der Gegenwart bedeutsam und lehrreich. Der Gegensatz gegen apriorische Spekulation, gegen diese Seite der Metaphysik, wie sie z. B. noch in Rothes Ethik sich geltend macht, ist vollkommen berechtigt. Es ist verkehrt, die Glaubensunterweisung von oben anzufangen, von dem ewigen Wesen des Sohnes Gottes, während doch alles Gewicht des Erlösungswerkes auf dem historischen Vollzug gelegen ist und die geschichtliche Person Jesu es ist, auf welcher unser Glaube sich konzentriert. Neu ist das ja freilich auch nicht, sondern gleichwie Luther eben dieses

eingeschärft hat, so hat auch die gläubige Theologie der neueren Zeit es keineswegs verkannt. Aber es kann nicht oft genug betont und wiederholt werden, dass die Apostel, weil sie Christi Herrlichkeit in seiner geschichtlichen Person schauten, dadurch hingeleitet wurden zu seiner ewigen, transscendenten Herrlichkeit. Wie denn, was uns die Schrift über Jesu Auferstehung und Rückkehr zum Vater, über Jesu gegenwärtige Herrlichkeit und zukünftige Machterweisung sagt, abermals auf seine geschichtliche Bewährung als Erlöser sich zurückführt. Dass Ritschl diese durchaus, auch in der Schrift, begründete Wahrheit ins Extrem schob, woran nun seine verrannten Schüler Wohlgefallen haben, ist vollkommen begreiflich: es wiederholt sich das in solchen Fällen regelmässig. Mir kommt diese Lostrennung des Geschichtlichen von den innen und jenseits der irdischen Erscheinung gelegenen Wurzeln wie ein moderner Blumenstrauss vor, dessen Blüten auf Drähten befestigt sind. Sie welken bald dahin, weil sie abgelöst sind von dem, was ihnen Saft und Leben zuführte. Missgönnt der Erde nicht, sagt Goethe, die tiefverborgenen Quellen; ich möchte den Theologen zurufen, missgönnt dem Glauben nicht das Eindringen in die geheimnisvollen Tiefen, aus denen die gesamte Heilsökonomie hervorgegangen ist. Denn die Offenbarung, von welcher unser Glaube lebt, ist doch nur *ἀποκάλυψις μυστηρίου χρόνους αἰωνίους σεσιγημένου* (Rom. 16, 25). Während wir es aber nicht vergessen wollen, dass der Glaube und damit auch die Gnosis

ausgehen von der diesseitigen Offenbarung, von dem geschichtlichen Christus, und erst von da aus ihre Fäden weiterziehen, so dürfen wir nun wohl auch darum bitten, dass man uns systematischen Theologen gestatte, die Folge zu invertieren und von oben nach unten, von der Ursache aus zur Wirkung hin, die Dinge zur Erkenntnis und zur Darstellung zu bringen. Wollet uns das nicht als apriorische Spekulation anrechnen, was doch keine ist, sondern lediglich ein in jedweder Art von Erkenntnis begründeter Versuch, die Erscheinung aus wirkenden Faktoren zu erklären und damit systematisch dem Verlauf in der Wirklichkeit nahe zu kommen. Es folgt daraus selbstverständlich nicht, dass man in der praktischen Unterweisung denselben Gang einzuschlagen hätte.

Freilich war nun Ritschl durch seine ihm eigentümliche Metaphysik, oder sagen wir lieber durch seine Erkenntnislehre gehemmt, dies einfach anzuerkennen. Er wollte über die Erscheinung nicht hinaus, obwohl er innerhalb der Schranken der Kantischen Philosophie sich nicht festhalten liess. Hierin wurzelt jene nun auch für die Theologie verhängnisvolle Unklarheit und Unbestimmtheit, welche mit Recht vom philosophischen Standpunkte aus, neuerdings insbesondere von Otto Pfeiderer („Die Ritschlsche Theologie“, Braunschweig 1891) beanstandet worden ist. In seinem Eifer, die platonische Weltanschauung los zu werden, welche er für das ihm verhasste kirchliche Dogma verantwortlich machte, warf er sich auf das Gegenteil,

ohne doch es bei dem reinen Kantianismus auszuhalten. Die philosophische Seite, das darf man wohl jetzt ohne viel Widerspruch zu befürchten aussprechen, nachdem von Männern der verschiedensten Richtung Ritschls erkenntnistheoretische Voraussetzungen philosophisch geprüft worden sind — die philosophische Seite war nicht die Hauptstärke seiner Theologie, und bei einem Theologen, der nachweisbar seine theologischen Lehrsätze von philosophischen, erkenntnistheoretischen Anschauungen abhängig machte, musste die hier herrschende Unklarheit und Schwankung die bedenklichsten Konsequenzen in theologischer Hinsicht nach sich ziehen. Ich habe dies anderwärts hinsichtlich der Gotteslehre nachgewiesen, wo Ritschl trotz alles Widerstandes und aller Verwahrungen doch sich genötigt sieht, schliesslich auf ein absolutes Subjekt zurückzugehen, dessen die Liebe, diese grundlegende göttliche Auswirkung, sei. Wobei sichs denn herausstellt, dass es mit platonischer Lehre zunächst gar nichts zu schaffen hat, wenn man ein Verhalten, wie das der Liebe, auf ein Subjekt zurückführt, dessen jenes Verhalten sei und von dessen Beschaffenheit der Wert jenes Verhaltens abhängt.

Wenn schwächliche Seelen sich auch nach dieser Seite von Ritschl imponieren liessen, so hing das wohl mit der Selbstzuversicht zusammen, womit Ritschl, seiner Charaktereigentümlichkeit gemäss, jene Sätze proklamierte. Wobei wir nicht vergessen, wie dieselben im allgemeinen der herrschenden antimetaphysischen

Stimmung entgegenkamen. Für die Gegenwart aber und noch mehr für die Zukunft darf man getrost behaupten, dass an dieser Stelle zunächst das Gebäude der Ritschlschen Theologie zusammenbrechen wird; was um so mehr zu bedeuten hat, als, wie wir wissen, dasselbe über philosophischen, erkenntnistheoretischen Fundamenten sich erbaut hat. Ein Haufe Unverständiger, welche mit dem kirchlichen Glauben sich nicht befreunden und doch zu stärkerer Negation sich nicht entschliessen können, mag immerhin noch eine Weile daran festhalten; aber sie werden überholt werden von denen, welche, sei es nun auf der positiven, sei es auf der negativen Seite, die Ambiguität und Haltlosigkeit jener philosophischen Prinzipien erkannt haben.

Nichtsdestoweniger sage ich, dass man auch in dieser Hinsicht von Ritschl zu lernen in der Lage ist, und dass die angehenden Theologen, indem sie Ritschl studieren, hierin von ihm oder doch an ihm lernen mögen. An dem auf- und abschwankenden Barometer sollen sie lernen, eine Witterungsprognose zu stellen. Es ist ebenso charakteristisch, dass Ritschl, dem Zuge der Zeit folgend, zunächst an Kant sich anschloss, und dass er, wie es seiner geistigen Bedeutung entsprach, doch auch zugänglich war für die Gegenströmung, wie sie mehr und mehr wider die Alleinherrschaft Kants sich kundgab. Diese Gegenströmung erwies sich zuletzt als die stärkere, wenngleich Ritschl nicht zur erneuten Forderung einer Metaphysik vordrang, bei welcher, immerhin unter Vermittelung Kants, das An-sich-

seiende wieder zu seinem Rechte kommt. Kann man nach dieser Seite hin Ritschl mit Gewinn studieren, so ebenfalls in der Schwankung, wonach er die christliche Gewissheit, namentlich in Bezug auf die Setzung Gottes, von einer an Kant orientierten Schlussfolgerung abhängig macht, und doch zugleich für diese Gewissheit eine spezifisch-christliche Basis zu gewinnen sucht. Nach der Anleitung Kants ermöglicht die christliche Anschauung von Gott und Welt die zusammenfassende Einheit der Erkenntnis von Natur und menschlichem Geistesleben, welche sonst nicht erreichbar wäre. Auf diese Weise würde die Theologie ihren Anspruch, Wissenschaft zu sein, anderen Wissenschaften gegenüber begründen, wenngleich (nach der 3. Aufl. von *Rechtf. u. Vers.*) dieser Erweis der Vernunftmässigkeit des Christentums in einer vom theoretischen Welt-erkennen verschiedenen Art von Urteil verläuft. Jene Annahme der Gottesidee sei praktischer Glaube und nicht ein Akt theoretischer Erkenntnis — wofür Ritschl sie früher erklärte. Schliesst in dieser Hinsicht Ritschl sich Kant an, so rekurriert er andererseits auf das Wort Christi Joh. 7, 17 (so jemand will den Willen dessen, der mich gesandt hat, thun, der wird erkennen hinsichtlich meiner Lehre, ob sie von Gott ist, oder ob ich von mir selber rede), was denn freilich zu jenem ersteren Versicherungsmodus nicht wohl stimmt. Indessen, charakterhaft und gewaltsam, wie er ist, zieht er den einen Modus in den andern hinein. Wenn man auf jenem Wege dazu kommt, die christliche Gottesidee,

wenn auch nicht auf theoretischem Wege, als Lösung des Welträtsels zu erkennen, so steht mit diesem Beweis der genannte Ausspruch Christi in Analogie und ist „wahrscheinlich“ von nicht geringerer Tragweite. Ganz sicher ist, wie man sieht, Ritschl dessen nicht gewesen. Aber eben diese Risse und Schwankungen im System sind für den Beobachter sehr lehrreich, und ich wünschte, dass die gedankenlosen Nachbeter des Mannes darauf ihr Augenmerk richteten.

Doch ich setze diese Untersuchung nicht weiter fort. Es kam ja nur darauf an, zu zeigen, in welchem Sinne es gemeint sei, dass man an Ritschl lernen könne und solle, auch wenn man sonst zu dem Gehalt seiner Theologie zumeist kritisch sich verhalten muss. Dass es dabei auch andere Stücke seiner Lehre gibt, durch die man sich kann fördern lassen, mag dabei ausdrücklich bemerkt sein. Nur dass manches Gute und Richtige, was eifrige Schüler als „Entdeckungen“ preisen, für sie vielleicht neu war, für andere weniger.

Man wird später auf diese Periode in der Entwicklung der neueren Theologie mit einiger Beschämung zurückblicken. Nicht sowohl um der Erschütterungen willen, die sie dem Bestande der Kirche gebracht, um der Verwirrungen willen, zu denen sie Anlass gegeben hat — wir haben deren noch grössere und radikalere erlebt — sondern um der Leichtfertigkeit und Unreife willen, mit der man sich in weiten Kreisen jener Lehre hingegeben hat. Man wird unwillkürlich an das Wort des Apostels von dem *νήπιος* erinnert,

von dem 1. Kor. 13, 11 die Rede ist; man kann an jener Thatsache erproben, dass das Zeitalter männlicher Reife uns noch recht fern liegt. Und mit solcher weithin verbreiteten Urteilslosigkeit verbindet sich naturgemäss jene jugendliche Keckheit, die gewöhnlich in umgekehrtem Verhältnis steht zu Urteilsfähigkeit. Es ist beschämend, dass es eine Zeit gegeben hat, wo solche junge Theologen das grosse Wort führten.

Handelt es sich nun um den Abschluss des Universitätsstudiums, so wäre freilich sehr zu wünschen, dass einigermassen Gereifte, Mündiggewordene zum Uebergang in die praktische Thätigkeit sich rüsten. Für möglich halte ich dieses, wenn man nur die Anforderungen nicht zu hoch stellt. Ich setze voraus, dass bei aller noch vorhandenen Unklarheit und Unreife doch ein Anfang inneren, geistlichen Lebens in dem Studierenden und damit ein entsprechender Anfang der Erkenntnis gemacht sei. Wo Aufrichtigkeit und Treue sich findet, wie wir sie früher gefordert haben, da werden die ersten Versuche der praktischen Thätigkeit, der Predigt und Katechese, nicht über jene Anfänge hinausgehen. Denn in allewege gilt hier das Wort des Apostels: ich glaube, darum rede ich. Es ist ein gefährliches Spiel, mag es auch zuweilen vorgekommen und geglückt sein, dass man den Glauben, den man noch nicht hat, so lange predigen solle, bis man ihn habe. Es mag vielleicht in solchem Falle eine dem Menschen noch unbewusste *fides implicita* zu Grunde liegen, welche das Experiment gelingen

lässt; etwa wie A. H. Francke bei seiner Bekehrung „den Gott, den er noch nicht kannte noch glaubte, um Rettung aus seinem elenden Zustande anrief, wenn anders wahrhaftig ein Gott wäre“. Es ist eine sehr unwahre, einseitige und voreingenommene Beurteilung jener Thatsache, wie sie Ritschl in seiner Geschichte des Pietismus (II, 1, 251 ff.) ausspricht. Francke hat meines Wissens keineswegs darauf Anspruch gemacht, dass der Weg, welchen Gott ihn führte, ein allgemeiner, für jeden gangbarer oder notwendiger sei. Aber er hat recht in dem „Anspruch“, den ihm Ritschl verdenkt, „in einem bestimmten Moment oder für die Dauer über einen Gefühlseindruck von der Gnade Gottes zu verfügen, welcher sich von der allgemeinen Lebensstimmung vollständig abheben soll“ — es war das nicht sowohl ein „Anspruch“, als eine Erfahrungsthatsache, welche das ganze weitere Leben Franckes bestimmte und sich darin bewährte. Recht hatte Francke darin, dass solch ein Moment und dessen Wirkung sich vollständig abhebt und abheben soll von der bisherigen Lebensströmung, etwa wie es bei dem Apostel Paulus geschah. Recht hatte Francke darin, dass er „in der Verwirrung und dem Zweifel an Gottes Dasein die folgerechte Offenbarung seines Sündenstandes für ihn und die Voraussetzung seiner erst jetzt erfolgenden Aufnahme in Gottes Gnade“ (Ritschl *ib.* 252) erkannte. Ganz verkehrt aber ist es, wenn Ritschl das Verfahren Franckes als den kirchlichen Gnadenmitteln entgegengesetzt und den Umständen gemäss einfach abergläu-

bisch findet (253); und jedes evangelische Gemüt tief verletzend, wenn er es „verhängnisvoll“ nennt, „dass Francke in dem Vorgange nicht eine Anfechtung durch Kombination täuschender Vorstellungen mit gesteigerten Gemütsbewegungen, sondern seine wahrhaftige Bekehrung durch Gott erkannt hat, und dass er bei dem Urteil, von da an habe sein Gnadenstand begonnen, stehen geblieben ist“ (ebendas.). In diesen und ähnlichen Behauptungen Ritschls kommt der tiefste Widerspruch zwischen seiner und der evangelischen Auffassung an den Tag.

Wie gesagt, es kann vorkommen, dass aus latentem Glaubensleben heraus solch eine Bitte sich losringt und Erhörung findet, wie denn hierfür in dem weiteren Leben Franckes der Thatbeweis gegeben ist. Aber zur Regel wollen wir diese Führung nicht machen und am wenigsten jungen, ungereiften Leuten anraten, ein Evangelium zu verkündigen, das sie nicht glauben. Darunter würde die Wahrhaftigkeit leiden, von der wir gesehen, dass Gott es ihr, eben ihr, gelingen lässt. Es würden durch solche Unwahrhaftigkeit unter Umständen „Brandmale“ ins Gewissen kommen, die sich nicht mehr austilgen liessen. Dagegen will ich hier an jenes Wort des Herrn erinnern, welches von der Treue derer redet, die über wenigem getreu sind: sie haben die Verheissung, dass sie über viel werden gesetzt werden.

Im allgemeinen wird man ja dem Studierenden, auch in den letzten Semestern, nicht raten dürfen, öfter zu predigen. Auch wenn die Reife dazu vor-

handen ist, hat der Student in dieser Zeit besseres und nützlicheres zu thun; zum Predigen findet sich für ihn später Gelegenheit genug und mehr als es ihm vielleicht lieb ist. Und vollends, wenn jene Voraussetzung, wie wohl in den meisten Fällen, nicht zutrifft! Wenn es also in solchem Falle geschieht, so geschehe es mit der Aufrichtigkeit, welche sich bestrebt, nichts zu äussern, was nicht irgendwie mit dem inneren Leben, mit den Anfängen desselben zusammenhängt. Eben darin liegt auch die Forderung, dass alle falsche Rhetorik, aller Schwulst der Rede, alle gesuchte Redebblumen vermieden werden. Ich weiss nicht, ob letzteres zu betonen jetzt noch ebenso am Platze ist wie früher, wo auf den Gymnasien hie und da bei den Aufsätzen Schönrednerei getrieben und geduldet ward. Unbarmherzig all diese Schösslinge der Unwahrheit und der Eitelkeit abzuschneiden, muss eine der ernstlichsten Aufgaben des jungen Predigers und seiner Berater oder Zensoren sein. Es ist ohnedies, wie schon früher angedeutet wurde, eine der schlimmsten Gefahren für den Geistlichen, dass er, durch seinen Beruf veranlasst, sich in eine höhere Stimmung und Ausdrucksweise hineinversetzen muss, als ihm bei seiner jeweiligen Lebenslage und inneren Verfassung naheläge. Für das feinere Gehör macht dergleichen einen peinlichen Eindruck; aber mehr als dieses will es bedeuten, dass darin ein Zwiespalt gelegen ist, welcher der Einfalt und Lauterkeit in der Verkündigung des Wortes Eintrag thut.

Indem ich so alles Gemachte, alle Manieriertheit in Ausdruck und Bewegung zurückweise, will ich doch damit gar nicht sagen, dass ein Prediger wie ein Klotz auf der Kanzel stehen solle, und man ihm ausser dem redenden Munde keine weitere Bewegung ansehen dürfe. Das wäre eine Rohheit und ein Zeichen von Unbildung, besser wohl als jene Manieriertheit, aber darum doch nicht zu loben. Zu fordern ist eine solche Durchgeistung und Beherrschung des körperlichen Organs in Haltung, Stimme und Gebärde, dass das Aeussere unwillkürlich der entsprechende Ausdruck des Innern werde. Der ganze Mensch soll predigen, und nicht bloss der Mund. Das lässt sich nun freilich nicht bei der Predigtvorbereitung erzielen. Denn alsdann würde sofort wieder Manier eintreten. Sondern es muss ausserdem und vorher erworben werden, als Frucht einer sorgfältig und mit Konsequenz betriebenen Durchbildung, einer wesentlich ästhetischen Durchbildung, da man nicht bloss ein Auge bekommt für das Schöne, Massvolle, Kongruente, und ein Ohr für das Wohllautende, die an den Gedanken und das Gefühl sich anschmiegende Erscheinung, sondern in sich selbst nach Kräften dieses Wohllautende und Wohlanständige durchzusetzen versucht. Ich weiss wohl, wie sehr in diesem Falle auch natürliche Begabung, z. B. musikalisches Gehör, desgleichen Erziehung und frühzeitige Uebung, erforderlich sind; aber die Forderung mag man immerhin aufstellen, damit der einzelne sie nach bestem Vermögen erfülle. Und gänzlich von Natur

verwahrlost ist in dieser Hinsicht niemand, so dass es recht gut möglich wäre, die etwaigen Anstösse seines Verhaltens zu beseitigen, wenn anders guter Wille dazu vorhanden ist. Ausserdem aber zeigt die Erfahrung, dass Verwahrlosung infolge einer gewissen *socordia* auch da eintritt, wo die natürliche Begabung vollkommen ausreichen würde, etwaige Anstösse zu vermeiden. Wer überhaupt nicht singen kann, der soll es eben und namentlich bei der Liturgie bleiben lassen; es gehört zu meinen entsetzlichsten Erinnerungen, wie in Landeskirchen, wo der Gesang am Altar ausnahmslose Regel und Bedingung war, dieser Gesang nicht selten gehandhabt ward. Wogegen der einfache, aber entsprechende und würdige Gesang der Abendmahlsliturgie mich von Kind an am tiefsten bewegt hat. Wenn es aber vorkommt, dass auch musikalisch Begabtere die Liturgie schlecht singen, die Töne hie und da um einige Schwingungen heruntersinken lassen und dadurch die Andacht stören, so sollte das Kirchenregiment dagegen einschreiten, wie es ja auch sonst gegen unwürdiges Benehmen der Geistlichkeit einschreitet. Wenn jemand in die Beete eines wohlgepflegten Gartens mit plumpen Stiefeln hineintappt, so pflegen Gartenaufseher da zu sein, die ihn zurechtweisen. Man soll auch nicht einwenden: solche Aeusserlichkeiten seien nicht von Belang, Gott sehe das Herz und das Wesen an. Das ist ein übler Dualismus, eine schlechte Trennung des Aeusserlichen und des Innerlichen, die hier ebensowenig taugt als

auf anderen Gebieten. Zudem steht in der Schrift geschrieben: „der das Ohr gepflanzt hat, sollte der nicht hören?“ Sollte er nicht auch eure falschen Töne hören und Missfallen daran haben? Und im Psalter heisst es: machet es „gut“ auf Saitenspielen mit Schalle! Ich weiss auch nicht, ob es gleichgültig ist, wenn die Chorknaben auf den Kirchhöfen die ohnedies verwundeten und leicht verletzlichen Gemüter der Leidtragenden durch ihr Geplärr ärgern, und warum man ihnen, wenn sie es nicht besser können, das Singen nicht lieber untersagt.

Indessen, es liegt nicht innerhalb meiner Aufgabe, auf dieses Gebiet mich weiter einzulassen. Ich wollte nur die angehenden Theologen darauf aufmerksam machen, dass, wenn hier wie überall das Aeussere nur Wert hat um des Innern willen, welches sich darin kundgibt, und wenn wir daher alles Aeusserliche verwerfen müssen, welches einen Wert für sich und an sich beansprucht, es darum doch nicht gleichgültig ist, wie man zu dem Aeusserlichen sich stellt. Und unsre gegenwärtige Generation hat es vielleicht nötig, daran erinnert zu werden.

Ich will auch, da es ausserhalb meines speziellen Berufes liegt, keinerlei Ratschläge für das Studium der praktischen Theologie geben. Nur insoweit dasselbe mit dem der systematischen zusammenhängt und insoweit ethische Fragen dabei in Betracht kommen, gestatte ich mir, noch etwas näher darauf einzugehen. Ich halte es für unthunlich und unrätlich, dass jemand

die Kanzel besteigt, ehe er durch die systematische Theologie dazu vorgebildet worden ist. Wobei ich freilich unter systematischer Theologie etwas anderes verstehe, als eine Summe willkürlicher Spekulationen über Gott und göttliche Dinge. Es soll der Niederschlag sein der bisherigen theologischen Lebens- und Gedankenarbeit, was sich in der Dogmatik nebst der ursprünglich zu ihr gehörigen Ethik fixiert. Diese Zusammenfassung ist kein Luxus, kein Zierrat, dessen der junge Theologe auch entbehren und dabei gleichwohl tüchtig sein könnte zum praktischen Amt. Sondern wenn er die Kanzel besteigt oder wenn er die Unmündigen lehrt, soll er wissen, was er sage und setze; d. h. er soll systematisch durchgebildet oder doch hinreichend geübt sein. Denn es gibt keine wirkliche Erkenntnis ausser einer solchen, wo das Einzelne seine Stelle hat inmitten des Ganzen und vom Ganzen aus verstanden wird, d. h. eben der systematischen.

In der Regel also soll der junge Theolog über nichts zur Gemeinde reden, was nicht irgendwie ein Stück seines eignen Wesens und Lebens geworden ist. Wenn diese Forderung später, im praktischen Amt, schwer durchzuführen ist, da hier durch die vorgeschriebenen Texte auch solche Stoffe dem Prediger sich darbieten, hinsichtlich derer ihm persönliche Erfahrung und Erkenntnis mehr oder weniger noch abgeht, so lässt es sich dagegen für den angehenden, freistehenden Theologen leichter erreichen. Nur soll er nicht der Gemeinde seine Ungewissheit vorlegen

und sie damit ärgern; denn soweit er noch darin steckt, hat er gar nicht Recht und Beruf zu predigen. Also vermeide er — jetzt und zukünftig — solche Wendungen wie die: „wir wollen dahin gestellt sein lassen“, wie sichs mit diesem oder jenem Dogma, z. B. dem Abendmahlsdogma, mit der oder jener Thatsache, z. B. der Erbsünde, verhalte; er soll solche zu nichts dienende Phrasen unterlassen, nicht zunächst, weil er sich dadurch vor den Leuten kompromittieren würde, sondern weil auf die Kanzel keine Räsonnements gehören, geschweige denn skeptische, sondern positive, geistgetragene Zeugnisse und Unterweisungen. Wer im Namen Gottes zur Gemeinde zu reden sich anschickt, der soll nicht menschliche Futilitäten und Miserabilitäten ihr vortragen, sondern ein sicheres und festes Gotteswort, woran man sich halten kann. Wer Träume hat, sagt der Prophet (Jer. 23, 28), der predige Träume, wer aber mein Wort hat, der predige mein Wort recht. Es kann ja recht wohl vorkommen, dass ein Geistlicher im Anschluss etwa an Stellen wie 1. Kor. 13, 12 seiner Gemeinde den Unterschied zwischen Glaubensthatsachen und Glaubenserkenntnis auseinandersetzt, wenn anders ihm vielleicht Grübler und Zweifler darunter bekannt sind; das ist dann selbst ein Stück Gotteswort, die Ausführung der Glaubensthatsache: Wir wandeln im Glauben, nicht im Schauen (2. Kor. 5, 7), und in Zeiten wie der unsrigen, wo in weiten Kreisen, auch gläubigen, vielfache Ungewissheit herrscht, kann es sehr wichtig sein, darüber zu predigen. Aber Sache

eines Anfängers ist das nicht, sondern Sache eines gereiften Mannes, und man muss eine Gemeinde haben, die man kennt, ehe man in der Lage ist, davon zu reden.

Im allgemeinen wird es jetzt wieder mehr üblich, über ethische Themata zu predigen, und daran ist an und für sich nichts zu tadeln, wenns nur christliche Ethik ist, eine solche, die ihren Ort und ihren Halt nirgend hat ausser in der Dogmatik. Ich sage das auch hier nicht, um mich in allgemeine Erörterungen einzulassen, sondern um meinen jungen Freunden einen Rat zu geben, den sie gerade in der Gegenwart wohl gebrauchen können. Gerade weil neuerdings der Zug des alten Rationalismus wiederkehrt, der Zug zu einer Ethik, die mehr oder weniger vom Glauben sich abgelöst hat, ist es von Belang, einzuschärfen, dass es ein unter Christen gültiges Ethos nur gibt, insofern es schlechthin und in allen seinen Teilen auf den spezifisch christlichen Glauben gegründet ist. Ritschl hat sich ein Verdienst damit erworben, dass er die natürliche Theologie (wenigstens der Thesis nach) aus der christlichen Theologie hinausgewiesen hat. Er hätte sich ein ebenso grosses Verdienst erworben, wenn er die Leute gelehrt hätte, dass eine Unabhängigkeit des christlichen Lebens von dem Glauben, der Ethik von der Dogmatik, nicht gedacht werden könne. Der Gehorsam, die Treue, der Fleiss, die Dankbarkeit eines Christen ist, weil auf Wiedergeburt und Bekehrung begründet, wesentlich anders geartet als die entspre-

chenden sittlichen Bethätigungen eines Nichtchristen; und wenn es im Christenleben vorkommt, dass sie nicht anders geartet oder so weit sie es nicht sind, entfällt ihnen der christliche Charakter.

Ich habe nichts gegen Moralpredigten, wenn sie nach diesem Kanon gearbeitet sind. Aber ich möchte, gerade weil das Moralisieren etwas sehr nahe liegendes ist, die jungen Leute darauf aufmerksam machen, dass es im ganzen schwerer ist, solch eine Moralpredigt zu halten als eine unmittelbare Glaubenspredigt. Sie will aus der Erfahrung des christlichen Lebens heraus gehalten sein, welches selbst eine Weiterführung der Glaubensstufe ist. Sie setzt also eine etwas höhere Gereiftheit voraus, während ja freilich jeder unreife Gymnasiast, wenn ihm sein Lehrer moralische Gemeinplätze behufs des deutschen Aufsatzes zu bearbeiten aufgibt, in phraseologisch-unwahrem und langweiligem Moralisieren überfließt. Es gibt auf der Kanzel nichts Oederes, Geistloseres und Geisttötenderes als solche moralische Auseinandersetzungen, die in behufige Ermahnungen auslaufen. Auch in dem Falle, dass moralische Ausführungen eines Nichtchristen Eindruck machen, ist immer ein Hintergrund von Lebensanschauung, von persönlichem Charakter nachweisbar, welchem der Eindruck zu danken ist und welcher in gewissem Masse den christlichen Hintergrund vertritt. Wie die zwei sich zu einander verhalten, ist hier nicht des weiteren auseinander zu setzen; die christliche Ethik hat davon zu reden. Nur weil nach gemeinem

Urteil (man vergl. z. B. Wimmers „Kampf um die Weltanschauung“) das Eine mit dem Andern häufig konfundiert wird, so mag hier darauf aufmerksam gemacht werden, dass auf der Kanzel die natürliche Moral ebensowenig ein Recht hat, wie die natürliche Theologie. Zumal weder das Eine noch das Andere konstante Grössen sind. Man mag vom Standort christlicher Erkenntnis aus beides auch in der Predigt würdigen, denn es gehört zur natürlichen Ausstattung des Menschen; und diese Ausstattung ist ja freilich von hohem Belang für die Möglichkeit und den Vollzug seiner Bekehrung. Aber gerade dies muss gegenwärtig, wo in weiten Kreisen eine Gleichsetzung des Christlich- und des Natürlich-Sittlichen überhand genommen hat, bei der christlichen Unterweisung verhütet werden, dass man eine Moral predigt ohne die stets erkennbare Basis des christlichen Glaubens.

Aus diesem Grunde ist denn auch beim Studium der Ethik eine Beteiligung des Subjekts zu fordern, wie sie zwar bei der Dogmatik immer auch stattfinden sollte, aber aus Unverstand und Gleichgültigkeit häufig nicht stattfindet. Gerade je mehr der Vortrag bis in die Wurzeln der Glaubenswahrheit einzudringen versucht, kann es den Schein gewinnen, als handle sich dabei um rein transscendente Wahrheiten, die auf das christlich-sittliche Verhalten keinen oder doch nur einen losen Bezug hätten. Die Schuld kann ja freilich dabei auch an dem Vortragenden liegen, und jetzt mehr als je sollte dieser, insofern er noch im kirchlichen Glauben

steht, sichs gegenwärtig halten, dass es keine Glaubenswahrheit, kein Dogma der Kirche gibt, welches für das Werden des Menschen Gottes gleichgültig wäre; und dass, wenn solche Irrelevanz sich als Thatsache herausstellte, der betreffende Lehrsatz aus der Dogmatik auszuscheiden wäre. Auch solche scheinbar abstruse Lehrsätze, wie die von der *communicatio idiomatum*, welche der stumpfsinnige Verstand als gleichgültig für das christlich-sittliche Leben ansehen möchte, sind in der Dogmatik so darzustellen, dass ihre Bedeutung für das Werden der gläubigen Gemeinde, für die ethische Vollendung des einzelnen Christen daraus ersichtlich wird.

Aber wenn auch, wie gesagt, dort bei unverständigen Lehrern und Hörern der Fall eintreten kann, dass man den Zusammenhang mit der christlichen Lebenshaltung übersieht, so sollte es doch keinesfalls bei dem Studium der christlichen Ethik vorkommen, wo jeder einzelne Satz wie eine Frage an den Hörer erscheint. Steht dein Herz zu Gott so, wie die christliche Lehre von der Wiedergeburt und Bekehrung es aussagt und fordert; innerhalb welches Stadiums der christlichen Entwicklung, wie sie die christliche Ethik darzustellen hat, befindest du dich; gibt deine Lebenserfahrung dem Zeugnis, was der Ethiker nicht etwa bloss als Einzelthatsache, sondern als ein bei aller Mannigfaltigkeit der Lebensführung gemeinsames Erlebnis zu konstatieren hat? Und wenn nun etwa dem Hörer an verschiedenen Orten zum Bewusstsein kommt,

dass ein Vakuum in ihm vorhanden sei, wo für andere Erfülltheit mit positivem Lebensinhalt, oder gar negative Grössen, so muss doch, wenn anders irgend ein realer Glaubensgrund in ihm vorhanden ist, ihm zum Bewusstsein gebracht werden, was gemäss solcher Voraussetzung in jenes Vakuum eintreten, welche positive Grösse an Stelle jener negativen vorhanden sein müsste.

Ich habe dieses vorausgeschickt, um die Stimmung zu charakterisieren, welche bei dem jungen Theologen vorherrschen soll, wenn er die ersten Versuche zur Predigt unternimmt. Es soll eine christlich-sittliche That sein, wenn er sich dazu entschliesst, mit dem Worte des Evangeliums vor die Gemeinde zu treten. Er soll von dem Schauer erfasst sein, welcher den innerlich-empfindlichen Menschen durchweht, wenn er heiligen Boden betritt. Er soll zunächst sich selbst predigen, was er der Gemeinde zu predigen sich vornimmt. Ja mehr noch: die Predigt soll eine nicht ohne Wehen sich vollziehende Geburt aus der Tiefe seiner bisherigen christlichen Lebenserfahrung sein. Wohl ist es von äusserster Wichtigkeit, dass man den Text, welcher der Predigt zu Grunde liegt, mit aller Genauigkeit und Sorgfalt exegetisch studiere, um sich seines Inhaltes vollkommen zu bemächtigen; aber es ist gar nicht nötig, kann unter Umständen sogar schädlich sein, fremde Gedanken aus homiletischen Hilfsbüchern oder aus Predigten über den gleichen Text herüberzunehmen. Sondern hier gilt es zunächst, ein Specimen abzulegen über das, was man zu persön-

lichem Eigenbesitz sich erworben; zu erproben, was man ex propriis der Gemeinde zu bieten vermag. Dass man weiterhin der Nahrung und Vermehrung des Eigenen bedarf, dass es sehr heilsam ist, an fremden Mustern sich zu bilden, die im Innern schlummernden Gedanken und Erfahrungen dadurch aufzuwecken und zum Bewusstsein zu bringen, dies ist selbstverständlich und soll damit keineswegs gemissbilligt werden. Denn hier steht es, wenn anders der Geistliche mit einem an der Person Christi hangenden Herzen ins Amt getreten ist, keineswegs so, dass die Benützung solchen Materials ein Sichschmücken mit fremden Federn oder gar eine Unwahrhaftigkeit, Aneignung eines dem Eigenbesitz widerstrebenden Gehaltes sein müsste, sondern je nach Begabung und Individualität treten dem einzelnen bald leichter, bald schwerer die vielen Seiten und Beziehungen vor die Seele, welche in einer einfachen von ihm zu predigenden Schriftwahrheit enthalten sind, und es ist kein heterogenes Material, welches durch Benutzung fremder Arbeit ihm zugeführt wird. Freilich wird die Benutzung auch hier eine geistliche nur dann sein, wenn sie dem persönlichen Verhältnis des Geistlichen zu seiner Gemeinde keinen Eintrag thut und die Predigt nicht zu einem allgemeinen Vortrag über christliche Wahrheiten herabsinkt. Denn mit einer richtigen Predigt muss es doch sein wie mit einem ordentlichen Brief: er kann an niemand anders geschrieben werden als an den Adressaten. Man muss sich die Person vergegenwärtigen, an die

man schreibt, und der Ton muss dem entsprechend gewählt werden. So soll auch jede Predigt, welche der Geistliche seiner Gemeinde hält, nicht etwa bloss seiner persönlichen Individualität entsprechen, so dass er auf Lieblingsgedanken herumreitet, sondern zugleich der Individualität seiner Gemeinde, als wodurch nicht bloss der Inhalt, sondern Farbe und Ton der Predigt bedingt ist.

Das alles trifft natürlich bei dem angehenden Theologen nicht zu, der vor einer ihm fremden Gemeinde zum erstenmal das Wort Gottes verkündigt; es würde sich für ihn nicht einmal schicken, wenn er sich den Schein gäbe, als ob ein persönliches, seelsorgerliches Verhältnis zwischen ihm und der Gemeinde bestände. Es können nur die allgemeinen Zeitrichtungen sein, worauf er einzugehen in der Lage ist, und auch diese keineswegs so, dass er ein Geschützfeuer auf dieselben eröffnet und auf Polemik sich einlässt. Polemische Ergüsse haben schon bei einem im Amt befindlichen Geistlichen in der Regel geringen Erfolg, zumal die Personen, welchen die Ergüsse gelten, meist nicht in der Kirche sind, und die wirklich vorhandenen etwas ganz anderes darin suchen, nämlich Nahrung für ihre Seelen. Jedenfalls die angehenden jungen Theologen bitte ich um ihrer selbst und um ihrer Gemeinde willen, sich zunächst und auch in der ersten Zeit ihrer amtlichen Thätigkeit der Polemik thunlichst zu enthalten und auf das Zeugnis von den Heilswahrheiten zu beschränken. Ich sage Zeugnis, nicht Lehr-

vortrag sondern Zeugnis, wie es aus dem Glauben des Herzens hervorquillt und darum auch „Herz zum Herzen schafft“. Denn nichts thut bei einem jungen Manne wohler als frisch aus der Seele quellendes Leben, und nichts ist hier abstossender als altkluge Verständigkeit, schulmeisternde Polemik, phrasenhafte Rhetorik.

Ich dünke, es müsste bei einem angehenden Theologen zu solch einem Leben, zu solch einer durch den Geist Gottes geweckten Begeisterung kommen, wenn er das heilige, hehre Ziel vor Augen die Schrift nicht bloss in theologisch-wissenschaftlichem, sondern in persönlich-gläubigem Interesse liest und in der letzten Zeit seines Studiums sich einigermaßen in die unvergleichlichen, unendlich reichen Schätze vertieft, welche unsre evangelische Kirche in Liturgie, Kirchenlied, Erbauungslitteratur u. s. w. zusammengehäuft hat. Wohl dem, der hierbei zeitig ein Sensorium bekommt für das Echte, Wahre, Geisterfüllte, wie es in den älteren Liedern, den Melodien des 16. Jahrhunderts, in der ältern asketischen Litteratur vorliegt. Ich weiss recht wohl, dass die Wirksamkeit des h. Geistes nicht auf das 16. Jahrhundert beschränkt ist, und bin gar nicht dafür, dass man die Perlen der nachfolgenden Zeit, auch des 18. und 19. Jahrhunderts, vernachlässige. Aber der müsste doch ein nicht bloss vom Geiste Gottes, sondern auch von aller natürlichen, edleren Bildung verlassener Mensch sein, welcher mit philiströs-altklugem Sinne an den grandiosen Erzeugnissen unsrer älteren kirchlichen Litteratur Anstoss nehme und dafür die

glatteren Formen der späteren Zeit mit ihrem dürftigeren Gedankeninhalt vorzöge. Ein Theolog sollte sich schämen, wenn für ihn die kühne, rauhe, ja auch inkorrekte Ausdrucksweise der älteren Zeit denselben Anstoss brächte, wie für den ungebildeten Laien, dessen übel geschultem Geschmack man immerhin den Einspruch gegen ihm anstössige Formen verzeihen mag. Es gehört ja nicht viel dazu, sich ein wenig in die Geschichte des Kirchenliedes hineinzulesen und die besten Erzeugnisse desselben im Gedächtnis festzuhalten; sich mit dem Sinne der Liturgie bekannt zu machen, damit man diese stationären kirchlichen Formen nicht in Eintönigkeit wiederhole, sondern durch Hineinlegung von Geistesodem zu beleben wisse. Es scheint mir durchaus notwendig, dass ein Student in den letzten Semestern Erbauungsschriften wie die von Arndt, Scriver, Heinrich Müller u. dgl. zu Gesicht bekomme und behufs seiner eignen Erbauung studiere. Wer an der Brust dieses quellenden Lebens, wie es vor allem bei Arndt trotz seiner Anlehnung an die ältere Mystik urwüchsig hervorbricht, sich genährt hat, der hat damit ein für allemal den Geschmack verloren für die unsägliche Prosa, wie sie in späteren Erbauungsbüchern vorliegt. In Scrivers Seelenschatz, in seinen Haushaltungspredigten u. a. liegt eine Fülle geistlichen Materials, welche geeignet ist, den Prediger der Gegenwart mit Vorrat für sein Amt auf viele Jahre hinaus zu versehen. Nur dass ihnen der eigentümliche würzige Duft fehlt, der von Arndts Schriften wie von einer

ausgeschütteten kostbaren Salbe ausgeht. Ich bin zu wenig bewandert in der Predigtlitteratur der Gegenwart, um auch nach dieser Seite hin den angehenden Theologen guten Rat erteilen zu können; denn ich halte mich an meinem Teile bei vorkommendem Bedarf gern an die Alten. Aber ich glaube, dass Quellen eines unmittelbaren, geistgeborenen Lebens insbesondere bei Hofacker, Löhe, Ahlfeld, selbstverständlich nicht allein bei ihnen, fließen.

VI.

Die persönliche Lebenshaltung.

Ich habe mich bei dem Fache am längsten aufgehalten, in welchem ich den Mittelpunkt meiner akademischen und meiner litterarischen Thätigkeit gefunden habe. Und in diesem Stücke wird man vielleicht am ehesten geneigt sein, meinen Rat zu beachten, während meine kurzen Einblicke in andere Disziplinen als laienhafte, oder doch recht subjektiv geartete erscheinen können. Ich kann aber diese Ergüsse einer langjährigen akademischen Erfahrung nicht schliessen, ohne noch einige Worte über die persönliche Lebenshaltung des jungen Theologen in seinen letzten Semestern, bei seiner unmittelbaren Vorbereitung auf das geistliche Amt hinzuzufügen. Hier handelt sich nicht um Kenntniss bestimmter, etwa praktischer Disziplinen, sondern um ein persönliches Urteil, welches aus dem allgemeinen Verständnis der Aufgabe eines praktischen Theologen geflossen ist. Es werden fragmentarische Bemerkungen sein, wie sie langjährige Beobachtung

des studentisch-theologischen Lebens an die Hand gibt.

1. Da ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind und war klug wie ein Kind und hatte kindische Anschläge; da ich aber ein Mann ward, that ich ab, was kindisch war (1. Kor. 13, 11).

Das Wort ist mir öfters in den Sinn gekommen, wenn ich das studentische Gebahren ins Auge fasste und die Schwierigkeit, bei vorgerücktem Alter sich dem zu entziehen. Ich schicke voraus, was im Grunde selbstverständlich ist, dass ich der Jugendlichkeit des Studentenlebens nach keiner Seite Abbruch thun möchte. Wer nicht wirklich jung gewesen, kein rechter Jüngling gewesen ist, der wird auch kein rechter Mann werden; denn dass er es wird, hat jenes zur Voraussetzung. Das gilt vor allem von unsrer deutschen Jugend, deren Naturanlage mit ihrer Sinnigkeit, ihrer Phantasie, ihrem Freundschaftsbedürfnis, ihrer Hingabe an ideale Güter ein längeres Verweilen bei jugendlichem Spiel — ich fasse Spiel hier im edelsten Sinne des Wortes — gestattet und rechtfertigt, als anderwärts. Weil aus unsrer akademischen Jugend eine Elite von Männern werden soll, darum wünschen wir, dass sie diese Anfangsperiode auskostet, ja wir drücken ein Auge zu, wenn gelegentlich die Schranken überschritten werden. Kein traurigerer Anblick als ein greisenhafter Jüngling, ein philiströser Student, der in seinem Leben nicht geschwärmt, exzediert hat, der die Welt der Ideale für Schwindel erachtet. Wir haben

jetzt solche hochweise Jünglinge, die über „Illusionen“ lächeln in einem Alter, wo man sonst noch Illusionen sich zu machen gewohnt ist. Eben darum drücke ich mich in der Forderung der Jugendlichkeit möglichst stark aus, und ich möchte die theologische Jugend gar nicht davon ausnehmen.

Ja ich gehe noch einen Schritt weiter und will nicht ohne weiteres das Kindische von dem Jugendlichen trennen. Denn die Grenze ist schwer zu ziehen, und wer das Erstere will, muss gelegentlich auch das Andere mit in den Kauf nehmen. Wie in dem Kindlichen, so steckt auch in dem Kindischen häufig ein Sinn, den man nur erkennen darf, um sich mit ihm auszusöhnen. Wenn unsere Bauern etwa die studentischen Aufzüge z. B. beim Fuchsenbrennen sehen, so wird ihnen dieses Gebahren ohne Zweifel als rein kindisch erscheinen. Für den Tieferblickenden, der das Vernünftige in dem Wirklichen aufzusuchen gewohnt ist, verhält es sich anders, und ihm erschliesst sich der Sinn dieses kindischen Gebahrens. Es ist bekannt, wie mild und verständig Luther über die studentischen Depositionen seiner Zeit urteilte. Da manchem meiner jungen Freunde Tholucks „Akademisches Leben des 17. Jahrhunderts“ nicht bekannt sein wird, so will ich die betreffenden Stellen daraus hervorheben. „Die Gewohnheit, die akademischen Novizen gewissen Vexationen zu unterwerfen, bestand schon auf den vorreformatorischen Universitäten. Beanus, der stehende lateinische Terminus für den ‚Fuchs‘ (wohl

vielmehr Fux = Fex) ist das französische bec jaune. Der Beanus wurde als pecus campi angesehen, cui, ut rite ad publicas lectiones praeparetur, cornua deponenda essent, daher Deponieren. Mit einem tentamen vor dem philosophischen Dekan, bei welchem der Novize zuerst sich inskribieren lassen musste, waren Vexationen verbunden, welche schon damals einen hohen Grad von Ungebühr erreicht haben müssen.“ Es finden sich akademische Anordnungen, in denen die schon damals überhand genommene Rohheit und Gemeinheit bei jenen Depositionen eingeschränkt und verboten wird. „Das Hauptstück unter den Zeremonien bestand in dem Absägen der auf einer übergeworfenen Ochsenhaut befindlichen Hörner. Ueber eine um eben jene Zeit in Wittenberg von Luther vollzogene Deposition gibt eine oratio de depositione academica 1569 von Joh. Dinckel, Prof. hebr. in Erfurt, aus Mathesius' zwölfter Predigt über Luthers Leben, folgende Nachricht. Im Jahre 1540 legten die Söhne einiger Joachimsthalischen Bürger in Gegenwart der Eltern, denen Luther bei sich hospitium gegeben, die Hörner ab und wurden nach der Gewohnheit dem Luther zur Absolution übergeben. Dieser hielt dabei folgende Rede. 'Mein Sohn, dies ist nur der Anfang jener Depositionen, die im ganzen Leben deiner warten. Jener legt dir auf eine halbe Stunde die Hörner an und verspottet dich; aber es werden grössere Depositoren über dich kommen — zunächst dein Lehrer, der täglich an dir deponieren wird, was in Sitten und Religion

ungeschliffen ist, bis er dich tüchtig abgehobelt dem Pastor übergeben wird; auf den wird die Obrigkeit folgen, dann wirst du ein Weib nehmen, das dich auf ihre Weise deponieren und leutseliger machen wird, dann wirst du in ein Staats- und Kirchenamt kommen: was werden dir nicht da Bauern, Adlige und Bürger für Hörner aufsetzen! . . . Nun sage mir etwas aus den Autoren her, die du gelernt hast, damit ich höre, wie fleissig du gewesen, ob du auch die Grammatik repetiert habest' (II, 201 ff.)“.

Man sieht, wie Luther den Sinn inmitten des kindischen Unsinns zu treffen wusste, und eben dieser Sinn ist es, der uns damit versöhnt. Unsre gegenwärtigen studentischen Gebräuche, soweit sie den Depositionen analog sind und mit ihnen geschichtlich zusammenhängen, wollen ebenso beurteilt sein. Nur möchte ich Eines dabei betonen. Jene Gebräuche sollten nicht dazu dienen, Ausdruck studentischen Lebens, studentischer Fröhlichkeit zu sein, so dass man gemeint hätte, einem Studenten gebührten solche Kindereien, seien von seinem Wesen unzertrennlich. Sondern sie sollten bildlich den Abstand zum Ausdruck bringen, welcher zwischen dem neuen Lebensstadium, in welches der angehende Student eintrete, und dem früheren bestehe. Die Meinung dabei war die, dass jene Hörner und alles, was damit bedeutet wurde, abgelegt werden sollten. Bei uns kommt es, wie mir scheint, zuweilen vor, dass man sich mit der Meinung trägt, die studentische Zeit sei eine solche, wo es sich

gezieme, dergleichen Hörner aufzusetzen und zu tragen. Es wäre gut, wenn die richtige Auffassung der Sache allmählich wieder allgemein Platz griffe.

Also wir wollen dem Kindischen zu seiner Zeit und an seiner Stelle Raum geben und uns damit vertragen. Auch die für den kindlichen Verstand hochwichtigen Studenten- und Verbindungs-Angelegenheiten, z. B. ob es sich gebühre, mit der Mütze auf dem Kopfe ins Auditorium hineinzutreten und sie erst auf seinem Platze abzunehmen, lassen wir mit einem gewissen Humor gewähren und erinnern uns vielleicht dabei des tiefen Ernstes, der wohl in dem kindlichen Spiele steckt. In allem diesen ist eine gewisse Vorübung für die ernsteren Kämpfe des Lebens. Wie ja überhaupt das Spiel plastische, frei erfundene Abbildung von Lebensaufgaben und ihrer Lösung ist. Wenn nun aber für den Theologie-Studierenden die kurzen Semester zu Ende gehen, welche der Vorbereitung auf seinen künftigen Beruf gewidmet sind — ich rede zunächst gar nicht von dem bevorstehenden Examen — so darf man fordern, dass allmählich der Gedanke in der Seele prävaliert, was es bedeute, zum Wächteramt in einer christlichen Gemeinde sich zu rüsten. Hier sitzt der grösste Schaden bei der Vorbereitung unsrer angehenden Theologen, und dieser Schade ist durch spätere Seminare schwer auszugleichen. Jedes Kolleg sollte, ohne unmittelbar erbaulichen Charakter an sich zu tragen, doch die geistliche Seite des Stoffes irgendwie hervortreten lassen. Und von der praktischen

Vorbereitung am Schlusse der Studienzeit gilt das begreiflicherweise doppelt. Ich glaube, dass nach dieser Seite hin die protestantischen Fakultäten in Schottland, in der französischen Schweiz und auch in Frankreich manches vor uns voraus haben. Bei uns studiert man vielfach profanen Geistes bis an den Schluss — das Heilige wird mit unheiligen Händen angefasst. Das sollte den Studierenden je länger je mehr unmöglich gemacht werden: sie müssten in die Lage kommen, sich zu entscheiden — entweder der Theologie sich wirklich hinzugeben oder mit ihr zu brechen. Aber bei manchen, bei nicht wenigen sieht man keinen Anfang zu dem, was der Apostel fordert, dass man allmählich ablege was kindisch war.

Es ist nichts schöner, als wenn ein Mann jugendlichen Sinn, jugendliche Empfänglichkeit und Frische sich bis ins Alter hinein bewahrt. Das sollte für jeden, den Gott zu höheren Jahren kommen lässt, insbesondere für den Theologen, ein Gegenstand besonderen Studiums, angelegentlichster Bemühung sein. Nur nicht sich genügen lassen an den paar Gedanken, die man zunächst sich angeeignet hat; nur nicht so hölzern und ledern sein, dass man von sich abweist, was nicht die eigne Leibfarbe trägt; die Welt Gottes, die geistliche wie die natürliche, ist so gross und herrlich, dass man gar nicht daran auslernen kann. Aber diese Jugendlichkeit und Aufgeschlossenheit, die jeder nach Vermögen sich bewahren möge, hat gar nichts zu schaffen mit dem kindischen Wesen, welches in dem

Masse abgelegt werden soll, als man dem männlichen Alter sich annähert. Ein kindischer Mann, nämlich ein Mann, welcher das mancherlei Kindische, wie es unserm Studentenleben anhangt, in seinen späteren Jahren noch ebenso taxiert, wie damals als er mitten darin lebte, ist eine abschreckende Figur. Ich verdenke es keinem, wenn er von Zeit zu Zeit sich wieder hinein versetzt in die fröhliche, harmlose Jugendzeit und wiederum fröhlich ist mit den Fröhlichen. Aber klägliche Gestalten sind es, die unter dem Joch des Amtes seufzend hier nichts als Prosa des Lebens empfinden und sehnsüchtelnd nach der „alten Burschenherrlichkeit“ ausschauen. Wenn ihr das Mannesleben mit seinem Kampf, mit seinen Niederlagen und Erfolgen, mit dem Reichtum seiner Erfahrungen recht durchlebt und genießt, so liegt darin wohl noch mehr Poesie als in der immerhin idealen, aber von verschiedenen Strömungen durchkreuzten, hin und her schwankenden Jugendzeit, allerdings weniger lyrische als dramatische Poesie. Diese Poesie ist überall da, wo ein Mann — selbst wenn wir vorerst von christlichen Regungen absehen — den Kampf mit den Widrigkeiten des Lebens aufnimmt und nicht feig sich zusammen drücken lässt. Aber allerdings von dem Theologen, welcher die Quellen des Lebens und der Kraft kennt, darf man in diesem Stücke etwas Sonderliches verlangen.

Die Studentenzeit kann sehr wohl dazu dienen, jene Männlichkeit zu entwickeln, ohne welche ein gedeih-

licher Uebergang aus der Vorbereitungszeit in das Amtsleben nicht gedacht werden kann. Denn es liegt in der Natur dieser Lebensperiode, wo man noch nicht durch ein Amt in seinen persönlichen Ansprüchen und seiner persönlichen Geltung getragen wird, dass man sich auf sich selbst gestellt fühlt und durch seine Individualität sich zu behaupten sucht. Das empfindliche Ehrgefühl hängt damit zusammen. Ein Mann kann sich viel leichter von irgend einem Buben schimpfen lassen als ein Student. Und bei einem Manne macht empfindliches, übelnehmisches Wesen einen kläglichen, eben weil einen unmännlichen Eindruck. Freilich denken wir dabei zugleich auch an das Wort von Rückert, welches die Probe freier, stolzer Männlichkeit ausdrückt: „wenn wie nichts Guts dich schilt ein Wicht und es soll dich nicht brennen, so muss es dich auch kitzeln nicht, wenn sie was Rechts dich nennen.“ Zur Männlichkeit gehört auch dies, dass man wenigstens angefangen hat, sich selbst zu kennen, und dass man durch ungünstige Urteile sich ebenso wenig deprimieren als durch Lobeserhebungen in falsche Höhen tragen lässt. Wer auf Universitäten gelebt hat, der weiss, wie oft unreife, hochnäsige Kritik einem jungen Mann, der sich dadurch imponieren lässt, die Karriere verderbt, während ein Anderer verdorben wird durch den unzeitigen Beifall, den man ihm spendet. Es ist also nichts Geringes, was ich von euch fordere, ihr jungen Theologen, die ihr euch zum Examen und zum Amte rüstet. Je weniger ihr der Natur der Sache nach

fertig sein könnte mit eurer Ausbildung, um so mehr ist die Gefahr vorhanden, dass das Kindliche und Kindische, welches in der Anfangszeit sein relatives Recht hat, dem Werdenden oder gar dem Gewordenen noch anhänge. Die Gefahr liegt um so näher, als der gewaltige, niederdrückende Ernst des theologisch-praktischen Berufs dem alten Menschen lästig fällt und die Seele gelegentlich lüstern wird nach dem leichten Spiel der akademischen Jugend. Ohne Schwankungen geht es hier nicht ab; aber gerade je jugendlicher die Entwicklung vorher gewesen, je mehr der darin gelegene Trieb und Drang sich befriedigt hat, um desto leichter wird die Wandlung vor sich gehen: die Dinge werden als erlebte objektiv vor der Seele stehen, wie etwa bei Goethe die Erlebnisse, die sich ihm danach poetisch gestalteten, und er wird ebendadurch innerlich sich von ihnen befreien.

Wenn ich daher Vikariatsstuben finde, in denen die Reliquien und die Spolien der vergnügten Studentenzeit an den Wänden hängen, so kann das ja einen doppelten Sinn haben, einen guten und einen schlimmen. Sie können sein wie die abgelegte Haut der Schlange, anstatt deren sie eine neue bekommen hat und in die sie niemals wieder hineinzufahren beabsichtigt; oder aber sie sind Ueberreste und Erinnerungen unüberwundener Gelüsten, zu denen man unter der Last der gegenwärtigen Arbeit sehnsüchtig aufblickt. Da hat man noch nicht „abgelegt“, was gesunderweise nur einem früheren Stadium der Ent-

wicklung angehörte. Und ich fürchte, der letztere Fall ist der häufigere. Es kommt noch etwas anderes hinzu. Für den gemeinen Mann, welcher die akademische Laufbahn nicht durchgemacht und das akademische Leben nicht genossen hat, ist an sich schon das freie akademische Gebahren, die Zeitvergeudung, die Leichtfertigkeit, welche sich vielfach darin kundgibt, ein Gegenstand des Anstosses: mit harter, schwieriger Arbeit von früh bis spät muss er um seine Subsistenz ringen, während die jungen Herren singend durch die Strassen ziehen und beim Becherklang fröhlich kommersieren. Doch damit findet man sich allenfalls noch ab, weil es nun einmal so hergebracht ist; wenn aber ein ernster, vielleicht von schweren Erfahrungen gedrückter Bauersmann die Stube des Vikars oder Verwesers betritt und dort die Embleme der lustigen Studentenzeit sieht, da mag es wohl geschehen, dass darunter der Glaube an den Ernst der Gesinnung leidet, womit der junge Mann seines Amtes wartet. Mein seliger Freund von Zezschwitz hatte schon als Student auf seinem Arbeitspult einen Totenschädel, den er mit ernsten Bibelsprüchen beschrieb. Ich will das selbstverständlich nicht als allgemeines Muster hinstellen; aber ein Kruzifix oder überhaupt Erzeugnisse heiliger Kunst dürften das Arbeitszimmer eines angehenden Amtsträgers besser schmücken als die abgelegte (oder in Wirklichkeit noch keineswegs abgelegte) Haut des gewesenen Studenten.

Oft ist es rührend zu sehen, wie mit dem Amts-

rock des jungen Vikars gleichsam ein andrer Mensch aus ihm geworden ist. Der frühere Springinsfeld schreitet nun mit Würde daher, sodass die Metamorphose für den Kenner nicht selten einen komischen Eindruck macht. Und doch ist das gar nicht ohne Bedeutung. Ich wollte, in allen protestantischen Kirchen wäre dieser Amtsrock obligatorisch. Er vergleicht sich der militärischen Uniform. Sieht man bei einer Mobilmachung die Leute herbeiströmen in der ganzen Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit ihrer Herkunft und ihres Berufslebens, so erkennt man sie kaum wieder, wenn sie mit militärischem Gewande angethan nun alsbald in geschlossener Reihe, in gleichem Schritt und Tritt daher marschieren. So ist auch der Amtsrock des nun ins Amt Eingetretenen eine stetige Mahnung für ihn, nun als solchen sich zu bethätigen, als welcher er damit vor aller Welt erscheint. Dieser Amtsrock kann eine Art von Gewissen für ihn sein, welches ihn abmahnt und abhält von Dingen, die seiner Stellung und seinem Berufe nicht entsprechen. Um so schlimmer, wenn unter dem Amtsrock der alte Mensch bleibt, der er vorher war, und der händelsuchende, renommierende Student nun in pfäffischer Weise auf seine Amtsehre aus ist und geistliche Händel sucht statt der fleischlichen. Es gibt nichts abstossenderes als diesen Kontrast, und der Schade wäre vielleicht noch gering, wenn er bloss diejenigen träfe, welche mit solcher Amtsfigur zu thun haben. Denn — ich habe das öfters bemerkt —

unsere Gemeinden vertragen recht viel darin. Sie sind schliesslich doch nicht ganz tot zu machen. Aber viel verhängnisvoller, seelengefährlicher ist die Sache für den Amtsträger selbst, der dadurch unwillkürlich zur Heuchelei angeleitet wird und innerlich zu Grunde geht, wenn nicht eine nachträgliche Bekehrung ihm zurechthilft. Die Katholiken, durch den Charakter des Amtes geschützt, können sich darin mehr gehen lassen als wir Protestanten. Ich habe katholische Geistliche am Sonntag Morgen in Badeorten mit ihren Konfratres Karte spielen sehen, ohne dass man viel Anstoss davon zu nehmen schien. Wir können das Amt nicht gleichermassen von der Person trennen. Unsre jungen, ins Amt eintretenden Theologen sollen nicht dem Mönch Ilsan in der altdeutschen Sage gleichen, der nach zwanzig Jahren noch immer sein Sturmgewand unter der Kutte trug, ein ungeschlachter Patron, der den Rosengarten mit plumpen Füßen zertrat, seine Klosterbrüder bei Ohren zog und schimpfte wie ein Landsknecht. Und wenn sie es auch nicht so arg treiben wie der Mönch Ilsan, so findet man doch, selbst wo eine wirkliche Bekehrung eingetreten ist, nicht selten noch das frühere burschikose, provokatorische Wesen, nur dass die Gebiete verändert sind, auf dem diese Lebensgewohnheiten sich kundgeben. Darum beherzige man wohl, was der Apostel von sich sagt: da ich ein Mann ward, that ich ab, was kindisch war. Man könnte es wohl auch umkehren und sagen: eben damit, dass ich es abthat, erwuchs ich zu einem Manne.

2. Ein Mann, der seinen Geist nicht halten kann, ist wie eine offene Stadt ohne Mauern: Prov. 25, 28. Nahe genug liegt es, dieses anderen Wortes sich zu erinnern, wenn man dem Uebergang ins männliche Alter nachdenkt. Unser Luther hat das Wesen des Gedankens trefflich erfasst und richtig ausgedrückt, wenngleich er sich nicht an den Wortlaut bindet. „Eine erbrochene Stadt ohne Mauer, so ein Mann, dessen Geiste keine Zurückhaltung“. Es verhält sich, wenn ich recht sehe, nicht so, wie Delitzsch meint, dass der Geist das Objekt der Zurückhaltung, der Selbstbeherrschung wäre; das würde dem Wesen des Geistes nicht entsprechen, welches sonst überall in der Schrift als das bestimmende erscheint. Und die Frage würde sich dann erheben, welches denn das Subjekt jenseit des Geistes wäre, das zurückhaltend auf ihn einwirkte. Mithin als Subjekt der Zurückhaltung will der Geist angesehen sein, als das Bestimmende, Konstituierende, im Unterschied von der Seele, welche konstituiert wird und Einwirkungen vom Geiste erleidet.

Selbstverständlich ist der Uebergang vom Kinde und Jüngling zum Manne etwas zunächst natürlich werdendes und Gegebenes. Eine gewisse Verfestigung tritt geistig ein, gleichwie sie physisch und leiblich eintritt. Man wird fest in seinen Anschauungen, man fühlt sich durch den Gegensatz unangenehm berührt; aber insoweit handelt sichs dabei um etwas Neutrales, was im guten, wie im schlimmen Sinne genommen

werden kann. Man könnte solche Verfestigung auch wohl eine allmähliche Verholzung nennen, welche im Gegensatze steht zur Aufnahmefähigkeit, zu frischer Hingebung an neue Eindrücke, zu jener Jugendlichkeit, die sich auch der ältere Mann thunlichst bewahren soll. Aber abgesehen davon fragt es sich, worin die auf alle Fälle eintretende Verfestigung ihr Wesen hat. Wir wollen gleich den scheinbaren Gegensatz ins Auge fassen. Eine Verfestigung kann eintreten in kindischem Wesen, in ihrer Weise auch ein Fortschritt zu männlichem Wesen, aber was für einer! Der ehemalige Student bleibt Student in seinen Lebensgewohnheiten, fühlt sich nirgend wohler, als wenn er sich in studentischer Weise gehen lassen kann, hat an studentischem Komment, an studentischen Witzen seine Freude. Aber der Eindruck, den solch ein Gebahren auf den verständigen und gereiften Mann macht, ist ein abstoßender. Man gedenkt unwillkürlich jener Szene in Shakespeares' Heinrich IV. (V, 5), wo Falstaff seinen ehemaligen Kumpan, den Prinzen Heinrich, nachdem dieser zum Manne und zum Könige geworden, noch in alter, unverschämter Weise anreden will: „Heil, König Heinz, mein königlicher Heinz!“ Da antwortet der König: „Ich kenn dich, Alter, nicht; an dein Gebet! Wie schlecht steht einem Schalksnarr'n weisses Haar! Ich träumte lang von einem solchen Mann, so aufgeschwemmt vom Schlemmen, alt und ruchlos: doch nun erwacht, veracht ich meinen Traum. Den Leib vermindre, mehre deine Gnade, lass ab vom Schwelgen:

wisse, dass das Grab dir dreimal weiter gähnt als andern Menschen. Erwidre nicht mit einem Narrenspass, denk' nicht, ich sei das Ding noch, das ich war; der Himmel weiss und merken soll's die Welt, dass ich mein vor'ges Selbst hinweggethan, wie nun auch die, so mir Gesellschaft hielten. Vernimmst du, dass ich sei wie ich gewesen, dann komm und du sollst sein, was du mir warst, der Lehrer und der Pfleger meiner Lüste. Bis dahin bann ich dich bei Todesstrafe, und all die andern auch, die mich missleitet, zehn Meilen weit von unserer Person.“

Ich meine nicht, dass der Kontrast allenthalben ein so schneidender sein müsse, wie hier. Aber etwas ähnliches muss in dem vorsichgehen, der zum Manne gereift ist. Ich finde es nicht geeignet, wenn die alten Herren, die einmal in die Räume der Verbindung wiederkehren, bei studentischen Festen u. dgl., mit den jungen Leuten noch auf demselben Fuss verkehren. Unpassend und unwürdig ist dieses, wenn es von den Alten ausgeht; frech und insolent, wenn von den Jungen. Es erscheint mir darum auch das durchgeführte Duzen zwischen beiden Teilen nicht sachgemäss. Auch ohne dieses kann der Verkehr ein heiter ungezwungener sein, bei dem man sich des gleichen Ausgangspunktes, der gleichen jugendlichen Erinnerungen bewusst ist.

Also die Verfestigung als solche ist es nicht, die wir anstreben; sie kann auch im Schlimmen, im Mangel an Festigkeit bestehen. Die alten Gelüsten, die

in der Jugend ihm angehangen und ihn hin und hergezogen, sie brechen etwa in dem Manne regelmässig hervor, wenn irgend ein Anreiz von aussen auf ihn einwirkt; er ist der Versuchung noch ebenso preisgegeben, wie er es im unreifen Alter war; ja die Versuchung hat es in gewissem Masse jetzt leichter als vorher, da sie auf gebahnte Wege und lange Gewohnheiten trifft. Oder man hat sich gewöhnt, auf jeden neuen „Wind der Lehre“ zu achten, und rühmt sich vielleicht noch dessen als eines Vorzuges; was beim Jüngling nicht verwunderlich ist, dass er auf neue Richtungen begierig und mit einer gewissen Unbefangenheit eingeht, das wird nun Charaktereigentümlichkeit des Mannes, eine gewisse Flatterhaftigkeit und Bestimmbarkeit, die ihm übel ansteht. Es ist doch ein grosser Unterschied, dessen man sich hier wohl bewusst bleiben möge, ob man für alle Bewegungen der Zeit unzugänglich einfach und eigensinnig an seinem bisherigen Erwerb festhält, oder ob man den Standort und die Grundsätze preisgibt, von denen aus allein eine wirkliche und gedeihliche Aneignung des Neuen möglich ist. Es muss eine harmonische Verbindung, Eingliederung in das bereits gegebene stattfinden; und selbst wenn Retraktionen notwendig sind, dürfen dieselben nicht das Fundament zerbrechen. Es gibt keine neu auftauchende kirchliche oder theologische Richtung, von der man nicht so oder so zu lernen hätte; aber wenn jemand daraus das Recht ableiten wollte, den antikirchlichen und unevangelischen

Bestrebungen sich anzuschliessen, wie die moderne Theologie sie enthält, so würden wir einen solchen für charakterlos ansehen müssen.

Zurückhaltung, feste Geschlossenheit, das Gegenteil einer erbrochenen, dem Feinde allwärts zugänglichen Stadt, fordert der angezogene Spruch von dem Geiste. Es bedarf dessen am meisten gerade bei denen, die den Vorzug umfassender, leicht erregbarer Rezeptivität haben. Goethe, der sich dessen in hohem Masse erfreute, redet von Fortifikationslinien, hinter die er sich zurückziehe. Dem gemeinen Urteil erscheint solch ein Mensch leicht als egoistisch, unzugänglich, vornehm ablehnend. Und ich leugne gar nicht, dass solch üble Eigenschaften sich damit verbinden können. Aber wehe gerade dem Reichbegabten, Leichtempfänglichen, der solche Fortifikationen nicht kennt und dessen Stadt daliegt mit zerrissenen Mauern, jedem herumschweifenden Feinde zugänglich. Er bringt es zu nichts, weder wissenschaftlich noch ethisch.

Beides nämlich gehört zusammen, und soll hier im Zusammenhang aufgefasst werden, mag es auch in der schlechten Praxis häufig auseinanderfallen. Die Selbstzucht und Selbstbeherrschung, welche Sache des Geistes ist, hat nach der intellektuellen Seite hin gerade für den Theologen besondere Wichtigkeit. Im Unterschied von den meisten höheren Berufsarten anderer Art wird von dem praktischen Theologen fortwährende freie Produktivität gefordert. Der Jurist, der nach seinem Verwaltungskodex, nach seinem Gesetzbuch zu

verfahren hat, der Arzt, welcher die Symptome der Krankheit erforscht und die entsprechenden Heilmittel dafür sucht und anwendet, der Lehrer, welcher ein bestimmtes Material des Wissens und Könnens seinen Schülern beibringt, sie sind nicht in demselben Masse produktiv, freischöpferisch thätig, wie es der praktische Theolog ist oder wenigstens sein soll. Es ist das die allerschwerste Seite des theologischen Berufes, und darum kann hier auch der Kontrast zwischen Idee und Wirklichkeit ein recht schneidender und grausamer sein. Denn, wie wir wissen, es sind gar nicht immer die hervorragend Begabten, welche dem theologischen Berufe sich widmen. Und corruptio optimi pessima. Daher kommen jene ledernen oder blechernen Gesellen, die auf ein paar eingelernten oder zusammengerafften Gedanken herumreiten und keinen Hund vom Ofen locken. Aber auch diese grösste Schwierigkeit wird leicht überwindbar, wenn man das Wort der Schrift beherzigt — ich meine, als ein Stück des eigenen Herzens und Seins in sich trägt —: bei dir ist die lebendige Quelle und in deinem Lichte sehen wir das Licht (Ps. 36, 10). Aus dieser Quelle strömt dem Müden Kraft zu und Stärke genug dem Unvermögenden. Der Herr, der sein Hirte ist, weidet ihn auf grüner Aue und führt ihn zu frischem Wasser.

Für den Theologen gerade ist es, in anbetracht der von ihm geforderten Produktivität, von eminenter Bedeutung, dass sein Geist beizeiten die Haltung lerne, welche die schweifenden Gedanken bemeistert, zügelt

und ordnet. Am wenigsten Verständnis hierfür hat das weibliche Geschlecht, zu dessen Eigentümlichkeiten und Vorzügen es gehört, der Aeolsharfe gleich bei jedem vorüberstreichenden Lufthauch wiederzuklingen. Aber es gibt auch Männer, studierte Männer, die keine Ahnung haben von jener Selbstzucht des Geistes. Ihre Stadt ist für jeden landstreichenden, plötzlich auftauchenden Gedanken offen, und die Knechtschaft, unter der sie dabei stehen, kommt ihnen kaum zum Bewusstsein. Es gibt sogar Systematiker, die von dieser Selbstzucht keine Vorstellung haben und die, wenn sie einen Gedankenkomplex leidlich durchgeführt haben, dann einen Gedankenstrich machen und zu einem andern übergehen, der ihnen dabei eingefallen ist. Quidquid in buccam venit. Der liebe Gott, dessen Ebenbilder wir sein sollen, macht's nicht so, sondern ist die geschlossenste Einheit inmitten einer unendlichen Mannigfaltigkeit. Die Gedankenkolonnen müssen beherrscht werden und in geordneter Reihe aufmarschieren: der Blick muss geübt werden für jedes fremde Element, welches hier sich eindringen will, und die Kraft muss gewonnen werden, solch ein heterogenes Element fernzuhalten oder auszuschneiden. Nun wird man verstehen, wie gerade bei dem produktivsten Geschäft, der Predigt, diese Selbstzucht, diese Gymnastik und Systematik des Geistes sehr am Platze ist. Man wolle auch nicht einwenden, dass für den Laien, für den gemeinen Mann, dem der Geistliche zu predigen hat, diese Zucht und Haltung gleichgültig sei: der gemeine Mann hat

zwar nicht Logik studiert und Systematik gelernt, aber er merkt es recht wohl, wenn der Pfarrer „seinen Geist nicht halten kann“, sondern vom hundertsten ins tausendste kommt. Er merkt es, weil jeder menschliche Geist auf Einheit und Zusammenhang angelegt ist. Er fühlt die Unordnung und fühlt sich dabei unbehaglich, etwa wie der Laie, der nicht Musik studiert hat, die Disharmonien spürt, die in sein Ohr hineindeischnen.

Wenn es recht hergeht, muss diese Zucht der Gedanken auf der Universität gelernt werden, welche eben darum eine Hochschule heisst. Sie muss gelernt werden bei Lehrern, die sie selbst gelernt haben und üben, sie muss angeeignet werden durch beständige Kraftaufbietung und Anspannung. Für den Studenten, welcher zumeist rezeptiv sich zu verhalten hat, ist es nicht leicht, solche Schneide und Energie der Gedanken sich anzugewöhnen. Viele denken gar nicht daran, was dabei auf dem Spiele steht. Im Kolleg hören sie mit ganzem oder halbem Ohr auf das, was der Professor ihnen vorträgt; sie hören es und wissen nicht recht, was sie davon sich aneignen sollen. Und am Abend sitzen sie mit ihren Freunden und klöhnen sich aus, d. h. sie lassen vollends das Steuerruder, die Zucht der Gedanken von sich. Und in der Nacht, wenn sie aufwachen, überlassen sie sich auch ihren Gedanken, die in ihnen auftauchen und in sie eindringen wie in eine erbrochene, mauerlose Stadt und da auf den Gassen lärmend sich herumtreiben. Der

Mann, dessen Geist Selbstzucht gelernt hat, soll ihnen ein quos ego zurufen und sie bannen.

Die rechte Weise, seinen geistigen Besitz zu erweitern, ist zugleich damit gegeben. Denn nun greifen wir nicht Beliebiges auf, was auf dem Wege uns begegnet, wie etwa ein herumziehender Handelsjude alles in seinen Sack steckt, womit er meint ein Geschäft machen zu können; sondern in der Weise, wie der leibliche Organismus die Speisen sich aneignet, die zur Aufrechterhaltung und Förderung seiner Subsistenz dienen, so geordnet und sicher ist der geistige Konsum, und alles Einzelne unterwirft sich dem Bedürfnis und Wohle des Ganzen. Kommt ein ungesundes Element herein, so wird es kurzer Hand herausgeworfen; meldet sich ein Gast, ein fremder Gedanke, zur Unzeit, so wird er abgewiesen und auf die Seite gestellt bis zur rechten Stunde. Das kann wohl auf den ersten Moment egoistisch erscheinen, aber es ist keineswegs notwendig der Fall. Denn zuerst muss der Mensch, das Subjekt da sein, welcher für Andre etwas leistet und Anderer sich annimmt, dann erst kann die Leistung erfolgen und eine förderliche sein. Ungebetene Gäste aber setzt man billig vor die Thür.

Hier zeigt sich nun der Zusammenhang zwischen der intellektuellen und der ethischen Seite dieser Haltung. Auch als intellektuelle, als Selbstzucht der Gedanken, ist sie ethisch bedingt, wie ja alle Selbstbeherrschung, alle Selbstmächtigkeit des Menschen ein Stück seiner Gottesebenbildlichkeit und wesentliche

Aufgabe seiner persönlichen Bethätigung ist. Der Mensch ist zur Weltbeherrschung geschaffen; diesen Satz der Schöpfungsurkunde lässt ja auch die moderne Theologie noch gelten: wie aber soll jemand der Welt mächtig werden, wenn er nicht seiner selbst mächtig ist? Hat diese Selbstmächtigkeit Gottes Aus- und Durch- und Fürsichselbstsein und folgeweise seine Weltmächtigkeit zum Urbild, so liegt darin zuoberst der sittliche Charakter jener Selbstzucht begründet — denn es gibt keine Sittlichkeit ohne Beziehung auf ein höchstes Gut und kein höchstes Gut ausser Gott.

Wenn ich nun hierauf, auf diese sittliche Seite, unsern Spruch anwende, so setze ich dabei allerdings ein gewisses Mass von christlicher Gesinnung und christlicher Erkenntnis voraus, welche der Theolog sich bis zu seinem Uebergang in die praktische Thätigkeit angeeignet haben soll. Ich mache dabei keine hohen Anforderungen, denn wir bleiben hierin alle Stümper bis ans Grab. Es gibt wenig Christen, welche in der Selbstbeherrschung es so weit bringen, dass sie nicht gelegentlich, bei stark einwirkenden Reizen, in ungewohnten Situationen aus der Fassung gebracht würden und erst mühsam dieselbe wiedergewinnen. Das gehört zu dem täglichen Kampfe des Christenlebens. Aber Eins darf man doch fordern und voraussetzen, weil ohne dieses das ganze Leben und Wirken des Theologen eitel sein würde, dass er weiss, wo der Schwerpunkt seines Wesens und Strebens als Christen gelegen sei: in der Gemeinschaft Gottes, des

höchsten Gutes. So lange die Seele nicht in Gott gravitiert und immer wieder, wie viele Schwankungen täglich eintreten mögen, dorthin zurückstrebt, so lange sie an irgend einem kreatürlichen Gute hängt ausser und wider Gott, statt der Kreatur sich hinzugeben weil Gott sich in ihr zu erkennen und zu geniessen gibt: so lange kann von einer Haltung, einer christlichen Haltung des Theologen nicht die Rede sein. Jawohl, es gibt sittliche Haltung auch auf ausserchristlichem Gebiet; denn ein Mensch kann sich edle Güter ausdenken und zurechtmachen, edle Perlen auf seinem Lebenswege suchen, in deren Gewinnung und Behauptung seine sittliche Thätigkeit verläuft. Aber für das christliche Urteil ist das kein christliches, d. h. kein seiner Idee entsprechendes Ethos, und die Haltung, welche daraus erwächst, ist nicht die christliche, von der wir reden.

Ich will versuchen, es noch deutlicher und konkreter auszusprechen. Der Theolog, je mehr er ausreift, muss es zu einer Grundstimmung seines Lebens bringen, die ihn inmitten der täglichen Erlebnisse, des Wechsels, der Mannigfaltigkeit und der Gegensätzlichkeit seiner sonstigen Erfahrungen nicht verlässt oder doch wieder gewonnen wird, einer Grundstimmung, in der er früh am Morgen sein Leben beginnt und am Abend es beschliesst, jener: dein sind wir, mit dir halten wir's, du Sohn Isai! (1. Chr. 13, 18). Durch Gebet und Schriftlesung, durch Meditation und Arbeit soll es dahin kommen, dass er immer enger, immer

inniger seinem Heilande Jesus Christus anhangt und dass hierin die Grundstimmung seines Lebens besteht. Alles was sonst Dogma und Bekenntnis heisst, worin der Theolog gefestigt sein soll, gegenüber oberflächlichen und leichtfertigen Angriffen, hat für ihn nur Wert und Bedeutung, wenn es auf jener Grundlage ruht. Denn wenn unser Bekenntnis etwas anderes wäre als Aussage von Christus und unsrem Verhältnis zu Christus, so müssten wir es wegwerfen.

Der junge Theolog, der in den praktischen Dienst eintritt, braucht diesen Halt jetzt mehr als zu irgend einer Zeit. Zunächst zu dem Zwecke, dass er nicht andern predige und selbst verwerflich werde. „Euer Widersacher, der Teufel, geht umher wie ein brüllender Löwe, suchend welchen er verschlinge“ (1. Petr. 5, 8): nehme sich ja keiner davon aus, weil er ein Theolog und weil ihm als solchem der Spruch geläufig ist. Es ist der grösste Triumph des Teufels, wenn er solch einen Theologen zu Falle gebracht hat, einen solchen, welcher als eifriger Vertreter des christlichen Glaubens galt und es vielleicht auch wirklich war. Denn man darf nicht meinen, dass ein solcher ein Heuchler gewesen sein müsse, weil es mit ihm einen solchen Ausgang genommen. Er hat vielleicht nur der Mahnung vergessen, die der Apostel dort der folgenden Warnung vorausschickt: „Seid nüchtern, wachet“ (1. Petr. 5, 8). Die ganze Meute der pseudoliberalen Massen, der aufgeklärten Zeitungsschreiber erhebt sich in solchem Falle, um ihrer sittlichen Entrüstung Ausdruck zu geben.

Denn es gibt keinen grimmigeren Hass auf Erden als den gegen den christlichen Glauben. Kann man ihm etwas auswischen, so thut mans mit Freuden. Und im Grunde ist es die Meinung, dass all diese Mucker und Pietisten innerlich so angefault seien, wie es in einzelnen Fällen zu Tage kommt.

Es ist charakteristisch, dass auf solche Fälle förmlich Jagd gemacht wird. Sie gehören zur Lieblingslektüre des liberalen Philisters. Denn es ist immer ein Stück Entlastung für ihn, wenn die strengen Prediger, welche so gern Andere richten, selbst als Schufte erfunden werden. Kommt der Fall vor, und er ist ja gar nicht selten, dass eine falsche Anklage, welche durch die Blätter die Runde gemacht hat, sich als erlogen erweist, so nimmt man sie höchst ungern zurück und gibt höchstens in einem Winkel des Blattes, vielleicht erst nach geraumer Zeit, dem Dementi seine Stelle. Inzwischen hat sich die Nachricht verbreitet, und den Widerruf liest man mit viel geringerem Interesse als die Behauptung.

Hier ist es, wo ich dem jungen Theologen die „Haltung“ einschärfen möchte, deren er zur Führung seines Amtes bedarf. Es gilt an erster Stelle sich rein erhalten im Kampfe wider Versuchung und Sünde, in Gebet und Wachsamkeit; an zweiter Stelle aber — und das wird von manchen redlichen Seelen nicht genug beachtet — auch jeden bösen Schein, auch den unschuldigsten Anlass zur Verleumdung meiden. Er hat zu beachten, dass die Welt, die ihn umgibt, allewege

auf das Schlechteste bedacht ist, auch bei scheinbarer Gutmütigkeit. Die Haltung, deren der Theolog dabei bedarf, ist nun nicht bloss diese, dass er sich selbst und dass er vor jedem bösen Scheine sich hütet, sondern auch, dass er sich nicht erbittern lässt, wenn bei redlichstem Streben, bei lautrem Wandel, der Schmutz der übeln Nachrede ihm nicht erspart bleibt. Wenn ein junger Theolog, im ersten Liebeseifer, alle Kraft im Dienste seines Berufes aufbietet und Undank, Verdächtigung einerntet, dann ist es nicht leicht „die Haltung“ zu bewahren, die auch hier und gerade hier von ihm gefordert wird. Schlechtes Menschenvertrauen mag daran zu Schanden werden; die Augen sollen immer wachsamer und schärfer ausblicken, dass sie sich nicht berücken und täuschen lassen: aber die Liebe soll darum nicht aufhören, die das Beste hofft, noch die innere Ruhe und Heiterkeit der Seele, welche weiss, dass nichts geschieht ohne den Willen des Vaters, und dass seine Liebe grösser ist als aller Menschen Feindschaft. Es ist eine unsägliche Wohlthat Gottes, wenn ein junger Geistlicher inmitten der Stumpfheit, die ihn umgibt, nicht in seiner Weise ebenfalls abgestumpft, bei der Kälte, auf die er mit seinem Eifer stösst, nicht auch erkältet und starr wird. Diese mehr als menschliche Gabe ist von Gott zu erbitten, und wenn er sie verleiht, ihm zu verdanken, damit sie bleibe und sich mehre. Gott lässt dabei auch die tröstliche Erfahrung machen, dass einige die enge Pforte finden, die zum Leben führt, und einige als

Auserwählte von dem grossen Haufen der Berufenen sich scheiden. Das gibt dann die Haltung des Geistes, mittelst deren man sein selbst mächtig bleibt, immer auf das letzte Ziel gerichtet, die Sammlung und Bewahrung der kleinen Herde, und dessen bewusst, dass auch die entschiedensten Feinde des Evangeliums nach der Wahl Glieder dieser kleinen Herde werden können. Unser Dienst gilt allen, denn Gott will, dass allen geholfen werde; und daran haben wir uns zu halten, auch wenn in Wirklichkeit wenigen geholfen wird.

Aber auch nach einer andern Seite möchte ich den zur Praxis übergehenden Theologen die Notwendigkeit solcher Haltung nahe legen, im Verhältnis nach oben, zu den ihnen Vorgesetzten. Es liegt in der Natur der Sache, dass ein junger Mann, der in eine bis dahin ihm fremde Welt eintritt, trotz seines Eifers, ja gerade um seines Eifers willen, Verstösse macht, die ihn in Konflikt mit seinen Behörden bringen. Nicht selten ist die Würdigung der formellen Korrektheit eine verschiedene dort und hier. Es besteht wohl auch bei dem jungen eifrigen Theologen das Bestreben, die vorgeschriebenen Bahnen, die ausgefahrenen Geleise einmal zu verlassen und neue Wege einzuschlagen. Da macht es ja einen deprimierenden Eindruck, wenn „Remedur“ eintritt. Die kalten Paragraphen, zwischen die der junge Amtsträger sich gestellt fühlt, der bürokratische Stil, in welchem er Weisungen und Zurechtweisungen empfängt, können leicht Erkältung und Erbitterung in ihm hervorrufen, welche geeignet

sind, seinem persönlichen geistlichen Leben und seiner amtlichen Haltung Eintrag zu thun. Ich kann daher den in die Praxis übergehenden Theologen nur raten, sich möglichst bald das Handwerkszeug anzuschaffen und alles sich anzueignen, was zum amtlichen Handwerk gehört. Es ist ja ein trauriges Geschäft, auf dieser öden Heide von Verordnungen und Weisungen sich herumzutreiben, und es ist eine Thatsache, dass die armeligsten Geister häufig die grössten Virtuosen auf diesem Gebiete sind. Der im Geiste brennende Theologe, der sich nicht verleiten lässt und nicht geneigt ist, dieser Seite des Amtslebens eine höhere Würdigung entgegenzubringen als ihr gebührt, soll womöglich an Pünktlichkeit, Genauigkeit, Peinlichkeit der äusseren Amtsführung von keinem dieser steifleinenen Gesellen sich übertreffen lassen. Denn das ist nun einmal ein — wenigstens zur Zeit — notwendiges Annex des Amtes, welches die Versöhnung predigt, und das Gefühl des Kontrastes zwischen der Substanz des Amtes und seinen vielen Accidenzen (nicht gerade Accidenzien) soll den Amtsträger in jener Sorgfalt nicht irre machen. Er kann, je sicherer er in diesen Schranken sich bewegt, um so freier und hingebender dem sich widmen, was die Substanz des Amtes ausmacht. Vor allem aber wird ihm dadurch die „Haltung“ erleichtert, auf die es uns hier im Zusammenhang mit unserm Schriftwort ankommt. Es ist nichts trauriger, als wenn man sieht, dass ein junger Geistlicher, der die Flügel erheben will, um den Idealen und Zielen seiner amtlichen

Thätigkeit entgegen zu fliegen, nun ägriert am Boden liegt, weil er sich hie und da die Flügel an unbeachteten Verordnungen und Paragraphen verbrannt hat. Auch wenn es geschehen ist, soll er im Hinblick auf die Herrlichkeit des Amtes, das ihm vertraut ist, oben auf bleiben, sich nicht erbittern lassen, das Geringe gering achten. Es muss von ihm gelten, was Goethe von Schiller sagt: „Hinter ihm im wesenlosen Scheine lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.“

Die gleiche Mahnung möchte ich an die zum Amte sich Rüstenden richten mit Beziehung auf die Konflikte, denen sie in seelsorgerlicher Hinsicht ausgesetzt sind. Je weiter unsre Gemeinden vom lebendigen Glauben sich entfernen, um desto empfindlicher werden sie bei Antastung ihrer Gebrechen. Es ist nicht an dem, dass stadtkundige, dorfkundige Vergehen nun alsbald den *elenchus nominalis* gestatten. Insbesondere bei Leichenreden spannt man darauf, ob Andeutungen dieser Art fallen; und vornehmlich, wenn offne Rüge ergeht, dann ist Feuer im Dach und offne Anklage bereit. Aber auch, wenn gar keine spezielle Anklage, weder bei der geistlichen noch bei der weltlichen Behörde, erhoben wird, sondern nur irgend ein Schreier in öffentlichen Blättern darüber skandalisiert, ist grosse Neigung vorhanden, „Remedur“ eintreten zu lassen und der „öffentlichen Meinung“ Genugthuung zu verschaffen. Die Predigt wird, wie billig, eingefordert, und wie sollten in der Predigt eines Anfängers, gerade je eifriger er ist, nicht Anhaltepunkte zu einer Rüge sich finden?

Es geht hier nach dem gewiss berechtigten Prinzip, dass das Gericht anfangs vom Hause Gottes (1. Petr. 4, 17); nur dass darüber der Gedanke an das Ende derer, welche dem Evangelium Gottes nicht gehorchen (ib.), zurücktritt. Man muss die Gemeinden schonen, mit dem Knaben Absalom säuberlich fahren; dagegen darf man den Geistlichen zutrauen, dass sie eine „väterliche Rüge“ vertragen, und wenn sie dieselbe nicht vertragen — nun gut, man hat sie doch in seiner Hand. Hier kann auch leicht Erbitterung bei dem jungen Theologen eintreten, mögen die Intentionen der geistlichen Behörden noch so wohlwollende sein. Man ist sich der besten Absicht bewusst, man fühlt sich der Gemeinde gegenüber kompromittiert; man spürt in sich die Neigung, die Dinge gehen zu lassen, wie sie gehen. Aber eben dieses ist, wogegen ihr anzukämpfen habt. Alles was masculini generis, geschweige denn spiritualis generis in euch ist, muss gegen solche Empfindlichkeit ankämpfen, denn sie ist eine weibische Schwäche. Gedenkt an eure eignen Fehler, die euch in solche Lage gebracht haben! Gedenkt an die Höhe und Herrlichkeit eures Amtes, an die offne Thür, die euch Gott nach so vielen Seiten gegeben hat. Wie der Apostel sagt, dass dieser Zeit Leiden nicht wert sind der Herrlichkeit, die an uns geoffenbart werden soll (Rom. 8, 18), so wollet erwägen, dass solch elende Konflikte und Anstösse, wo alles von Menschlichkeiten wimmelt, nicht wert sind, dass ihr darüber die Fassung und Haltung des Geistes ver-

liert, die allein zur gedeihlichen Führung des Amtes befähigt.

3. Alles ist euer, ihr aber seid Christi (1. Kor. 3, 21, 23). Mögen wir unsre Gedanken über „die persönliche Lebenshaltung“ des dem Amte nahtretenden Theologen mit einem Worte des Apostels schliessen, welches in seiner Weise die vorher aufgestellte Forderung schon in sich schliesst und begründet. Denn wenn einer seine Fassung und Haltung bewahrt hat, auch im tiefsten Leid, bei ungerechter Anklage, so ist es unser Herr Christus; und wenn wir sein sind, er in uns und wir in ihm, so wird seine Haltung auch unsre Haltung sein. Oder wenn wir ins Schwanken kommen, was ja leider oft der Fall ist, so zieht uns seine Hand wieder zurück und wir lassen uns von ihm zurückziehen.

Es ist das Höchste, was ein Mensch für Zeit und Ewigkeit erreichen kann, Christi zu sein, in jenem Sinne, wie es der Herr selbst und wie es die Schrift meint, im eigentlichen, nicht im figürlichen Sinne. Und darum ist es auch das Höchste und Letzte, was ich einem angehenden Theologen vor das Auge zu stellen weiss. Dabei wollen wir zunächst den Gedanken an die Vorbildlichkeit Christi fahren lassen. Und ebenso erweist sich hier jede Vorstellung von Christo als einem gottinnigen Menschen als unzureichend. Lebenskräftiges-gottmenschliches Prinzip muss Christus für uns sein, damit jenes *Χριστοῦ εἶναι* des Apostels sich verwirklichen könne: denn wehe uns, wenn wir eines Menschen

eigen wären. Er der Weinstock, wir die Reben; er das Haupt, wir die Glieder. Ja die ganze Gemeinde der Gläubigen kann mit ihm zusammengenommen Christus genannt werden (1. Kor. 12, 12), und die Aussage Gal. 3, 16 verglichen mit V. 27—29 erhält von hier aus ihre Deutung. Hier kommt man nicht aus ohne echte und wahre Mystik, wie sie ja auch Schleiermacher in seiner Weise festhielt. Wir versenken uns in die Person Christi, und wohl dem, der es mit solcher Innigkeit zu thun vermag wie Bernhard und Franziskus! Die edelsten Blüten christlichen Glaubens und Lebens nimmt uns, wer uns dieser Mystik beraubt. Und wenn in unpassender Weise menschliches, geschlechtliches Liebesverhältnis darauf angewendet worden ist, so ist der damit angerichtete Schade nicht zu vergleichen mit dem Nachteil, welchen das entgegengesetzte Extrem mit sich bringt, denn dieses nimmt uns alles, was wir an Christo haben. Jawohl, wir wollen uns ihm gleichstellen, auf gleichem Fuss mit ihm verkehren, weil er uns gleich und unser Bruder geworden ist; und dafür ist in dem Gläubigen gesorgt, dass ihm der Gedanke an die überragende Herrlichkeit Christi nicht verloren geht. Die ganze Gemeinde ist aus Christo, dem gottmenschlichen Adam, herausgezeugt, wirklich, nämlich auf geistlichem Wege, nicht figürlich, herausgezeugt zu einer neuen Menschheit, und es gibt kein Leben, keine Vollen- dung für sie, ausser indem sie Christi ist und bleibt. Darum spiegelt sich auch Christi Lebensgang, sein Passionsweg, seine Verklärung in der Gemeinde wieder

(vgl. Kol. 1, 24), und alles, was die Schrift von dem Mitbegrabensein und Auferwecktsein mit Christo sagt (z. B. Kol. 2, 12; Eph. 2, 6), erhält von hier aus sein Verständnis.

So lange ihr jungen Theologen in dieser Gemeinschaft steht und aus dieser Quelle für euer Leben und für euren Beruf schöpft, werdet ihr vor Abfall bewahrt bleiben und in jeder Versuchung, aus jeder Verirrung euch zurechtfinden. Ihr werdet Lutheraner bleiben; denn keinen anderen Zweck hat die Reformation gehabt, als uns den Zugang zu Christus ungehemmt wieder zu eröffnen, den Born dieser Gnade ungetrübt wieder zu erschliessen. Ihr werdet dadurch auch vor allem Pietismus, vor pietistischer Engherzigkeit und Beschränktheit bewahrt werden. Denn nun wollen wir unsern Herrn Christus preisen als den, wie er in der Schrift gepriesen wird, als den „historischen Christus“, ausser welchem es nur einen fiktiven gibt, nämlich als den, der, nachdem er die Reinigung unserer Sünden durch sein Blut vollbracht, sich gesetzt hat zur Rechten Gottes im Himmel über alle Macht und Gewalt und Kraft und Herrschaft und jeglichen Namen, der genannt wird, nicht allein in dieser, sondern auch in der zukünftigen Welt, und hat alles unter seine Füße gethan (vgl. Hebr. 1, 3; Eph. 1, 20 ff.). Wir kennen und anbeten ihn nicht bloss als Haupt seiner Gemeinde, sondern zugleich als Haupt über alles (Eph. 1, 22), als den, der nicht bloss seine Gemeinde, sondern alles in allem erfüllet (v. 23). Gleichwie er der Herr ist, so herrschen

wir in ihm und mit ihm, auch wenn uns die Welt unter ihre Füße tritt. Denn alle Welt, mag sie es immerhin nicht wissen, ist gleichwohl sein, und die Königsherrschaft der Welt wird unsers Herrn und seines Christus werden (Apok. 11, 15). Darum legen wir unsre Hand an alles, was gross und herrlich in der Welt ist, und halten sie nur rein von der Sünde. Wir verstehen von hier aus die Mahnung des Apostels (Phil. 2, 8): was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohllautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denket nach. Alles ist unser, wenn und weil wir Christi sind.

Ich lege grosses Gewicht auf diese Universalität des Christenstrebens und Christenbesitzes, zumal auch bei dem praktischen Geistlichen. So widerwärtig der gemachte pastorale Ton ist, nicht minder wie das unselige Kanzel-Pathos, so ungehörig bei jungen Geistlichen die Einmischung ist in Nichtbefohlenes, unter dem Prätext, dass die Gottseligkeit zu allen Dingen nütze sei, so sehr muss man darauf halten, dass das Pfarrhaus bei aller Einfachheit der Lebensverhältnisse, bei allem Verständnis für die Interessen und den Ton des gemeinen Mannes eine Stätte höherer Bildung sei und bleibe, wo alles Zugang hat, was wahr ist, was lieblich, was wohllautet. Das ist man seinem Herrn Christus schuldig, der wohl unter den Sündern sass, aber ohne selbst ein Sünder zu werden, der verachtetste und unwertesteste, und doch zugleich der schönste unter den Menschenkindern. Alles ist euer! Gäbe es irgend etwas Schönes,

Grosses und Erhabenes, irgend einen Gegenstand menschlichen Wissens und Könnens, irgend ein Ziel menschlicher Bethätigung, welches sich nicht damit vertrüge dass wir Christi sind, so würde damit dieses Letztere selbst erschüttert werden. Hier gilt es noch viel pietistischen Sauerteig auszufegen. Oft gewinnt es den Anschein, als ob diese natürliche Welt mit ihrer unendlichen Wesensfülle, die doch als solche von Gott stammt und Gottes Gedanken ausprägt, zu identifizieren sei mit jenem Kosmos, von welchem der Apostel sagt: Habt nicht lieb die Welt und was in der Welt ist (1. Joh. 2, 15). Die weltlichen Geschäfte gelten als profan, und es gewinnt den Anschein, als komme der Christ erst wieder zu sich, wenn er von ihnen sich abwendet und mit Lektüre der Schrift und durch Gebet sich Gotte unmittelbar zuwendet. Aber das gottinnige Gemüt, wie es durch die Zugehörigkeit zu Christo geworden und fernerhin werden soll, blickt die Welt mit dem Auge Gottes an, der in ihm lebt, es sieht überall Gottes Finger, Gottes Wunder, Gottes Güte — in den Lilien auf dem Felde, deren Gestaltung und Wachstum noch kein menschlicher Verstand im Grunde des Wesens erklärt hat, in der unendlichen Mannigfaltigkeit der pflanzlichen und tierischen Gebilde, deren inneren, staunenerregenden Zusammenhang anerkennen und anbetend betrachten etwas anderes ist, als durch darauf begründete Hypothesen Gott aus der Welt eliminieren, in der gewaltigen Entwicklung der menschlichen Kultur und Geschichte, dem Fortschritt

menschlicher Kunst, Wissenschaft, Industrie, Verkehr. In allem diesen findet das gläubige Auge, welches von dem Zentrum der Christusgemeinschaft die Dinge betrachtet, den Finger Gottes, die „vielgestaltige Weisheit“ Gottes (Eph. 3, 10), und wenn in dem allen, auch in der Naturwelt, die unheimlichen Mächte des Abgrunds ihn anstarren, so ist ihm vermöge seiner Stellung im Zentrum die Fähigkeit verliehen, die Werke Gottes zu erkennen, ohne damit dem Argen sich hinzugeben und in Weltliebe Gottes zu vergessen.

Strebt nach harmonischer Ausbildung eures Christenstandes und lasst eure Pfarrhäuser ein Abbild, einen Widerschein solcher Harmonie werden: von hier aus gewinnt auch das Aeussere eine Bedeutung, die nicht unterschätzt werden darf. In den bescheidensten Verhältnissen kann diese Harmonie zu Tage treten. Es ist gar nicht gleichgültig, ob ihr in der Einrichtung eurer Häuser Geschmack zeigt oder der plumpe Utilitätsstandpunkt dominiert. Denn was Gottes ist, das ist nicht blos wahr und gut, sondern auch schön. „Herr mein Gott, du bist sehr herrlich; du bist schön und prächtig geschmückt“ — „du lässtest mich fröhlich singen von deinen Werken, und ich rühme die Geschäfte deiner Hände. Herr, wie sind deine Werke so gross; deine Gedanken sind so sehr tief. Ein Thörichter glaubt das nicht, und ein Narr achtet solches nicht.“ Ich meine, gleichwie Gottes wunderbares Thun bis in das Kleinste hinein sich kundgibt, alles Stoffliche durchgeistend und verklärend, so müsste es euch, ihr Theo-

logen, die ihr von der Herrlichkeit Gottes zu zeugen habt, bis in die Fussspitzen durchdringen, dass ihr Christi seid, und eure Lebenshaltung müsste bis in das Aeusserlichste hinein — ungesucht und ungezwungen — es bekunden.

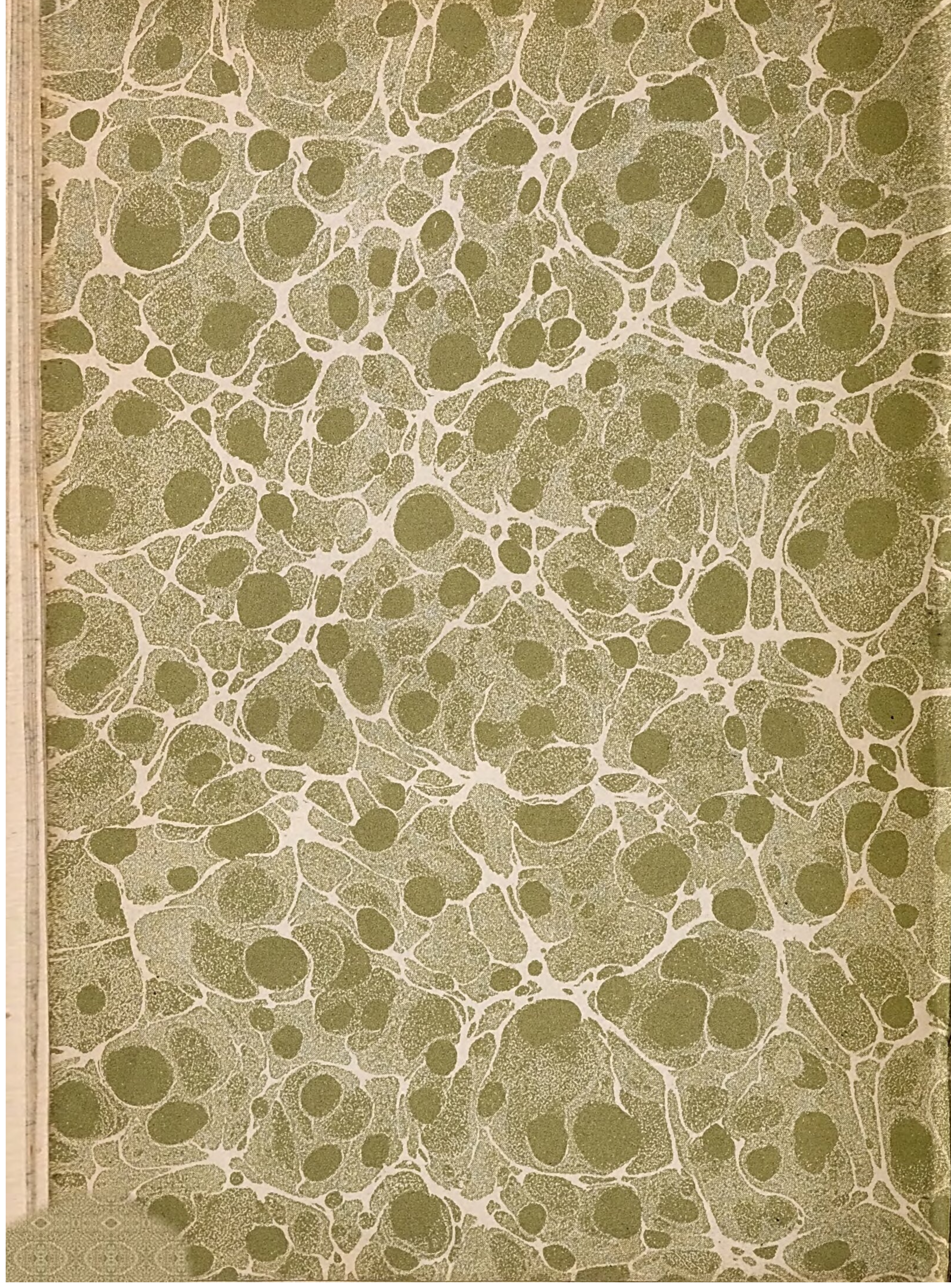
Alles ist euer, ihr aber seid Christi. Mir gilt dies Wort ebenso als eine Verheissung, wie als eine Mahnung und Warnung. Wenn ich die Geringschätzung der Welt ansehe, wie sie jetzt mehr als sonst auf dem geistlichen Stande ruht, da ergreift mich's wie mit Wonnegefühl: ihr, die ihr nichts habt, seid es doch, die alles haben (nämlich mit Christo); ihr, die ihr arm seid, macht doch viele reich — der Tag wird's offenbaren (2. Kor. 6, 9); die Sanftmütigen, die Elenden, die ohne Gewalt zu thun in Gott gefasst und zufrieden sind, werden das Land erben (Ps. 37, 11). Und sie sollen dieser Herrschaft nicht erst dereinst, sondern schon jetzt inne werden; denn es gibt keine Gewalt, die stärker wäre als die Gewalt Christi, welche sieghaft ist, Frieden schafft angesichts des Feindes, dem gegenüber alle irdische Macht und Weisheit die Waffen strecken muss, der Sünde und des Todes.

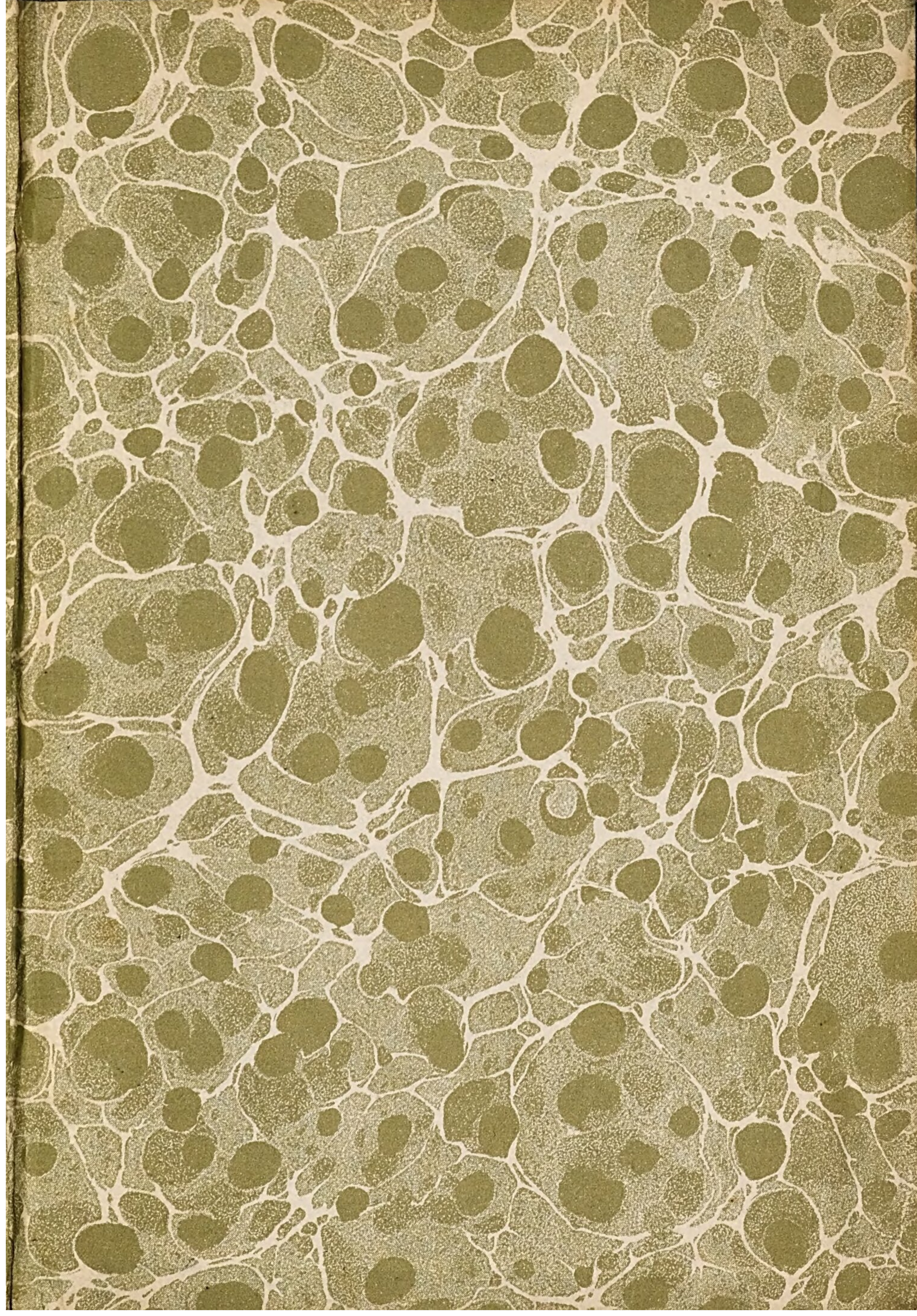
Aber zu dieser Weitschaft und Herrschaft kommt ihr nur, wenn ihr zuvor in die Enge gegangen, den schmalen Weg zu Christo, der nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegte. Nur soweit dürft ihr des alles mächtig sein und werden wollen, als ihr Christi seid. Denn was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele!

Vergesst es nicht, dass die Reiche der Welt, deren Christus auf dem Wege des Leidens und Gehorsams teilhaftig werden sollte, ihm vom Versucher vorzeitig angeboten wurden. Fangt nicht damit an, der Welt mächtig und universal gerichtet sein zu wollen, sondern damit fangt an, dass ihr Christi eigen sein wollt, täglich aufs neue, täglich dies das erste, das andre die Gabe, die euch zufällt. Aliis inserviando consumor, heisst ein alter Spruch. Lasst euch dazu auch den anderen gesagt sein: Christo Jesu inhaerendo, inserviando dominabor.



Leipzig,
Druck von Ramm & Seemann.





Frank, Franz Hermann Reinhold <<von>>,

Vademecum für angehende Theologen

Erlangen [u.a.] 1892

Th.u. 157 ge

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11889969-2